

Lüderitzbucht von der Haifisch-Insel gesehen.

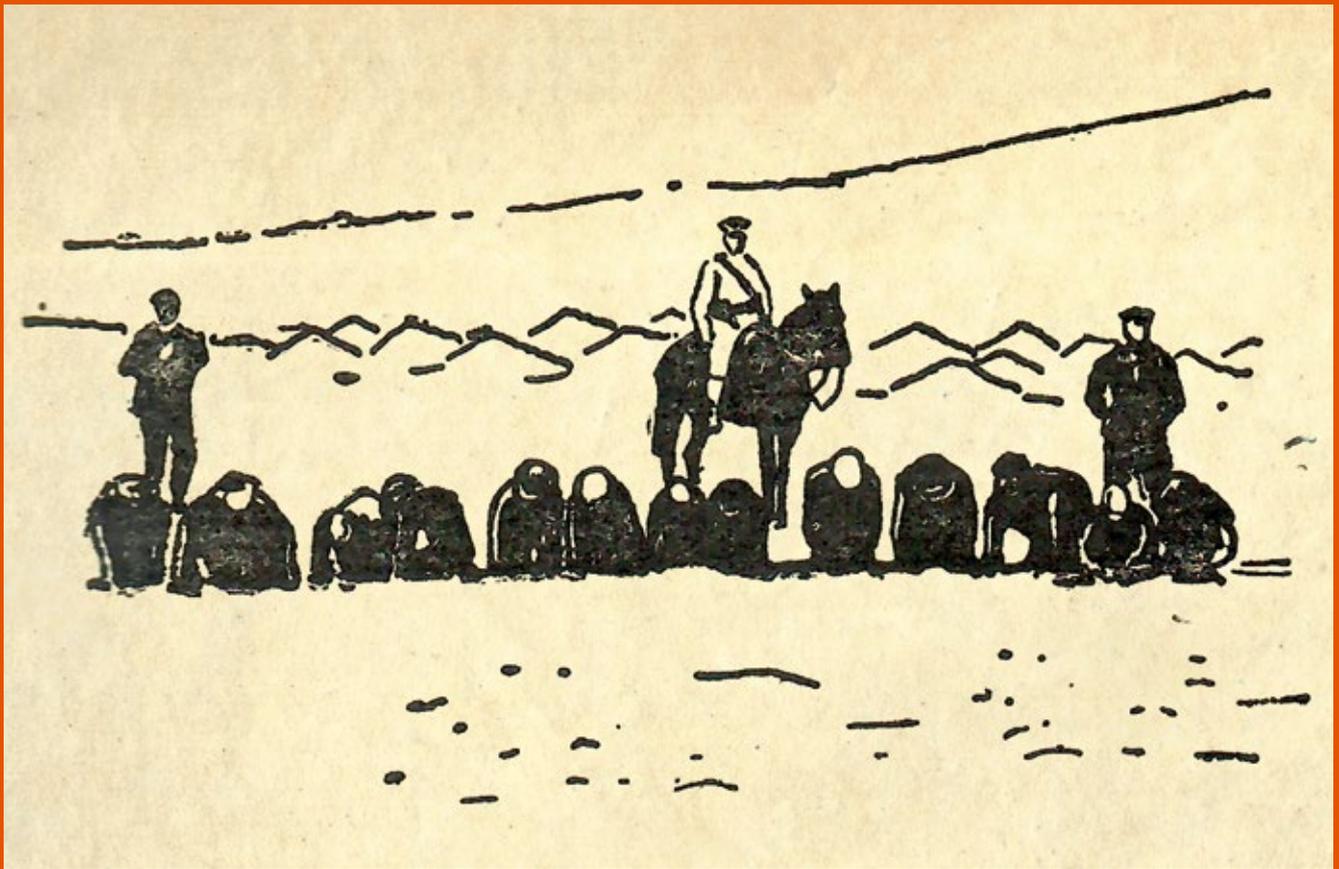
Mit einer
**Übersicht der
kolonialkritischen
Ausstellungen** seit
1989 zu deutschen
Städten

Fernes Hagen. Kolonialismus und wir

Herausgegeben von
Fabian Fechner und
Barbara Schneider

275
1746 JAHRE 2021
HAGEN

 **FernUniversität in Hagen**



Exotisches liegt in der Ferne – in einem unbestimmten Land, weitab von Deutschland oder Westfalen. So könnte man meinen. Doch ist das „Exotische“ nicht fern und schon gar nicht exotisch. Vielfältige Bezüge verschränken die Kolonialzeit und exotisierende Vorurteile mit der Regionalgeschichte, auch mit der Stadt Hagen. Diese Verbindungen werden durch Sammelobjekte aus „Übersee“, durch Soldaten in Kolonialkriegen und durch ethnologische Projekte deutlich. An der Selbstdarstellung mancher Hagerer Unternehmen zeigt sich zudem, wie beharrlich und wirkmächtig exotisierende und koloniale Bildtraditionen sind. Der Nachlass eines

Hagerer Missionars steht exemplarisch für die materiell greifbaren Verweise zwischen Ostafrika und Nordrhein-Westfalen. Im Hasper Schulalltag waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts die deutschen „Schutzgebiete“ durch großformatige Wandbilder präsent.

Anlass der vorliegenden Publikation ist die Ausstellung „Fernes Hagen“ im Rahmen des 275. Hagerer Stadtjubiläums. Ausgewählte Kommentare zu anderen kolonialkritischen Ausstellungen deuten auf unterschiedliche Ansätze einer regionalen Thematisierung des Kolonialismus im Allgemeinen und der deutschen Kolonialgeschichte im Speziellen.

Fabian Fechner / Barbara Schneider (Hg.)

Fernes Hagen. Kolonialismus und wir

mit Beiträgen von

Eva Bahl

Marianne Bechhaus-Gerst

Barbara Frey

Markus Himmelsbach

Beatrix Hoffmann-Ihde

Yagmur Karakis

Evelyn Kloos

Christian Kopp

Nina Lawryniuk

Urs Lindner

Marco Lindenberg Petersen

Zara Jakob Pfeiffer

Michael Rösser

Martin W. Rühlemann

Dennis Schmidt

Christoph Schwab

Heiko Wegmann

Mit einer Übersicht der kolonialkritischen
Ausstellungen seit 1989 zu deutschen Städten

4. Auflage

Hagen 2023

Inhalt

Fernes Hagen? Möglichkeiten einer kritischen Kolonialgeschichte „vor Ort“

Fabian Fechner, Barbara Schneider 6

Teil 1: Fernes Hagen. Kolonialismus und wir

Barbara Schneider 14

Ästhetische Zerrbilder? „Exotik“ und Hagener Firmen

Nina Lawryniuk 20

Kultur, Kommerz und Kolonialpoesie in der Hagener Moderne

Dennis Schmidt 32

Deutschlands *Platz an der Sonne* im Unterricht. Koloniale Schulwandbilder aus Haspe

Michael Rösser 42

„...den Seegedanken zu pflegen“? Hagener Krieger- und Marinevereine – Krieg und Gewalt in China und im kolonialen Afrika

Christoph Schwab 58

Zwischen Entkolonialisierung und kirchlicher Entwicklungsarbeit. Ein Konvolut aus dem Nachlass A. Kunigk

Fabian Fechner 64

Unvermutete Geschichten gegenseitigen Wissens – Afrika in den Biographien von Heinrich Wieschhoff und Burkhard Waldecker

Teil 2: Das koloniale Erbe im Fokus einer Stadt – Versuch einer Bestandsaufnahme bisheriger Ausstellungen

Nina Lawryniuk 76

Postkolonialismus – ein Versuch über Empathie in der Selbstdarstellung

Ausstellungen 78

zur Aufarbeitung der lokalen kolonialen Vergangenheit – Versuch einer Übersicht

Marianne Bechhaus-Gerst 84

„Aachen und der deutsche Kolonialismus – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“

Christian Kopp 86

„freedom roads! koloniale straßennamen | postkoloniale erinnerungskultur“. Geschichte, Kunst und Beteiligung (Wanderausstellung, 2010–2014)

Christian Kopp 88

„zurückGESCHAUT. Die Erste Deutsche Kolonialausstellung in Treptow 1896“. Zur Dauerausstellung im Museum Treptow (Berlin)

Barbara Frey 90

„Kauft deutsche Bananen! Kolonialwaren und ihr Handel in Bielefeld“

Yagmur Karakis 92

Ausstellung(en) „Koloniale Verbindungen. Rheinland/Grasland – Deutschland/Kamerun“ 2017 im Stadtmuseum Düsseldorf und 2018 im Musée des Civilisations in Dschang

Urs Lindner 94

„Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“

Marco L. Petersen	96
„Rum, Schweiß und Tränen“. Die regionale Aufarbeitung eines binationalen Kolonialerbes	
Heiko Wegmann	100
„Freiburg und die deutsche Kolonialgeschichte in Afrika“. Eine folgenreiche Ausstellung von freiburg-postkolonial. Ein Erfahrungsbericht	
Marianne Bechhaus-Gerst	104
„Köln Postkolonial – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“	
Marianne Bechhaus-Gerst	106
Köln Postkolonial – „Die Geschichte des Afrika-Viertels in Nippes“	
Eva Bahl, Zara Jakob Pfeiffer, Martin W. Rühlemann	108
„DECOLONIZE MÜNCHEN“	
Evelyn Kloos	112
„Das Somali-Dorf in Oldenburg 1905 – eine vergessene Kolonialgeschichte?“ Eine Völkerschau in der Provinz	
Heiko Wegmann, Markus Himmelsbach	116
Die Stuttgarter Werkstattausstellung „Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus“	
Markus Himmelsbach, Heiko Wegmann	120
Nachtrag zur Stuttgarter Ausstellung „Schwieriges Erbe“	
Beatrix Hoffmann-Ihde	122
„Freiburg und Kolonialismus: Gestern? Heute!“	

Bildnachweise

126

Die Autorinnen und Autoren

130

Impressum

4. Auflage 2023,
400 Exemplare
Alle Rechte vorbehalten
© 2023 FernUniversität in Hagen

Satz:
Jan Hillers, FernUniversität in Hagen,
Dez. 5.2.3 – Grafik

Herstellung:
FernUniversität in Hagen, Dez. 5.2.2 – Druckerei

Umschlaggestaltung:
Mike Glüsing, Dortmund

Herausgeber:
Fabian Fechner und Barbara Schneider,
Lehrgebiet Geschichte Europas in der Welt,
FernUniversität in Hagen;
Kontakt über: hagen.postkolonial@outlook.de

ISBN 978-3-00-068095-3

Fernes Hagen? Möglichkeiten einer kritischen Kolonialgeschichte „vor Ort“

Fabian Fechner und Barbara Schneider

Fernes Hagen – was heißt „fern“? Die eigene Stadt scheinen wir am besten zu kennen, und ausgerechnet diese soll einem fremd und fern sein? Ein Ziel der vorliegenden Publikation besteht darin, genau das zu erreichen, indem die Geschichte einer Stadt mit der Geschichte des Kolonialismus verknüpft wird. Zeitlich und räumlich Fernes und Nahes soll zueinander in Bezug gesetzt werden. Der Kolonialismus soll dadurch aber nicht fremd und „anders“ werden, er wird durch die schlichte Formulierung „und wir“ rückgebunden.¹ Im ersten Teil der Publikation werden am Beispiel Hagen in sechs Aufsätzen Bezüge zwischen der Stadt und kolonialen Asymmetrien hergestellt. Sie sollen die Ausstellung „Fernes Hagen“ begleiten, die im Herbst 2021 in der Universitätsbibliothek Hagen gezeigt werden soll, doch sind die Aufsätze auch unabhängig davon lesbar. Diese Ausstellung ist zudem eine Momentaufnahme in einem sehr dynamischen Feld, nur einer von vielen Versuchen, ein differenziertes Bild gegen Kolonialromantik und koloniale Ignoranz zu setzen.

Seit Anfang der 1990er Jahre haben schon zahlreiche größere und kleinere Ausstellungen einen „lokalen Kolonialismus“ in bundesdeutschen Städten aufgearbeitet.² Zu Beginn des zweiten Teils wird dieses Feld skizziert und ein Gesamtüberblick versucht. Danach berichten beispielhaft Ausstellungsmacher*innen 14 verschiedener Ausstellungen aus den vergangenen 16 Jahren, wodurch zugleich der notwendige Methodenpluralismus deutlich wird. Jeder Ort hat eine spezifische Ausgangslage, die von vielen Gegebenheiten abhängt: Sind Firmen mit kolonialer Vergangenheit in der Stadt noch tätig? Wie steht es um umstrittene Straßennamen? Wie offen ist das städtische Selbstbild für eine Reflexion des Kolonialismus? Wie sieht der Dialog mit einer interessierten Stadtöffentlichkeit aus, die durch Schulen, Vereine, Interessengruppen und local communities geprägt wird?

Der Preis des Aufwandes für eine stadtbezogene Spurensuche³ scheint zunächst einmal hoch. Die Bindung an einen konkreten Ort zwingt nämlich zu einem inhaltlichen und methodischen Querschnitt, der bei jeder weiteren Stadt praktisch bei null beginnt. Man muss in einigen Teichen schwimmen, um hartnäckige „Eigengeschichten“ gegen den Strich zu bürsten und als Quelle sonst undokumentierter Begebenheiten sprechen zu lassen: die hymnische und zugleich aus der Zeit gefallene „Entdeckungs“-Geschichte, die stark formalisierte und oft recht monothematische Missionarsbiographie, Zeitschriften von Veteranenverbänden, die unüberschaubare Menge an Tagespublizistik und viele Quellengattungen mehr. Der Lohn der Mühe ist jedoch ebenso hoch: die Aussicht darauf, dass eine interessierte Öffentlichkeit mit stadthistorischen Fragen gut erreicht werden kann, und dies mit aktuellen Themen wie Alltagsrassismus, Restitution von Raubkunst und dem Zusammenhang von Migration und Identität. Die Sammlung kurzer Beiträge verschiedener Autor*innen ist dabei eine besonders hilfreiche Form. Sie lädt dazu ein, das Vorgefundene gerade nicht zu glätten, nicht linear in einem neuen Narrativ erzählen zu wollen. Vielmehr wird das Mosaikartige so besser abgebildet, in der Zusammenschau einer Collage dasjenige erkannt, was in einem einzelnen (Quellen-)Text nicht greifbar ist.

An dieser Stelle soll nur eine einzige Quelle als Beispiel herausgegriffen werden. Den Hintergrund des Titels nimmt der Ausschnitt eines großformatigen Wandbildes ein, das wahrscheinlich schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg in der Evangelischen Volksschule Haspe-Heubing im Unterricht eingesetzt wurde: „Lüderitzbucht von der Haifisch-Insel gesehen“ (Abb. 1).

Die Beschädigung am oberen Rand weist wohl auf den häufigen Gebrauch des Bildes hin. Das Schulwandbild wurde von

1 Vor allem Norbert Frei ist die Verbreitung dieser bündigen Formulierung zu verdanken, die anschaulich und eingängig eine selbstreflexive Haltung ausdrückt, in seiner Forschung etwa in der Wendung „1945 und wir“. Sebastian Klinge wendet die Formulierung dann bewusst auf 1989 an. Sebastian Klinge: 1989 und wir. Geschichtspolitik und Erinnerungskultur nach dem Mauerfall, Bielefeld 2015, S. 12f. Wir danken Dennis Schmidt und Michael Rösser für zahlreiche weiterführende Hinweise zu dieser Einleitung.

2 Außerhalb der Bundesrepublik konnten weder in der Schweiz noch in Österreich vergleichbare stadtbezogene Ausstellungskonzepte ermittelt werden. Vergleichbare Fälle wären Teile der Dauerausstellung im Stadtmuseum von Nantes zum transatlantischen Sklavenhandel und eine Sonderausstellung 2017 im Ethnologischen Museum in Barcelona: Museu Etnològic de Barcelona / Ajuntament de Barcelona (Hg.): IKUNDE. Barcelona, metrópoli colonial, Barcelona 2017.

3 Sybille Krämer: Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? – Eine Bestandsaufnahme, in: dies./Werner Kogge/Gernot Grube (Hg.): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst, Frankfurt am Main 2007, S. 11–33; Marianne Bechhaus-Gerst/Fabian Fechner/Stefanie Michels (Hg.): Nordrhein-Westfalen und der Imperialismus, Berlin 2022.

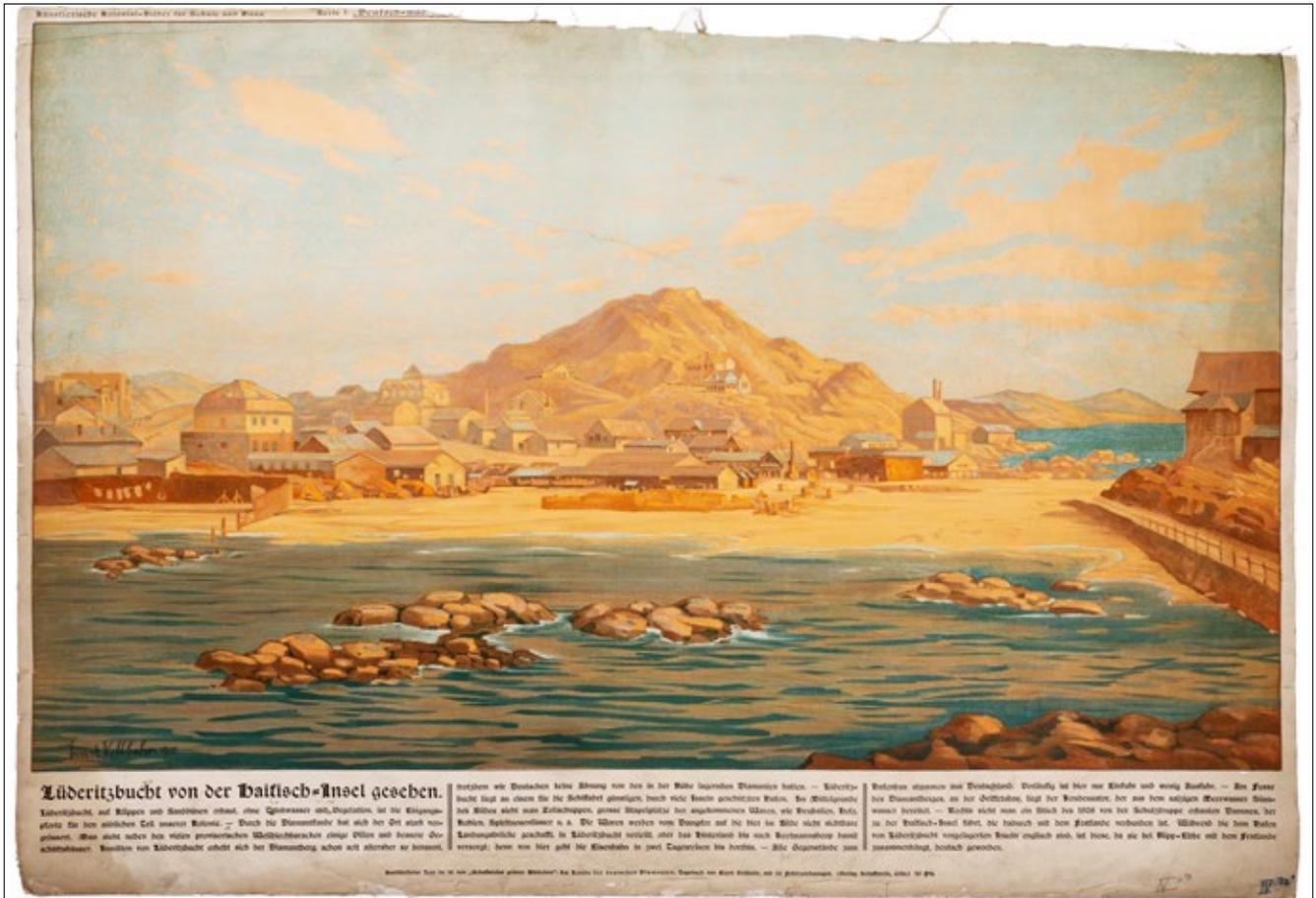


Abb. 1: Schulwandbild, „Lüderitzbucht von der Haifisch-Insel gesehen“, Maler: Ernst Vollbeh. © Bernd Müller

dem Reiseschriftsteller, Maler und Illustrator Ernst Vollbeh (1876–1960) im Jahre 1910 angefertigt.⁴ Es zeigt mittig den „Diamantenberg“ in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika – tatsächlich eine ertragreiche Diamantmine. Daneben entstand der Ort Lüderitzbucht, benannt nach dem Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz, dem „Begründer“ der Kolonie. In der Bildunterschrift werden die wirtschaftlichen Vorzüge der an sich kargen Gegend hervorgehoben, die Stadt als „die Eingangspforte für den südlichen Teil unserer Kolonie“ bezeichnet. Besonders viel Raum wird auf die Verträge mit Großbritannien und die Zugehörigkeit der Haifischinsel zum Deutschen Reich verwendet:

„Während die dem Hafen von Lüderitzbucht vorgelagerten Inseln englisch sind, ist diese, da sie bei Nipp-Ebbe mit dem Festlande zusammenhängt, deutsch geworden.“ Gerade von

der Haifischinsel aus wird ja die Bucht betrachtet. Seit 1908 verband ein Damm die „Insel“ mit dem Festland, um die deutschen Ansprüche zu untermauern.

Die Idylle trägt und ist typisch für einen kolonialen Blick. Die Haifischinsel steht auch für etwas völlig anderes. Schon im populären Taschenbuch „Im Land der deutschen Diamanten“, auf das Vollbeh geschäftstüchtig unterhalb der Bilderläuterung verweist, ist zur Haifischinsel zu lesen, dass dorthin „im September 1906 die kriegsgefangenen Hottentotten gebracht“⁵ wurden. In einem insgesamt eher verharmlosenden Duktus wird angedeutet, weshalb die Haifischinsel zu einem der wichtigsten Erinnerungsorte des „Kriegs“ gegen die Herero und Nama (1904–1908) geworden ist. Erstmals 2016 war in einem offiziellen Dokument der deutschen Regierung von „Völker-

4 Vgl. hierzu den Aufsatz von Dennis Schmidt im vorliegenden Band. Schulwandbilder, die vom Material her mit auf Leinwand geklebten Wandkarten vergleichbar sind, waren vor allem zwischen dem späten 19. Jahrhundert und den 1960er Jahren ein übliches Lehrmedium, vor allem an Volksschulen.

5 Ernst Vollbeh: Im Land der deutschen Diamanten. Tagebuch von einer Reise in Südwest (Schaffsteins Grüne Bändchen, Bd. 19), 3. und 4. Auflage, Köln o. J., S. 10.

mord“ die Rede.⁶ Zu den zusammengepferchten Kriegsgefangenen im Lager auf der Haifischinsel fasst Matthias Häussler zusammen, dass „allein zwischen September 1906 und März 1907 1032 von 1795 Internierten gestorben“⁷ sind, darunter viele Frauen und Kinder. In Deutschland erinnern wenige Denkmäler an diesen Genozid, beispielsweise am Antikolonialdenkmal in Bremen, einem umgewidmeten Denkmal, das im Juli 1932 zunächst „Unseren Kolonien“ gewidmet worden war.⁸

Seit 1996 gemahnt eine vom damaligen Präsidenten der Republik Namibia, Sam Nujoma, und dem Bremer Bürgermeister Henning Scherf unterschriebene Gedenktafel am Denkmal „an die Opfer der deutschen Kolonialherrschaft in Namibia 1884–1914“.⁹ In Namibia selbst erinnert das „Genocide Memorial“ seit dem 21. März 2014 an den Völkermord (Abb. 2). Es steht in der Hauptstadt Windhoek neben dem Unabhängigkeitsmuseum, genau an jener Stelle, wo bis 2013 der „Windhoeker Reiter“ ungeboren auf die Kolonialzeit verwies.¹⁰ In den Sockel sind zwei Reliefs eingelassen, die an die Gräueltaten der deutschen „Schutztruppen“ zwischen 1904 und 1908 erinnern und nach zeitgenössischen Fotografien gestaltet wurden. Oberhalb fasst sich ein Paar bei den Händen und reckt die Faust mit gesprengten Ketten in die Höhe – das erlittene Unrecht wird so mit der Befreiungssymbolik vereint. Auch die Inschrift „Their Blood waters our Freedom“ verbindet das Leid mit der Freiheit.

Hinter den geschilderten Prozessen und Ereignissen steht ein koloniales Machtgefälle. Was heißt aber „kolonial“ überhaupt?¹¹ Verschiedene Setzungen sind möglich: Man kann sich rein auf die faktische deutsche Kolonialzeit fokussieren (1884–1914/19), aber auch die Rückforderung der Kolonien im Kolonialrevisionismus der Zwischenkriegszeit berücksichtigen, und ebenso „vormoderne“ Vorläufer in Mission und europäischer Expansion. Auch der transimperiale Ansatz ist möglich, wenn eine deutsche „Beteiligung“ in anderen Imperien oder die deutschsprachige Migration mit einem spezifischen Sendungsbewusst-

sein gemeint sind. Darüber hinaus können ebenfalls faktisch unabhängig gewordene Gebiete einbezogen werden, wo aber koloniale Stereotype und Abhängigkeiten im Welthandel andauern. Viele Staaten Lateinamerikas während des 19. und 20. Jahrhunderts sind ein gutes Beispiel.¹²



Abb. 2: Das „Genocide Memorial“ vor der Alten Feste in Windhoek.

6 Reinhart Köbler/Henning Melber (Hg.): Völkermord – und was dann? Die Politik deutsch-namibischer Vergangenheitsbewältigung, Frankfurt am Main 2017.

7 Matthias Häussler: Der Genozid an den Herero. Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika, Münster 2018, S. 283. Zum Kontext vgl. Jürgen Zimmerer/Joachim Zeller (Hg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2003.

8 Winfried Speitkamp: Kolonialdenkmäler, in: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt am Main/New York 2013, S. 409–423, hier S. 413.

9 Ebd., S. 414.

10 Reinhart Köbler: Der Windhoeker Reiter, in: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt am Main/New York 2013, S. 458–472.

11 Begriffsgeschichtlich liegen erst wenige Studien zum Wortfeld „Kolonie“ vor. Vgl. z. B. Jonas Hübner: Der Kolonie-Begriff zwischen Kolonisation und Kolonialismus. Zur historischen Semantik der europäischen Expansion in der deutschen Politischen Ökonomie (1650–1800), in: Zeitschrift für Weltgeschichte 20/2 (2019), S. 431–457; Anna S. Brasch: Moderne – Regeneration – Erlösung. Der Begriff der ‚Kolonie‘ und die weltanschauliche Literatur der Jahrhundertwende, Göttingen 2017, S. 17–44. Zur analytischen Ebene vgl. Andreas Eckert: „Ein Phänomen von kolossaler Uneindeutigkeit“ – Stichworte zum Thema „Kolonialismus“, in: Die vergessene Ausbeutung – Kolonialismus und der Südwesten, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Stuttgart, Ubstadt-Weiher 2021, S. 33–49.

12 Grundlegend bedenkenswert bei einer Diskussion des Begriffs „kolonial“ ist die „salt water thesis“, wonach Gebiete derselben Herrschaft, zwischen denen ein großes Machtgefälle festzustellen ist, gemeinhin unterschiedlich kategorisiert werden, je nachdem, ob sich ein Meer dazwischen befindet oder nicht. Dies geht gewissermaßen mit einer ungewollten Exotisierung des Forschungsgegenstandes einher. Vgl. Robert L. Nelson: Introduction. Colonialism in Europe? The Case against Salt Water, in: ders. (Hg.): Germans, Poland, and Colonial Expansion to the East. 1850 Through the Present, Basingstoke 2009, S. 1–9.

Die koloniale Durchdringung der Welt, die im sogenannten langen 19. Jahrhundert ihren imperialen Höhepunkt erfuhr, wurde durch das Ende des Ersten Weltkrieges und die große Dekolonisationswelle, die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte, beendet. Da die ökonomischen Asymmetrien, rassistischen Menschenbilder und ökologischen Verheerungen, die mit dem Imperialismus generiert wurden, noch immer zu beobachten sind, muss von einem nur unvollständigen Ende ausgegangen werden.¹³ Ein europäisches Begleitphänomen dieses nur halbherzigen Endes war zudem der Kolonialrevisionismus, der infolge des Versailler Vertrages insbesondere in Deutschland in Erscheinung trat. Erkennbar wurde er u. a. durch die Reaktivierung der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und das Engagement deutscher Unternehmer, die in die Überseegeschäfte ihrer europäischen Kollegen verwickelt waren.¹⁴ Zudem sorgten die weitreichenden und schillernden Facetten der Kolonialpropaganda und -agitation für einen überbordenden deutschen „Kolonialismus ohne Kolonien“, der bis weit in die 1960er Jahre lebendig war und das, wider Erwarten, auch in Hagen.¹⁵

Was macht ein Thema zum Teil einer regionalhistorischen Verflechtungsgeschichte? Der Geburtsort einer bestimmten Person kann ein erster Anhaltspunkt sein. Wohlgedenkt nur ein Anfang, denn lediglich ein solcher Aufhänger wäre nichts weiter als ein neues Kapitel im wohlbekannten Buch über die „großen Söhne und Töchter“ einer Stadt, zumal gerade die Biographie und die Fixierung auf die Ursprünge zu den eher klassischen Erzählformen der Geschichtsschreibung gehören. Valider wird die Geschichte eines Bezuges dann, wenn über die bloße Herkunft hinaus die weitere Verbindung eines Individuums zu einer Region geknüpft werden kann, was bei entsprechender Quellenlage vielleicht sogar zu einem Erinnerungsstrang verdichtet werden kann. Dazu zählen alle Spuren, die „koloniale“ Vorstellungswelten bis heute hinterlassen, auch in Bezug auf Institutionen und Erinnerungsorte. Übrigens muss das Individuum nicht unbedingt erfolgreich sein. Gerade eine Geschichte des Scheiterns kann erhellen, oder eine gänzlich ungerichtete Lebensgeschichte ohne dramaturgische Leitlinien und ohne eine Kopplung an eine wie auch immer geartete historische „Bedeutung“.

Die Themen im ersten Teil der vorliegenden Publikation konnten größtenteils auf der Grundlage von frischem Quellenmate-

rial, das in den letzten Monaten gehoben und gesichtet wurde, erarbeitet werden. Barbara Schneider erläutert am Beispiel der Hagerer Firmen Hussel und Göcke & Sohn AG, welche zentrale Rolle eine exotisierende Ikonographie in der Werbung und Selbstdarstellung spielte. Nina Lawryniuk thematisiert in ihrem Beitrag die kolonialen bzw. kolonialrevisionistischen Hintergründe der kontrastiv aufschlussreichen Sammlungen von Karl Ernst Osthaus (Weltkunst) und Carl Horst Andreas (Jagdtrophäen). Anhand von Schulwandbildern aus Haspe zeichnet Dennis Schmidt die Verankerung des „kolonialen Gedankens“ in der allgemeinen Schulbildung nach. Die Aspekte Krieg und Gewalt des Kolonialismus „vor Ort“ untersucht Michael Rösser am Beispiel der Hagerer Krieger- und Marinevereine, wobei ein Einzelnachlass ein besonderes *Closeup* ermöglicht. Christoph Schwab kann anhand alltäglicher Gebrauchs- und Ziergegenstände aus dem Nachlass eines Entwicklungshelfers präzise Fragen nach der Provenienz beantworten – ein Feld, auf dem quellenbedingt sonst oft nur vage Aussagen möglich sind. Mit Burkhard Waldecker und Heinrich Wieschhoff verweist Fabian Fechner auf zwei gebürtige Hagerer Ethnologen, an deren Lebensläufen sich ungeahnte Bezüge von Geschichten gegenseitigen Wissens zeigen lassen.

Auch mit den vorliegenden Erkenntnissen kann nur ein Impuls zu weiteren Forschungen angeregt werden. So fehlen beispielsweise die Stimmen derjenigen, die als Kolonisierte mit den Hagerern Kontakt hatten. Fragen nach Pazifismus und Antiimperialismus konnten allenfalls gestreift werden. Vor dem Hintergrund dieser ganz offensichtlichen Leerstellen zeigt sich sehr deutlich, dass unsere noch junge Auseinandersetzung mit der Hagerer Kolonialgeschichte einen Werkstattcharakter hat, der durchaus als Einladung zu einer vertiefenden Beschäftigung mit den kolonialen Aspekten der Hagerer Stadtgeschichte verstanden werden kann. Amnesien und Überhellungen, Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten sowie Konflikte und ungeahnte Allianzen – all dies ist erst in Umrissen sichtbar und wartet auf einen umfassenderen Blick, auch in regionaler Perspektive.¹⁶

Den Impuls für eine Ausstellung zum „Fernen Hagen“ erhielten wir dankenswerterweise von Dr. Jeanine Tuschling-Langewand, die uns die Ausstellungsräume der Hagerer Universitätsbibliothek anbot. Bei der Entstehung eines Buchs greifen viele Hände ineinander. Der Druck der vorliegenden Publikation wurde großzügig von der FernUniversität in Hagen im Rahmen

13 Marianne Bechhaus-Gerst/Joachim Zeller: Einführung, in: dies. (Hg.): Deutschland Postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, Berlin 2018, S. 9–21, hier S. 12f.

14 Dirk van Laak: Die deutsche Kolonialgeschichte als Fantasiegeschichte, in: Marianne Bechhaus-Gerst/Joachim Zeller (Hg.): Deutschland Postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, Berlin 2018, S. 123–140, hier S. 139.

15 Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, 3. Aufl., Hagen 2020.

16 Zu den ersten regionalen Ansätzen gehören Ulrich Soénius: Koloniale Begeisterung im Rheinland während des Kaiserreichs, Köln 1992; Sebastian Bischoff/Barbara Frey/Andreas Neuwöhner (Hg.): Koloniale Welten in Westfalen, Paderborn 2021.

des 275. Stadtjubiläums finanziert. Dorothee Nienhaus, Malte Jessen und Jan Hillers von der Medienproduktion der Fern-Universität sind wir zu großem Dank bei der Umsetzung und Gestaltung verpflichtet. Mike Glüsing entwarf die Umschlagseiten mit der Titelcollage. Auch hierfür gilt unser herzlicher Dank. Durch den stetigen Rat von Dr. Ralf Blank vom Fachbereich Kultur der Stadt Hagen, Dr. Birgit Schulte vom Osthaus Museum, Jens Bergmann vom Hagener Heimatbund und von Stadtheimatspfleger Michael Eckhoff kamen wir an vielen Stellen einen entscheidenden Schritt weiter. Die Kolleginnen und Kollegen am Lehrgebiet „Geschichte Europas in der Welt“ hatten außerdem immer ein offenes Ohr für uns und konnten uns bei vielversprechenden Fährten anspornen, bei allzu kleinlichen Winkelzügen aber auch angemessen die *correctio fraterna* ins Spiel bringen. Karin Gockel danken wir darüber hinaus für die Korrektur der Endfahnen.

Bei der Nutzung teils sehr umfangreicher archivalischer Bestände haben uns Christian Froese vom Schriftarchiv der Archiv- und Museumsstiftung der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal, Andreas Korthals und Hubertus Wolzenburg vom Stadtarchiv Hagen und Philipp Frank vom Gemeindearchiv Bönen sehr zuvorkommend geholfen. Frau Hagemeyer, Herrn Günnemann, Herrn Nettmann und Herrn Törnig danken wir für die großzügige Bereitstellung bislang nicht ausgewerteten Quellenmaterials. Ingmar Vogel hat uns freundlicherweise auf die Schulwandbilder im Christian-Rohlf-Gymnasium hingewiesen und uns diese zur Verfügung gestellt. Bernd Müller hat wunderbare Bildvorlagen der Schulwandbilder und der Gegenstände aus dem Nachlass Kunigk erstellt. Allen Beteiligten sprechen wir unseren aufrichtigen Dank aus!

Wie werden wir von etwas geprägt, dessen wir uns gar nicht bewusst sind? Diese Frage zieht sich durch den gesamten Band. Und sie ist nicht annähernd abgeschlossen beantwortet, die Befunde der „Globalgeschichte von unten“ sind vorläufig. Einen Königsweg gibt es nicht, doch sind wohl diejenigen Ansätze weiterführend, die die eigene Haltung transparent machen und vorangegangene Reflektionen abwägen. Das Wissen über den Kolonialismus ist kein Anhängsel der Nationalgeschichte; es ist vielmehr für das Verständnis der eigenen Geschichte wesentlich. Mit (nicht immer) vergangenen, konkreten und ungerichteten Beispielen in ihrer vollen Widersprüchlichkeit soll das Bewusstsein für die Vielschichtigkeit des kolonialen Themas gestärkt werden.

Hagen, im März 2021

Fabian Fechner und Barbara Schneider

Anmerkung zur 3. Auflage: Zwei neue Ausstellungsbeiträge zu Stuttgart und Freiburg konnten eingeworben werden (S. 120 – 125). Zudem wurde die tabellarische Übersicht zu den Ausstellungen erweitert und aktualisiert.

Bei Fragen und Anregungen jeder Art wenden Sie sich bitte an hagen.postkolonial@outlook.de

Teil 1

Fernes Hagen. Kolonialismus und wir



Ästhetische Zerrbilder? „Exotik“ und Hagener Firmen

Barbara Schneider

Wirtschaftliches Handeln ist eine Tätigkeit, bei der der Profit der jeweiligen Akteure im Mittelpunkt steht. Gleichzeitig ist diese Tätigkeit aber auch in soziale, politische und mentale Kontexte eingebunden, die jenseits ökonomisch dominierter Lebensbereiche liegen. Gleichwohl können diese Zusammenhänge sowohl wirtschaftliche Handlungsfelder als auch unternehmerische Erfolge beeinflussen und bestimmen. Ein gutes Beispiel hierfür ist die sogenannte „Exotik“.¹

Mit dem Wort „exotisch“ wurden und werden im Allgemeinen Menschen, Tiere, Pflanzen oder auch Gegenstände bezeichnet, die aus fernen Gebieten stammen und aufgrund ihrer Art, ihrer Beschaffenheit oder ihres Aussehens als „fremdländisch“ und fremdartig und damit außergewöhnlich und zudem oftmals als besonders anziehend wahrgenommen werden. Folglich ist Exotik auch eine mentale Disposition, die von eurozentrischen Alteritäts-Phantasien gespeist wird und eindeutig rassistisch konnotiert ist.² Dieses „geistige Dekor“ kennzeichnet insbesondere die Geschichte all jener Unternehmen, denen die kolonial legitimierte Beherrschung der Welt zupass kam. Die bildliche Ausdrucksweise spielte insbesondere in Werbeabbildungen, in der Kunst im öffentlichen Raum und bei der Gestaltung von Konsumgütern eine noch immer unterschätzte Rolle.³

Auch in Hagen gab es Kaufleute und Fabrikanten, die Wege fanden, sowohl die kolonialen Wirtschaftsgüter als auch die breite Nachfrage nach einer „exotischen“ Bilderwelt ökonomisch umzumünzen. Exemplarisch zu nennen sind hier die Textilwarenfabrik Göcke & Sohn AG und die Süßwarenfirma Rudolf Hussel AG.

Die „exotischen“ Produkte der Textilwarenfabrik Göcke & Sohn AG

Die Geschichte der Textilwarenfabrik Göcke & Sohn AG⁴ begann mit einer kleinen Blaufärberei, die der Färbergeselle Moritz Ribbert 1805 in einem Hintergebäude des Elseyer Stiftsgebietes gegründet hatte. Schon kurze Zeit später verlagerte er seine Produktion auf die andere Seite des Lenneufers bzw. auf das wesentlich größere Gelände der stillgelegten Drahtrolle des Sunderhofes. Er ergänzte seine Produktion mit Stoffdruckerei und emanzipierte sich von den Aufträgen des Lohngeschäftes, indem er das Rohgewebe auf eigene Rechnung einkaufte und die fertig veredelten Tuche selbst vertrieb.

Ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die manuelle Bearbeitung der Baumwoll-, Kunstseide- und Zellstoffe vom Maschinendruck ersetzt. Der nun fabrikartige Betrieb, der von Heinrich Ribbert und dessen Sohn Julius geleitet wurde, beschäftigte ca. 550 Mitarbeiter. Heinrich war einer von sechs Söhnen Moritz Ribberts, die alle auf unterschiedliche Art mit den Textilwarengeschäften des Vaters befasst waren. Im Fahrwasser des aktiven deutschen Kolonialismus begannen die Ribberts dann erste Handelskontakte mit Afrika zu knüpfen. Auf diese Weise begründeten sie den internationalen Erfolg des Unternehmens, der sich insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg einstellte und etwa 20 Jahre andauerte. Darüber hinaus entwickelte sich die Textilwarenfabrik, die aufgrund betriebswirtschaftlicher Veränderungen 1938 unter dem Label „Göcke & Sohn AG vormals Moritz Ribbert AG“ firmierte, durch ihren kolonialen Kontext zu einem „Spezialunternehmen für Kolonialdrucke“.⁵ Dieses Alleinstellungsmerkmal erläuterte ein Prokurist, der die

1 Evelyn Hayn/Antje Lann Hornscheidt: Art. Exotisch, in: Adibeli Nduka-Agwu/Antje Lann Hornscheidt (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen, Frankfurt am Main 2010, S. 122–126.

2 Urs Bitterli: Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzug einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1991; Alice Hasters: Mückenstiche mit System. Zum Umgang mit Alltagsrassismus – Essay, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 42–44 (2020), S. 4–7; Ulrich Kattmann: Rassen? Gibt's doch gar nicht, in: bpb, Dossier Rechtsextremismus, 8.12.2015, www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/213673/rassen-gibt-s-doch-gar-nicht, [3.01.2021].

3 Jan Nederveen Pieterse: White on black. Images of Africa and Blacks in Western Popular Culture, New Haven, Conn. u.a. 1992.

4 Vgl. zur Geschichte des Unternehmens: Liselotte Funcke: Göcke und Sohn AG Hohenlimburg, in: Dies. (Hg.): Hagener Industriebetriebe – Tuche, Sensen, Federn, Stahl, Hagen 2003, S. 32f.; Hartwig Stenda: Stoffdrucke von Weltruf, in: Hagener Heimatbuch 47 (2006), S. 107–115; Widbert Felka: Jubilarehrungen bei Göcke & Sohn im Jahr der Gründung der Bundesrepublik Deutschland. Hohenlimburger Szenen, in: Hohenlimburger Heimatblätter für den Raum Hagen und Iserlohn 80/2 (2019), S. 64–67, 69, 71; Lioba Hamacher: Metallschale zum Jubiläum Göcke Drucke, 1955. Objekt des Monats aus dem Bestand des Stadtmuseums Hagen, Folge 2, in: Hohenlimburger Heimatblätter für den Raum Hagen und Iserlohn 81/2 (2020), S. 67–69.

5 Kreis- und Stadtverwaltung Iserlohn (Hg.): Land zwischen Ruhr und Lenne. Das Buch des Landkreises und der Stadt Iserlohn, Dortmund 1954, S. 105.

Firma auf der Internationalen Handelsmesse 1951 in Léopoldville (Hauptstadt des ehemaligen Belgisch-Kongo, seit 1966 Kinshasa) vertreten hatte, in seinem diesbezüglichen Reisebericht wie folgt:

„Die Messe war einmalig schön und hält jeden Vergleich mit irgendeiner europäischen oder außereuropäischen internationalen Messe aus. Außer Göcke war nur noch Mercedes mit eigenem Stand vertreten und die Andreas-Brauerei aus unserer Nachbarstadt Hagen in einer Kollektivschau [...]. Das Amüsante meines Aufenthaltes sah ich im besonderen darin, an jeder Straßenecke, vor allen Dingen in den Eingeborenenvierteln, Göckedrucke um den Bauch schöner und weniger schöner schwarzer Mädchen gewickelt zu sehen. Ein einmaliger Erfolg ist das im ganzen Kongogebiet bekannte „Mwami-Dessin“, das leider bisher unter englischer Flagge gelaufen war und erst durch unser persönliches Auftreten als deutsche Produktion entlarvt wurde.“⁶

Laut Eigenwerbung weckte die Firma Göcke & Sohn in mehreren afrikanischen Staaten die Nachfrage nach den eigenen Afrikastoffen durch gute Kenntnisse in Sachen „Geschmacksempfindung der schwarzen Völker“.⁷ Eine Selbstdarstellung der Firma von 1950 zeigt auch die „neueste ‚Afrika-Musterung‘“ (Abb. 1). Wenn in der originalen Bildunterschrift bedauert wird, dass „europäische Formelemente schon Eingang finden“, ist eine starke Essentialisierung des Exotischen festzustellen. Eine Beispielseite für sehr expressive Etiketten für Exportware gibt auch den Grund für deren Gestaltung an (Abb. 2): „Die alphabetischen Eingeborenen erkennen größtenteils ‚ihren‘ Lieblingsdruckstoff am Bildzeichen, das erheblichen Vertrauenswert darstellt.“ Diese Firmenveröffentlichung wurde 1950 bereits zum zweiten Mal aufgelegt und erschien auch in französischer Übersetzung, was auf den Kongo als Absatzmarkt weist. Ihrzufolge hatte man Kenntnisse über die „Geschmacksempfindung“ durch die „Fühlungnahme mit Ethnologen, Kolonialfachleuten und ortsansässigen Händlern“⁸ erworben.



Abb. 1: „Die neueste Afrika-Musterung“.



Abb. 2: Etiketten zur Kennzeichnung von Exportware.

6 Der Reisebericht wurde in den regelmäßig erscheinenden Betriebsmitteilungen 1951 veröffentlicht, zit. n. Stenda: Stoffdrucke von Weltruf, S. 114. Zur erwähnten Andreas Brauerei vgl. den Beitrag von Nina Lawryniuk in diesem Band.

7 Kreis- und Stadtverwaltung Iserlohn: Land zwischen Ruhr und Lenne, S. 105.

8 Erwin Bindewald/Karl Kasper: Bunter Traum auf gewebtem Grund, 2. Auflage, Braunschweig 1950, S. 155. Eine erste Auflage war 1930 erschienen.

Nicht zuletzt auch durch diesen Hinweis wird deutlich, dass der wirtschaftliche Erfolg von Göcke & Sohn kolonial geprägt war und ethnisch wie rassistisch kodierte Diskurse die Fertigung der Textilien bestimmt hatten. Gleichwohl konnten diese imperial unterlegten Facetten der faszinierenden Schönheit der Kolonialdrucke nicht viel anhaben. So geschah es, dass die Afrika-Drucke der Firma, die 2005 anlässlich des Hohenlimburger Stadtfestes in einer Ausstellung auf 15 Schneiderpuppen drapiert wurden, zum ästhetischen Höhepunkt des Stadtfestes avancierten.⁹

Exotik und Selbstdarstellung – Die Ausstattung des Hagener Verwaltungsgebäudes der Hussel GmbH

„Exotische“ Darstellungen von Firmen wurden oftmals anhand von Werbematerial rassistisch untersucht. Beispiele hierfür sind die ideologische Seite des „Sarotti-Mohrs“ sowie die kolonialpropagandistischen Aussagen vieler Sammelbilder und Werbeplakate.¹⁰ Dadurch, dass es sich bei diesen Druck-

erzeugnissen um Massenware handelt, konnte an ihnen die ausgeprägte Verbreitung kolonialer Stereotype diagnostiziert werden. Die „exotisierende“ Ausstattung von Unternehmensgebäuden ist derzeit erst in Ansätzen untersucht.¹¹ Doch kann der aufwendige künstlerische Schmuck einiges über das Selbstbild eines Unternehmens aussagen – die Süßwarenfirma Hussel ist ein Beispiel unter vielen.

Rudolf Hussel (1913–1997) eröffnete 1949 sein erstes „Selbstbedienungs-Spezialgeschäft für Süßwaren“¹² in Hagen. Diese Geschäftsform, die als frühe Form des heutigen Discounthandels verstanden werden kann, hatte den Vorteil, dass Hussel seine durchaus hochwertigen Waren vergleichsweise günstig verkaufen konnte.¹³ Zu seinem Warenangebot gehörten Kaffee, Kakao, Vanille oder auch Zimt, also Gebrauchs- bzw. Luxusgüter, die damals als „Kolonialwaren“ bezeichnet wurden. Der Begriff war bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts üblich „für landwirtschaftliche Produkte, die aus tropischen und subtropischen Ländern, die bis ins 20. Jh. Kolonien europäischer



Abb. 3: Die Glasbilder von H. Slavos im Konferenzraum des ehemaligen Verwaltungsgebäudes der Firma Hussel: eine stilisierte Kaffeepflanze und die Szenerie in El Salvador. © Stefan Fuhrmann

9 Die erwähnte Ausstellung, die im Rahmen des Stadtfestes veranstaltet wurde, trug den Titel: Hohenlimburg – ehemalige Hochburg des Stoffdruckes. Vgl. hierzu Stenda: Stoffdrucke von Weltruf, S. 107.

10 Joachim Zeller: Bilderschule der Herrenmenschen. Koloniale Reklamesammelbilder, Berlin 2008; Nederveen Pieterse: White on black.

11 Einige Beispiele, darunter das Afrikahaus C. Woermann, Große Reichenstraße 27 in Hamburg, sind erwähnt in Heiko Möhle (Hg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, 5. Auflage, Hamburg 2017.

12 Hubert Köhler: Kaffeepflückerinnen und Segelschiffe, in: HagenBuch 2012, S. 79–91, hier S. 89. Vgl. zur Firma Hussel auch: Hussel AG. Mit der Peitsche, in: Der Spiegel, Nr. 37/1963, S. 26f.; Claudia Schüller: Das Kaffeepflückerinnenfenster oder wie der Kaffee nach Hagen kam, in: Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, Hagen 2019, S. 12–15.

13 Hussel AG. Mit der Peitsche, S. 26.



Abb. 4: Das Glasbild von H. Slavos im Treppenhaus: die Kaffeepflückerinnen.
© Stefan Fuhrmann

Staaten waren, nach Europa importiert wurden“.¹⁴ Gegen Ende der 1940er Jahre gehörten sie zu jenen Dingen, die die Bevölkerung schmerzlich vermisst hatte, und so erbrachte die Geschäftsidee Hussels sehr schnelle und ansehnliche Gewinne. In rascher Folge entstanden in ganz Westdeutschland Hussel-Filialen, sodass schon 1956 in Wiesbaden das 100. Ladengeschäft eröffnet werden konnte. In Hagen war es an der Eilper Straße

115–121 zum Bau des zentralen Verwaltungs- und Lagergebäudes gekommen, das zudem eine hauseigene Kaffeerösterei beherbergte.¹⁵ Hussel entschied sich, seine Zentrale mit einem Interieur auszustatten, das seinen überseeischen Handelsaktivitäten entsprach und zugleich die Exklusivität seines Berufsstandes wie auch seiner Person repräsentierte. Dazu beauftragte er den Düsseldorfer Künstler Hans Slavos (1900–1969)¹⁶ und den Hagener Gold- und Silberschmied Alfred Dörner (1906–1971).¹⁷ Beide waren Mitglieder des Hagenrings, einer Vereinigung ortsansässiger Künstler, die 1924 gegründet worden war, um nach dem Tod des bedeutenden Mäzens Karl Ernst Osthaus das Hagener Kunst- und Kulturleben zu erhalten.¹⁸ 2014 konnte der Hagenring sein 90-jähriges Bestehen mit einer großen Ausstellung im Osthaus Museum feiern.

Hans Slavos ist im Hagener Stadtbild bis heute durch Glasfenster, Mosaik und großflächige Wandbilder an Hausfassaden präsent.¹⁹ Er wurde seinem Auftrag gerecht, indem er insgesamt vier Buntglasfenster schuf, die sich auf exotisierende Weise dem Thema „Kaffee“ widmen. Die Fertigung der Fenster erfolgte durch den Hagener Kunstglaser Kurt Swiatkiewicz, einem Bruder von Hans Slavos. Die Fenster schmückten den Konferenzraum und das Treppenhaus der Hussel-Zentrale, die lange Zeit leer stand, nun einen neuen Besitzer hat und kurz vor dem Abriss steht. Dank des tatkräftigen Engagements des Hagener Heimatbundes konnten die Fenster ausgebaut und erhalten werden. Das dreiteilige Fenster (Abb. 3) wurde mit der notwendigen historischen Kontextualisierung versehen und kann seit Dezember 2020 im Café „Handwerk“ in den Hagener Elbershallen besichtigt werden.²⁰

Auf diesem Glasbild – einem Triptychon mit den Maßen 1,90 auf 2,60 Meter – ist eine Kaffee-Szenerie in El Salvador zu sehen. In der Mitte steht ein weiß gekleideter Vorarbeiter mit großem Sombrero, der die von zwei gebeugten Indigenen herangeschleppten Kaffeesäcke protokolliert. Sein Blick richtet sich dabei auf die drei Kaffeesäcke, die im Vordergrund platziert und mit der Beschriftung „Salvador“ versehen sind. Die gestalterisch geschickt gelöste geographische Verortung der Darstellung ist der Verweis auf den gesellschaftlichen Status und das hohe Ansehen, das Rudolf Hussel als Honorarkonsul von

14 Christoph Kuhl/Hermann Hiery: Kolonialwaren, in: Hermann Hiery (Hg.): Lexikon zur Überseegeschichte, Stuttgart 2015, S. 443. Vgl. zur Hagener Konsumgeschichte von Kolonialwaren auch Barbara Schneider: Gaumenfreuden aus fernen Ländern. Kolonialwaren in Hagen – einige sozialgeschichtliche Beobachtungen, in: HagenBuch 2021, S. 129–136.

15 Köhler: Kaffeepflückerinnen, S. 83, 89.

16 Ebd., S. 79–80, 84–88; Schüller: Das Kaffeepflückerinnenfenster; Schneider: Gaumenfreuden, S. 135.

17 Friedrich-Wilhelm Geiersbach: Alfred Dörner – Goldschmied, Silberschmied und Metallgestalter, in: HagenBuch 2007, S. 189–201.

18 Ariane Hackstein: Die Karl Ernst Osthaus Rezeption, Hagen 1996, S. 146f.

19 Hans Friesen/Petra Holtmann (Hg.): HagenKunst. Kunst im öffentlichen Raum, Hagen 2006.

20 Yvonne Hinz: Hussel-Buntglasfenster gerettet, in: Westfalenpost, 12.12.2020.

El Salvador aufgrund seiner Handelstätigkeit in Mittelamerika erworben hatte. Im linken Teil verharren zwei Kaffeepflückerinnen in weißen Wickelkleidern in wartender Haltung, eine von ihnen trägt einen Korb auf dem Kopf. Hinter ihnen bringt ein Fährmann Kaffeesäcke in einem Ruderboot zu Segelschiffen, die in der Ferne vor Anker liegen. Zwei der drei weiteren Buntglasfenster zeigen stilisierte Kaffeepflanzen, die wie auch das Triptychon mosaikartig zusammengesetzt und durch Bleiruten verbunden sind. Auf einem weiteren Fenster (Abb. 4) sind zwei Kaffeepflückerinnen dargestellt, die Körbe mit Kaffeefrüchten auf ihren Köpfen transportieren. Beide tragen Wickelkleider und auffälligen Halsschmuck. Allen Buntglasbildern ist gemein, dass die Figuren ohne individuelle Merkmale gestaltet sind. Sie wirken wie anmutige Statisten im romantisieren Setting einer idealisierten Kaffeeverlade-Situation, fernab von Europa oder Westfalen. Mit den Fenstern wurde und wird auf die historische Relevanz der Kolonialwaren sowohl für die Prosperität der Firma Hussel als auch für die allgemeine Wirtschaftsentwicklung in Hagen verwiesen.²¹



Abb. 5: Das Treppengeländer von A. Dörner aus Messing.

Die im Gebäude verbauten Metallarbeiten von Alfred Dörner ergänzen das exotisch-erotische Werk von Hans Slavos. So verkleidete Dörner das Treppengeländer mit glatten Messingplatten, die er mit je einem rund gefassten Relief ausstattete (Abb. 5). Diese kleinen, mittig positionierten Reliefs versah er mit stilisierten mittelamerikanischen Figuren, die ganz im Themenkreis von Arbeit und Folklore gefangen sind. Darunter befinden sich musizierende Männer mit Sombrero und Gitarre, tanzende Frauen oder mit der Ernte befasste Personen. Die Heizkörper versteckte er hinter einer Verkleidung, die er mit stilisierten, aus Platten getriebenen Szenen der Kaffee-Ernte ausschmückte (Abb. 6).



Abb. 6: Eine von zwei Heizkörperverkleidungen von A. Dörner aus Messing.

Das exotische Interieur der Hussel-Zentrale entstand vor dem Hintergrund des Kolonialwarenhandels, der durch Plantagenwirtschaft und Sklavenhandel in Gang gesetzt wurde. Er generierte jene asymmetrischen Wirtschaftsstrukturen, unter denen die Volkswirtschaften der sogenannten „Dritten Welt“ nach wie vor leiden. Die ästhetische Botschaft dieser verbauten kolonialweltlichen Werbung entsprach und entspricht europäischen Seh- und Sehnsüchten, die vom Zauber und der Exotik fremder und vermeintlich zivilisationsferner Kulturen genährt und bestimmt werden.

²¹ Vgl. hierzu insbesondere Schüller: Das Kaffeepflückerinnenfenster, S. 13f.

Kultur, Kommerz und Kolonialpoesie in der Hagener Moderne

Nina Lawryniuk

Der Kunstmäzen und Museumsgründer Karl Ernst Osthaus und der Brauereibesitzer Carl Horst Andreas hatten auf den ersten Blick außer ihrer Heimatstadt Hagen und der gut situierten Herkunft wenig gemeinsam. Doch gehörten beide einem neuen Typus des „Jägers und Sammlers“ an, der sich seit dem 19. Jahrhundert herausbildete. Beide fühlten sich geradezu verpflichtet „ferne Welten“ nach Hagen zu bringen, um sich der eigenen Kultur und Fortschrittsgeschichte zu vergewissern. Alexander Honold und Klaus R. Scherpe betonen zutreffend

„die Inszenierung des Fremden in Museen und Völkerschauen, die Herstellung und Verbreitung exotischer Ikonographie in Zeitschriften und Reklame, [den] architektonische[n] Einsatz orientalischer Stilzitate und ‚tropischer‘ Interieurs [...]. All diese Bestrebungen, die so offensichtlich im Banne des Fremden stehen, betreiben auch, oder sogar überwiegend, Selbsterkundung, sie arbeiten an der Sichtbarkeit von Kultur durch Differenz.“¹

Nach dem barocken Prunk des 18. Jahrhunderts wirkten die im Zuge der industriellen Revolution entstehenden Industriestandorte und Arbeiterviertel grau und funktional. Wer eine bestimmte Schulbildung genoss und wie Karl Ernst Osthaus der Poesie und der Kunst zuneigte, musste wahrscheinlich eine Kluft erkennen und sich fragen, wer sich zukünftig um das „Deutsche Volkstum“ bemühen würde. Finanzielle Mittel standen in der Moderne jedem zur Verfügung, der sein Glück machen konnte; aber der Sinn für das Schöne ging nicht zwangsläufig mit dem Sinn für die Zahlen einher. Da erscheint es nur folgerichtig, dass Karl Ernst Osthaus als eine Art „Professor für Ästhetik“ seinen Lebenssinn darin fand Kapital und Kultur zusammenzubringen – nicht in Berlin oder München, sondern gerade und besonders im prosperierenden Gebiet zwischen Rhein und Ruhr.

„Nicht weil Hagen schön ist, sondern gerade weil er die Stadt als häßlich empfindet, hält er ihr, allen Anfeindungen zum Trotz, die Treue.“² Eine große Aufgabe, für die er ein umfangreiches Netzwerk an Unterstützern benötigte, denn in Hagen und Umgebung blieb man dem Vordenker gegenüber skeptisch und sein Lebenswerk der kulturellen Belebung seiner Heimatstadt entwickelte sich nicht zu einer *self-fulfilling prophecy*, was vielleicht am besten der Verlust des Museumsbestandes an die Stadt Essen dokumentiert.

Ganz im Gegensatz musste Carl Horst Andreas seine Aufgabe nicht suchen, als Mittzwanziger trat er selbstbewusst die Nachfolge als junger Unternehmer der Brauerei-Dynastie an. Mit „brennendem Ehrgeiz“ und einem untrüglichen Gespür für die Außenwirkung machte er das Unternehmen zur größten Privatbrauerei Nordrhein-Westfalens. „Du hupst nicht für die Katz – Andreas macht dir Platz“³ prangte bis 1970 auf allen Fahrzeugen der Brauerei, dies sollte ein Schmunzeln hervorrufen und positiv in Erinnerung bleiben. So achtete er bei allem stets auf die richtige Außenwirkung. Als Prototyp für das deutsche Dominanz- und Herrschaftsverhalten Anfang des 20. Jahrhunderts war er beruflich wie privat sehr erfolgsorientiert und nahm im Zweiten Weltkrieg seinen Platz in einer SS-Reiterstaffel ein, was in seinen Augen eine unternehmerische Notwendigkeit war.

Seine kolonialrevisionistische Haltung auf Jagdsafari in den ehemaligen deutschen Kolonien belegt sein Desinteresse an einem Perspektivwechsel nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs. Im Geiste eines übersteigerten „survival of the fittest“ schrieb er stets die eigene Erfolgsgeschichte und hielt diese Erzählung in seiner über und über mit Trophäen, Pokalen und Preisen ausgestaffierten „Walhalla“ in seiner Hagener Villa für sich und Gleichgesinnte aufrecht.

1 Alexander Honold/Klaus R. Scherpe: Einleitung. Für eine deutsche Kulturgeschichte des Fremden, in: Dies. (Hg.): Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit, Stuttgart 2004, S. 1–25, hier S. 15.

2 Peter Stressig/Justus Bueckschmitt: Karl Ernst Osthaus – der Planer und Bauherr, in: Herta Hesse-Frielinghaus u. a. (Hg.): Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 345–384, Zitat S. 355.

3 Ulrich Günemann/Klaus Eicken: Andreas Brauerei. Erinnerungen, Hagen 2004, S. 141.



Abb. 1: Karl Ernst Osthaus.

Karl Ernst Osthaus – Alldeutscher, Kunstmäzen, Volksbildner

Aus einfachen Verhältnissen stammend nutzte Ernst Osthaus die Möglichkeiten der industriellen Entwicklung als junger Unternehmer und gründete nach ersten Erfolgen 1867 ein Bankhaus. Die Heirat mit der Tochter des einflussreichen Schraubenfabrikanten Bernhard Wilhelm Funcke, Selma Funcke, brachte auch den gesellschaftlichen Aufstieg. Karl Ernst Osthaus wurde am 15. April 1874 geboren, seine Mutter verstarb kurz nach der Geburt. Ein Versuch seinem Vater in die kaufmännische Tradition zu folgen misslang, er fühlte sich der „Schönheit im Leben“ verschrieben und suchte über sein Studium der Ästhetik, Philosophie und Literatur seine Aufgabe zu finden. Eine Reise nach Kopenhagen lenkte sein Interesse auf die bildende Kunst und er wechselte von der Literatur zur Kunstgeschichte (Abb. 1).

Seine Studentenjahre, die er in Kiel, Berlin, München, dem seit 1871 deutschen Straßburg und auch Wien verbrachte, waren noch stark nationalistisch geprägt. Osthaus wuchs in einem

konservativen Umfeld auf, zu dem auch Ludwig Schemann gehörte. Der völkische Schriftsteller verfasste die deutsche Übersetzung des „Rassenwerkes“ des Grafen Arthur de Gobineau von der geistigen und biologischen Vorherrschaft der nordischen Rasse. Als Student trat Osthaus dem Verein Deutscher Studenten bei, der zum Kyffhäuserverband gehörte, welcher wiederum mit dem Alldeutschen Verband verbunden war.⁴ Seinen Studienaufenthalt in Wien musste er vorzeitig beenden – „infolge eines zu intimen Verkehrs mit den Deutschnationalen“⁵ wurde er des Landes verwiesen.

Seine erste Orientreise ließ alldeutsche und politische Fragen in den Hintergrund treten. In der Architektur, auf den Basaren und besonders in der Authentizität eines rituellen Trancetanzes wurde ihm die Kluft zwischen „Ideal und Leben“ bewusst: „Die Zurückführung der Kunst in das Leben ist Osthaus' Antwort auf die epochale Entfremdungserfahrung der Moderne.“⁶ Dem prosperierenden wirtschaftlichen Erfolg an Rhein und Ruhr stand ein gewisser Mangel an Kultur gegenüber, den Osthaus bereits in jungen Jahren als „tiefe geistige Verlassenheit“ empfand.

Durch das Vermögen, das ihm sein Großvater hinterließ, konnte er bereits als Student beginnen, seine Mission durch die Begründung eines „Weltmuseums“ in Hagen zu verwirklichen. In Ungarn, Rumänien, Kleinasien, Griechenland, Syrien und Ägypten erwarb er den Grundstock seiner Sammlungen, die er stetig erweiterte. Angeregt durch die Architektur des Orients wandelte sich seine Idee eines Monumentalbaus, wie er im 19. Jahrhundert üblich war, zu einem moderneren Stil, den der flämische Architekt Henry van de Velde praktisch umzusetzen vermochte.



Abb. 2: Das Folkwang Museum in Hagen, Postkarte um 1918.

4 Walter Erben: Karl Ernst Osthaus, Lebensweg und Gedankengut, in: Herta Hesse-Frielinghaus u. a. (Hg.): Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 15–96.

5 Ariane Hackstein: Die Karl-Ernst-Osthaus-Rezeption, Weimar 1997, S. 12.

6 Christoph Dorsz: Karl Ernst Osthaus und der Folkwang Impuls. Das Museum von 1902 bis heute, in: Tayfun Belgin/Christoph Dorsz (Hg.): Der Folkwang-Impuls. Das Museum von 1902 bis heute, Lüdenschheid/Hagen 2012, S. 10–129, hier S. 23.

„Weltmuseum“ zwischen Orient und Okzident

Das Folkwang-Museum, eines der ersten mit zeitgenössischer Kunst, eröffnete 1902 mit drei selbstständigen Abteilungen: moderne Kunst, historisches Kunstgewerbe und naturwissenschaftliche Objekte (Abb. 2). „Das Museum entwickelte sich innerhalb weniger Jahre zur wichtigsten europäischen Sammlung moderner und zeitgenössischer Kunst mit Hauptwerken von Daumier, Renoir, Rodin, Cézanne, van Gogh, Gauguin, Seurat, Signac, Matisse, Hodler, Munch, Kandinsky, Marc, Nolde, Koschka [...]“.⁷ Während Osthaus als Student noch die geringe Anzahl „vaterländischer Kunst“ in den Münchener Gemäldegalerien bemängelte, war ein erster eigener Ankauf 1901 die „Lise“ von Renoir. Die Ausstellungen im Folkwang-Museum schöpften eine gewisse Spannung von der Kombination europäischer mit außereuropäischer Kunst (Abb. 3).



Abb. 3: „Exoten und Expressionisten“, Ausstellungsraum im Folkwang-Museum, 1921.

Durch die Gründung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe entstand ergänzend ein Ausstellungssystem mit beachteten Wanderausstellungen, die die Objekte bis nach Amerika führten. Die Hager Verlagsanstalt für Kunst und Kunstgeschichte entstand 1915, als weiteres Mittel zur Förderung kultureller Bestrebungen im Industriebezirk.

Außerdem war Osthaus bemüht Architekten, Künstler und Kunsthandwerker nach Hagen zu bringen, damit sie vor Ort am Stadtbild wirkten, was u. a. zur Gründung der Hager Silberschmiede führte und zum Turbinenbau von Bruno Taut in

Wetter. Auch die Steinfiguren von Milly Steger am Stadttheater, die Villen von Henry van de Velde, die Häuser am Stirnband von Johannes Lauweriks sowie das Krematorium und die Villen an der Hableyer Straße von Peter Behrens sind Spuren des künstlerischen Wirkens am Stadtbild.

Die Beteiligung an weiteren großen Bauprojekten, wie dem Stadttheater, der Festhalle, der Post und dem Bahnhofsneubau, scheiterten am Kleinkrieg zwischen „Reformern und Reaktionären“, dem sich Osthaus unermüdlich auf kommunalpolitischer Ebene stellte. Zumindest die Gestaltung eines großformatigen Glasfensters in der Bahnhofsvorhalle konnte er zugunsten des niederländischen Künstlers Thorn Prikker erkämpfen.⁸ Osthaus selbst residierte mit seiner Familie in der nach dem Entwurf von Henry van de Velde entstandenen Villa Hohenhof, am Stirn-

band. Das Gebäude befindet sich seit 1984 im Besitz der Stadt Hagen und wird als Museum genutzt.

„Schöne exotische Sachen“

Über den Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein lernte Osthaus 1906, auf Empfehlung, Ada und Emil Nolde kennen, deren finanzielle Situation sehr prekär zu sein schien. Nach dem ersten Treffen schrieb Gertrud Osthaus 1906 an Ada Nolde: „Ich möchte Ihnen so gerne Hoffnung machen, daß Ihres Gatten Werk hier auf manches Verständnis stößt.“⁹

Über den Verband brachte Karl Ernst Osthaus, als Vorstandsmitglied, sie in Soest unter und präsentierte 1906 die erste Nolde-Ausstellung im Folkwang-Museum. Das 1911 erworbene Gemälde „Stilleben mit Holzfigur“ zeugt von Noldes intensiven Studien im Berliner Völkerkundemuseum.¹⁰

Das Ehepaar Nolde nahm 1913 auf eigene Kosten an der „Medizinisch-Demographischen Deutsch-Neuguinea-Expedition des Reichs-Kolonialamtes“ der Professoren Leber und Külz teil. Sie erhofften sich „viel Uriges“ zu sehen und zu erleben – „Urquellen, Urwesenhaftes, Urgefühl, Urvolkstum u. ä.“¹¹

7 Hartwig Fischer: Vorwort, in: Ders./Uwe M. Schneede (Hg.): „Das schönste Museum der Welt“. Museum Folkwang bis 1933, Göttingen 2010, S. 9–11, hier S. 9.

8 Stressig/Buekschmitt: Karl Ernst Osthaus, S. 361–363.

9 Herta Hesse-Frielinghaus (Hg.): Emil und Ada Nolde, Karl Ernst und Gertrud Osthaus. Briefwechsel, Bonn 1985, S. 1.

10 Mario-Andreas von Lüttichau: Expressionisten, in: Hartwig Fischer/Uwe M. Schneede (Hg.): „Das schönste Museum der Welt“. Museum Folkwang bis 1933, Göttingen 2010, S. 77–104, hier S. 77.

11 Klaus Volprecht: Folkwang 2. Teil – Die Sammlung außereuropäischer Kunst, in: Herta Hesse-Frielinghaus u. a. (Hg.): Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 245–255, hier S. 252.

Nach der Misswirtschaft der Neuguinea-Kompagnie musste das Deutsche Kaiserreich 1899 die Verwaltung vom nordöstlichen Teil der Insel Neuguinea (Kaiser-Wilhelms-Land) übernehmen, um die wirtschaftlichen Interessen zu sichern.¹² Die medizinische Forschungsreise sollte dazu dienen die Ursachen einer Bevölkerungsabnahme im Schutzgebiet zu untersuchen.

Als mögliche Ursachen wurden Inzucht und Totemismus vermutet, aber auch verschiedenste Infektionskrankheiten.¹³ Emil Nolde erhoffte sich eine finanzielle Unterstützung durch das Kolonialamt, doch als private Teilnehmer mussten sie alle Aufwendungen selbst tragen, wofür er sein ganzes Vermögen aufwendete.¹⁴ Er war darauf angewiesen bei seiner Rückkehr ein gewisses Interesse an Südsee-Exponaten vorzufinden und schrieb am 14. April 1914 aus Rabaul, dem Sitz des Gouverneurs von Deutsch-Neuguinea:

„Lieber Herr Osthaus!

Es wird mit den künstlerisch-ethnographischen Erzeugnissen der Eingeborenen hier unten ein böser Raubhandel getrieben u. meistens sind es Ausländer, welche ganze Gebiete und Inselgruppen radikal leer rasieren. Ich fand, daß etwas dagegen geschehen müsse u. habe dem hiesigen Bezirksamtmann meine Ansichten mitgeteilt. Nun höre ich vom Gouvernement, daß es sie sehr interessiere u. daß sie auch nach Berlin hierüber Mitteilung geben. –

Ich möchte nun doch gern, daß meine Äußerungen, die vielleicht der Zeit u. Allgemeinheit ein wenig voraus sind, falls es irgendwie daheim zur Sprache kommen sollte, wenigstens einige Freunde und Verteidiger finden, deshalb sandte ich an Direktor Sauerlandt, Halle – der die Absicht hat, seine Eingeborenen-Kunst künstlerisch einzuordnen – eine Abschrift u. auch Ihnen sende ich eine. Sie haben ja bereits – wohl auch hier als Erster – einige schöne exotische Sachen Ihrem Museum eingeordnet.“¹⁵

Dem Kolonialamt berichtete er von „einer Sammlung Parkinson, deren Doppelstücke nach Chicago verkauft wurden“, die

„Sammlung Whiteman, die nach Japan ging“, die „vielen Stücke, die die amerikanischen Forscher Dorsey und Lewis in die Vereinigten Staaten mitnahmen“; und „Graf Mörner sammelte aktuell für schwedische Museen im Schutzgebiet.“¹⁶ Für Nolde war dieses Vorgehen inakzeptabel – er erwartete Schutzmaßnahmen, um „die Reste dieser Kunst zu erhalten, und zwar für Deutschland zu erhalten“, um dem „steigenden Interesse der heimischen künstlerischen Kreise, für die Kunsterzeugnisse der Eingeborenen des Südseeschutzgebiets“ Rechnung zu tragen.¹⁷ Laut Expeditionsvertrag war es Nolde untersagt eine eigene Sammlung im Rahmen der Expedition zusammenzustellen, aber es wird in verschiedenen Quellen angedeutet, dass er eine Sammlung mitbrachte.

Karl Ernst Osthaus war einer der ersten, der in seinem Museum im Juli 1914 eine Ausstellung mit ethnografischen Objekten präsentierte. Er erwarb ein hochwertiges Konvolut aus einer Expedition des Frobenius-Instituts durch die damalige britische Kronkolonie Nigeria und die deutsche Kolonie Kamerun: unter anderem „ein Ifa-Brett, zwei Elfenbeinschnitzereien, ein Tanzrequisit aus dem Kult des Donnergottes Shango, eine Widderkopf-Maske, ein Elfenbeinamulett der Bahuana aus dem Kongogebiet.“¹⁸

Das Reichskolonialamt erwarb nach der Rückkehr 50 von Noldes Neuguinea-Zeichnungen, was u. a. auch durch „die Bekanntschaft mit dem prächtigen Geheimrat Schüler“ zustande kam, ein Kontakt zum Auswärtigen Amt, den Osthaus vermittelte.¹⁹ Das Ehepaar Nolde bemühte sich im Gegenzug um Neuguinea-Sammlungen für das Folkwang-Museum. Sie begegneten zufällig Franz Wiesner, 1885 geboren, der im erst 1929 nach Hagen eingemeindeten Vorhalle aufwuchs und 1912 als kaiserlicher Polizeimeister in die Zivilverwaltung von Neuguinea ging. Im Ersten Weltkrieg befand er sich auf Heimaturlaub und wurde eingezogen.²⁰ In einem Brief vom 26. Februar 1915 erwähnte Karl Ernst Osthaus die Sammlungen:

„Sehr danken muss ich Ihnen auch noch, daß Sie Herrn Wiesner auf den guten Gedanken gebracht haben, seine

12 Rebekka Habermas: Universität und Kolonialismus – Das Beispiel Göttingen. Georg-August-Universität Göttingen, <http://goettingenkolonial.uni-goettingen.de/index.php>, [15.11.2020].

13 Bundesarchiv, Reichskolonialamt, R1001/6047, Akte der ärztlichen Expedition der Professoren Leber und Kütz nach Neu-Guinea, <https://invenio.bundesarchiv.de/invenio/direktlink/9e5b7ef4-286b-46d6-b079-ea02fb80ab64/>, [01.11.2020].

14 Hesse-Frielinghaus: Briefwechsel, S. 142.

15 Ebd., S. 121.

16 Ebd.

17 Ebd., S. 122.

18 Museum Folkwang (2020): Afrika, www.museum-folkwang.de/nl/ueber-uns/sammlung/archaeologie-weltkunstkunstgewerbe/weltweit-sammeln/afrika.html, [14.11.2020].

19 Hesse-Frielinghaus: Briefwechsel, S. 145.

20 Ebd., S. 126.

Sammlungen aus Neuguinea in Hagen statt in Dresden zu deponieren. Er hat sie dem Museum zum Geschenk gemacht und ich sehe eine hochehrfreuliche Bereicherung darin.“²¹

Emil Nolde antwortete am 7. April 1915:

„Es freut uns sehr zu hören, daß Herr Wiesner seine Sammlung Ihrem Museum überließ – meine Frau sprach mit ihm so warm u. begeistert vom Folkwang-Museum seiner Vaterstadt u. unsere Hoffnung, daß er Ihnen die Sammlung überlassen würde, ist also erfüllt worden [...]. Wollen Sie bitte Herrn Wiesner – wenn Sie ihn erreichen, er wird wohl im Felde stehen – unseren Gruß sagen.“²²

Vom 15. Februar bis zum 15. März 1916 präsentierte Osthaus die Neuguinea-Aquarelle im Folkwang-Museum und machte Mitarbeiter der Nationalgalerie in Berlin und der Hamburger Kunsthalle auf diese aufmerksam, da er aufgrund der Kriegsumstände nicht die finanziellen Möglichkeiten für einen grö-

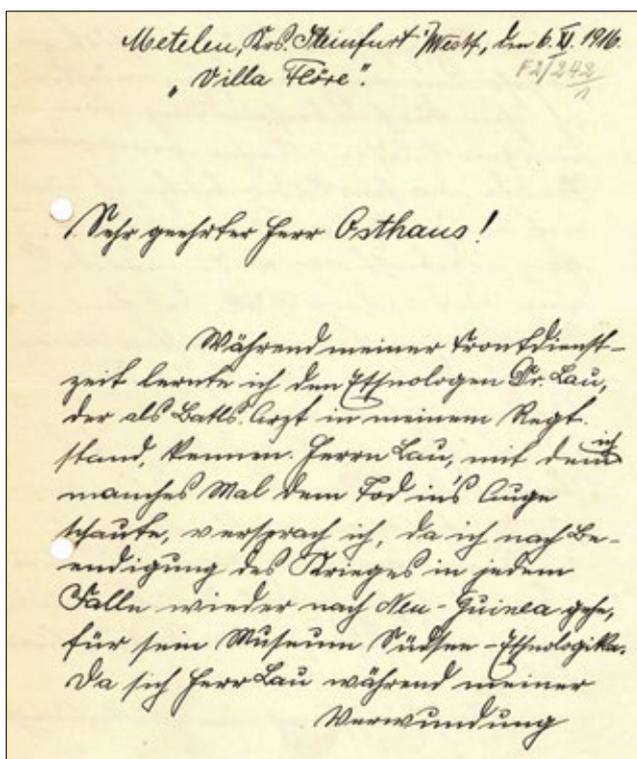


Abb. 4: Beginn des Schreibens von Franz Wiesner an Karl Ernst Osthaus vom 6.11.1916.

ßen Ankauf hatte.²³ Am 6. November 1916 schrieb der verwundete Wiesner aus Metelen einen Brief an Osthaus (Abb. 4):

„Sehr geehrter Herr Osthaus!

Während meiner Frontdienstzeit lernte ich den Ethnologen Dr. Lau, der als Batls. [d.h. Bataillons]-Arzt in meinem Reg[imen]t stand, kennen. Herrn Lau, mit dem ich manches Mal dem Tod in's Auge schaute, versprach ich, da ich nach Beendigung des Krieges in jedem Fall wieder nach Neu-Guinea gehe, für sein Museum Südsee-Ethnologika. Da sich Herr Lau während meiner Verwundung – Kopfschuss, linkes Auge zerstört – so sehr um mich bemühte, möchte ich ihm durch Übersendung von einigen Südsee-Sachen gern eine Freude machen. Leider besitze ich nur noch einige Speere. Frage deshalb ganz ergebenst an, ob Sie mir das eine oder andere Stück, das für Ihr Museum keinen rechten Wert hat, zu diesem Zweck zur Verfügung stellen wollen.

Ich würde nach Beendigung des Krieges, falls Sie es wünschen, gern für Ersatz sorgen, vielleicht auch in Form von Siam-Bronze-Stücken oder ähnlichem. Doch darüber würde ich vor der Abreise um Instruktion bitten.

Nach Empfang einer Mitteilung würde ich dann zur mündlichen Besprechung nach dort kommen.

In der Hoffnung, daß Sie mir meine Bitte erfüllen können, bin ich

Ihr sehr ergebener Wiesner
Leutnant I[nfanterie] R[egiment] 118
z. Zt. Metelen Kr[eg]s Steinfurt
,Villa Flöre.“²⁴

Osthaus verfasste nach seiner Rückkehr aus Krefeld, wo er als Landsturmmann eingesetzt war, am 17. November 1916 eine Antwort (Abb. 5):

„Sehr betrübt es mich zu hören, dass Sie Ihre kriegerische Laufbahn mit einer so schweren Verletzung beschliessen mussten. Ihre überseeischen Pläne zeigen aber, dass der schwere Verlust des einen Auges Ihre Tatkraft nicht gebrochen hat. Ich wünsche Ihnen von Herzen, dass Sie sich Ihren grosszügigen Projekten bald in vollem Masse wieder widmen können.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 129.

23 Ebd., S. 140.

24 Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen, F 2/244, Schreiben von Wiesner an Osthaus, 16.09.1916, Dok. 1.

Ihren Wunsch, dem um Ihre Rettung so verdienten Freunde ein Andenken zu übersenden, verstehe ich vollkommen, und wenn ich auch Ihren wertvollen Gaben den Schimpf nicht antun kann, sie überflüssig oder entbehrlich zu finden, so steht Ihnen doch selbstverständlich für diesen Zweck alles zu Verfügung, was Sie haben wollen.“²⁵

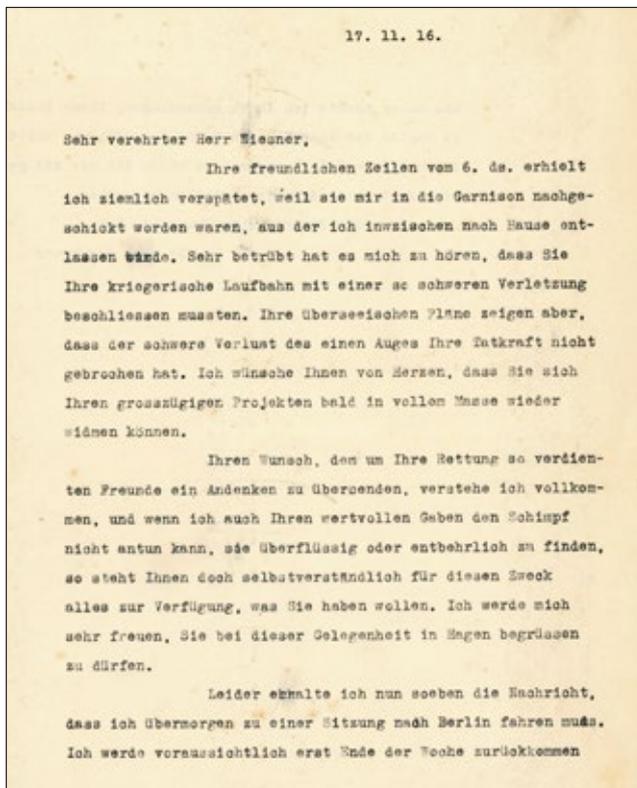


Abb. 5: Vorderseite des Durchschlags von Osthaus' Antwort an Wiesner vom 17.11.1916.

Polizeimeister Franz Wiesner wurde 1919 aus dem Heeresdienst entlassen. Nach dem Krieg hat er als Leutnant eine Laufbahn im preußischen Strafvollzug begonnen und war später Gefängnisdirektor in Münster.²⁶

Der Museumsbestand ging nach dem Tod von Osthaus, am 27. März 1921 in einer Lungenheilanstalt in Meran, durch Verkauf an die Stadt Essen. Die Sammlungen von Franz Wiesner, die

beim Umzug ebenfalls in den Essener Bestand übergegangen sind, sind dort als Ganzheit nicht mehr genau nachzuverfolgen, wie das Museum 1983 mitteilte.²⁷ Die Sammlungen enthielten unter anderem Ahnenfiguren im Malangan-Stil aus Neu-Mecklenburg und drei Uli-Figuren, also „Darstellungen bisexueller, urzeitlicher Schöpfungswesen aus dem Zentral-Gebiet der Insel“.²⁸ Diese einzelnen Objekte sind noch heute Bestandteil der Sammlung Folkwang in Essen.²⁹ „Wanderte auch nach dem Tod des Gründers das Museum Folkwang nach Essen ab, so blieb doch das Wirken von Osthaus für die Kultur der Stadt Hagen unauslöschlich.“³⁰

„Andreas macht das größte Fass auf!“

Der Großvater von Carl Horst Andreas kam in den 1870er Jahren nach Haspe (1929 nach Hagen eingemeindet) und wurde von Friedrich Schölling, Eigentümer der Westfalia-Brauerei, als Brauer eingestellt. Durch die spätere Heirat mit dessen Tochter, Adelheid Schölling, stieg er in die Führung des Unternehmens auf, das sich von einem kleinen handwerklichen Betrieb zu einem mittelständischen Unternehmen entwickelte. Der Mangel an Rohstoffen im Ersten Weltkrieg führte zu einem großen Brauereisterben, das Andreas zur Expansion nutzen konnte, und im Jahr 1918 erfolgte ein Zusammenschluss mit der Gevelsberger Actienbrauerei.

Carl Horst Andreas erwarb mit Hilfe der finanziellen Unterstützung seiner Mutter die Bavaria-Brauerei der Brüder Carl und Hermann Denninghoff. Der Erwerb diente wohl dazu einen Konkurrenten auszuschalten und die Andreas-Brauerei zu sanieren. Als sein Vater 1933 verstarb, übernahm Carl Horst Andreas im Alter von 25 Jahren die Leitung. Innerhalb weniger Jahre entwickelte er das Unternehmen zur größten Brauerei in Nordrhein-Westfalen in Privatbesitz. Die Firma hatte in den 1960er Jahren einen Wert von 12 Millionen D-Mark. Im April 1964 beteiligte sich Rudolf August Oetker an der Andreas Brauerei.³¹

Carl Horst Andreas hatte von seinem Vater nicht nur die Brauerei, sondern auch die Leidenschaft für die Jagd und das Reiten geerbt. Er war der erste westfälische Reiter, dem das Deutsche Reiterabzeichen in Gold verliehen wurde; vier Jahre in Folge

25 Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen, F 2/244, Schreiben von Osthaus an Wiesner, 17.11.1916, Dok. 3.

26 Hesse-Frielinghaus: Briefwechsel, S. 126.

27 Ebd., S. 126f.

28 Volprecht: Folkwang 2. Teil, S. 252.

29 Ebd.

30 August Hoff, 1947, zitiert nach Hackstein: Die Karl-Ernst-Osthaus-Rezeption, S. 33.

31 Günneemann/Eicken: Andreas Brauerei, S. 8–21.

wurde er Deutscher Dressurmeister. Die Großen Hagener Turniertage und Hagens hervorragender Ruf als Turnierstadt seien ihm zu verdanken.³²

Seine Reitkünste waren auch im Zweiten Weltkrieg sehr gefragt, „im Range eines SS-Obersturmführers verkehrte er in den höchsten politischen Kreisen.“³³ Nach Kriegsende brachte er einige Weggefährten aus dieser Zeit in seinem Unternehmen unter. Kurt Meyer, der sogenannte „Panzermeier“, wurde Vertriebsleiter. Er war einer der jüngsten Kommandeure der Waffen-SS und zudem hochdekoriert. Für Kriegsverbrechen wurde er in Kanada zum Tode verurteilt und später begnadigt.³⁴ Als Sprecher der Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der Angehörigen der ehemaligen Waffen-SS (HIAG) kämpfte Meyer bis zu seinem Tod für deren Rehabilitierung. Zahlreiche ehemalige SS-Mitglieder und frühere NS-Protagonisten nahmen 1962 an seinem Begräbnis teil, dem größten, das die Stadt Hagen bis dato erlebt hatte.

Das Jagdmuseum

Carl Horst Andreas' größte Leidenschaft war die Jagd. Mit der Zahl der Großindustriellen wuchs auch die Zahl der Jagdpächter in Deutschland, bis 1960 konnten die Kosten sogar als Betriebsaufwendungen abgesetzt werden. Carl Horst Andreas reihte sich hier unter die Vertreter der Textil-, Bau- und Stahlindustrie im Ruhrgebiet ein. Sein Pachtrevier im sauerländischen Hallenberg befriedigte ihn nicht mehr, er überließ es dem Hausmeister der Thyssen-Familie, Hans-Günther Sohl.³⁵

Sein „brennender Ehrgeiz“ zog ihn in viele weitere Jagdgebiete, wie Ostafrika, Alaska, Ungarn, Kenia und Zentralafrika, um der Nachwelt eine Sammlung von „erstklassigen“ Trophäen aller in seiner Generation jagdbaren Tiere zu hinterlassen. Der „Spiegel“ erwähnte ihn 1961 in einem Artikel zur Jagd und Revierpacht: „Um stets das ganze Sortiment seiner Jagdkuriositäten überblicken zu können, läßt der Bierbrauer zur Zeit eine Walhalla errichten, die er als privates Jagdmuseum ausstaffieren will.“³⁶

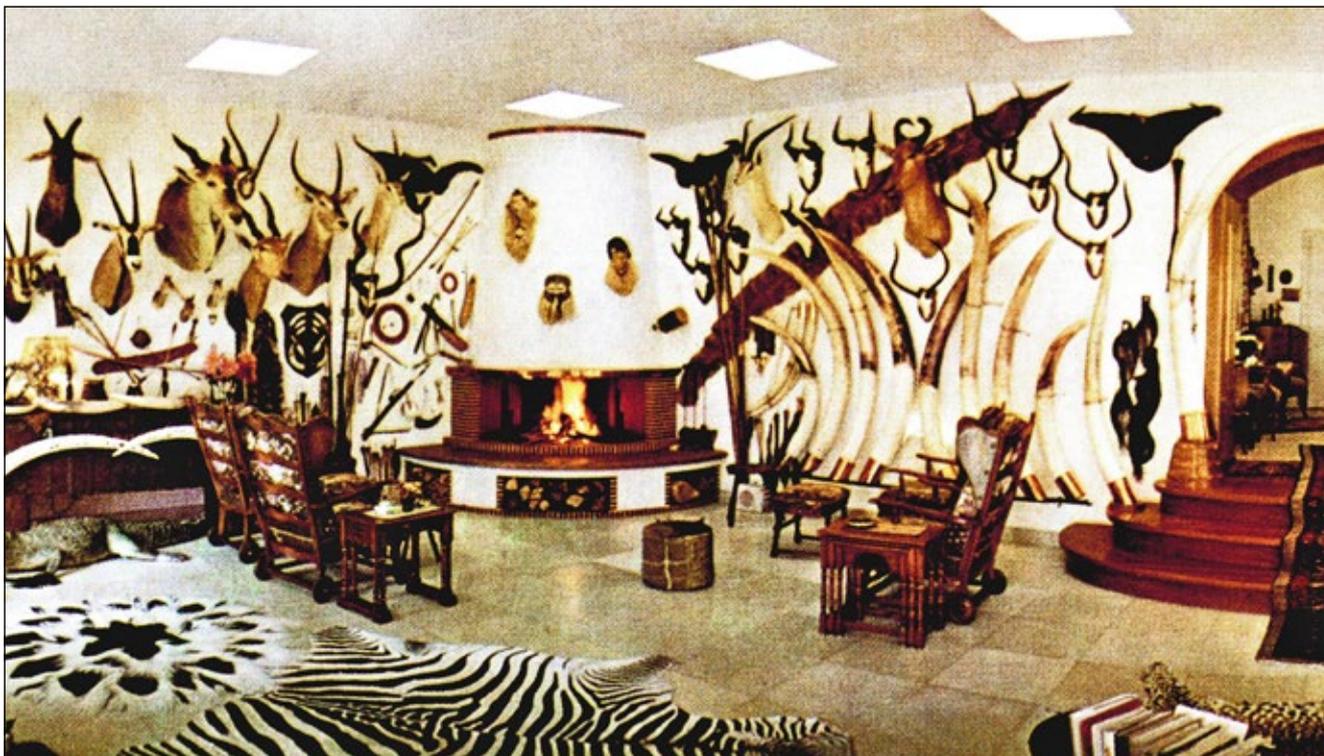


Abb. 6: C. H. Andreas' privates Jagdmuseum mit exotischen Trophäen.

32 Ebd., S. 111–115.

33 Ebd., S. 153.

34 Götz Eberbach: Art. Meyer, Kurt, in: Neue Deutsche Biographie 17 (1994), S. 362f.

35 Der Spiegel (13/1961): Vergoldete Hirsche. Jagd/Revierpacht, Titelgeschichte, S. 48f., online verfügbar unter www.spiegel.de/spiegel/print/d-43160482.html, [15.11.2020].

36 Ebd., S. 49.

Seine Zielgruppe seien die „armen Multimillionäre“, die aufgrund der aussterbenden großen Vermögen keine Zeit mehr finden würden so umfangreich wie er auf Jagdsafari zu gehen. Carl Horst Andreas hat für sein „Museum“ eine Halle errichten lassen und eine Stiftung sollte das Jagdmuseum „für alle Zukunft“ erhalten und die Exponate der Allgemeinheit zur Verfügung stellen (Abb. 6). Daneben stellte er auch in seinen Büroräumen Präparate aus. Seines Erachtens gab es keine vergleichbare Sammlung in Deutschland, die nur ein einziger Mann „zusammengeschossen“ habe. Einige wenige private Schnappschüsse sind erhalten, die einen sichtlich begeisterten Besitzer bei der Präsentation seiner Sammlung zeigen (Abb. 7).



Abb. 7: Nur wenige private Schnappschüsse zeigen Andreas beim Präsentieren seiner Sammlung.

Ergänzt wurden die Trophäen durch Pfeile, Bögen, ethnografische Sammelstücke und was sich „auf Safari sonst noch an Gegenständen beschaffen lässt“, denn laut Andreas würde man in ein paar Jahren in Busch, Steppe und Urwald nichts mehr davon finden.³⁷

Professor Lutz Heck, bis 1945 Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, merkte zu diesem Privatmuseum an: „Von den Wänden geht ein merkwürdiges Leben aus.“³⁸ Er verfasste das

Vorwort zu dem Buch „Auf großer Pirsch in Eis und Tropen“, in dem der Autor Carl Horst Andreas 1965 ausführlich von seinen Jagdabenteuern berichtete. Einen Ausschnitt aus diesem „Leben“ an den Wänden beschrieb er wie folgt:

„Hoch richtet sich ein riesiger Kodiak-Bär auf, und gewaltige Elchschaufeln erzählen vom Waidmannsheil in Alaska; der schwarze Gorilla-Mann stammt aus Zentral-Afrika ebenso wie das lange Krokodil am Boden. Als zoologisch seltenstes Stück muß das wohlpräparierte Haupt einer Hintersantilope aus dem Osthorn Afrikas gelten.“³⁹

Auf der Pirsch in Ostafrika

Nach der Lektüre von I. A. Hunter, einem berüchtigten Großwildjäger im Hauptberuf, der sich nicht mit der öffentlichen Meinung herumschlagen musste, entschied sich Carl Horst Andreas zur großen Pirsch nach Afrika aufzubrechen. Er begab sich mit seiner Frau nach Portugiesisch-Ostafrika, weil er nur dort Anfang der 50er Jahre eine Jagderlaubnis erhielt. Das Waffentragen war den Deutschen gerade erst wieder erlaubt.

Portugiesisch-Ostafrika erreichte unter dem Namen Mosambik die Unabhängigkeit erst 1975 nach 10-jährigem bewaffnetem Kampf, das Land war zum Zeitpunkt der Reise also noch portugiesische Kolonie. Andreas merkte dazu an, dass man nie von „Kolonien“ sprechen dürfe, es wären „Provinzen in Übersee, Glieder des Mutterlandes und nach staatsrechtlicher Fiktion nie davon zu trennen.“⁴⁰ Das ihm aufgrund seines „Makels in der Personalakte“ in vielen Gebieten keine Erlaubnis erteilt wurde, konnte er nicht nachvollziehen. Er relativierte seine Führungsposition bei der Waffen-SS und bezeichnete sich als „Ehrenmitglied“ dieses Vereins, dem man das „dunkle Kleid mit den silbernen Knöpfen“ aufgezwängt hätte, denn nur auf diesem Weg hätte man es damals „über die Hürden“ geschafft. Im „Jahr des Friedens 1953“ musste das Ehepaar Andreas vor Reiseantritt auch mit vielen bürokratischen Hürden kämpfen: „Gegen Deutsche hatte man immer irgendeinen Verdacht.“⁴¹

Bei Ankunft in Daressalam merkte Andreas an, dass die Gegend in seiner Schulzeit Deutsch-Ostafrika genannt wurde und man stolz darauf war – das könne man eigentlich immer noch sein, „denn wer sich von den älteren N[...] noch an diese Zeit ent-

37 Carl Horst Andreas: Auf großer Pirsch in Eis und Tropen, Gütersloh 1965, S. 52.

38 Ebd., S. 51.

39 Professor Lutz Heck, Vorwort zu ebd., S. 5.

40 Ebd., S. 18.

41 Ebd., S. 8f.



Abb. 8: Tuschezeichnung von Erwin Hegemann (um 1960) von den Trophäen im Büro der Andreas Brauerei, 105 x 35 cm. © Ulrich Günnemann

sinn, hat sehr wohlwollende Erinnerungen daran.⁴² Deutsch-Ostafrika sei im Ersten Weltkrieg fünf Jahre lang von der deutschen Schutztruppe mit ihren „kreuzbraven Askaris“ verteidigt worden. Voller Bewunderung äußerte er sich über General Paul von Lettow-Vorbeck, den sogenannten „Löwen von Afrika“. Dieser ging erbarmungslos gegen die Bevölkerung vor und war am Völkermord an den Herero und Nama zumindest beteiligt. Der Historiker Helmut Bley bescheinigte dem General „eine völlig amoralische Position gegenüber Menschenrechten und Menschenwürde sowie ein radikal gestörtes Verhältnis zur Politik im Interesse des Primats des Militärischen“.⁴³

Als es auf der Pirsch um die Erlaubnis zum Abschuss eines Gorillas ging, kam Andreas sein Jagdmuseum für die Allgemeinheit sehr entgegen. Man könnte meinen er wusste um die Probleme, die einige Genehmigungen für ausgefallene Trophäen bereiten könnten und hat deshalb vor der Abreise die Stiftung schon „verbrieft und gesiegelt“.⁴⁴ Aus rein privaten Jagdge-

lüssen hätte er seinen waidmännischen Ehrgeiz wohl nicht so umfanglich befriedigen dürfen.

Während Carl Horst Andreas seine Heldentaten detailliert und lebendig schilderte, wirken die wenigen Beschreibungen vom „wirklichen und echten Afrika“ in seinem Buch wie eine Ansammlung von Stereotypen und Vorurteilen, die sich wortgleich zu anderen Autoren ausnehmen: „Wer hätte das von solch nackten N[...] gedacht, die für gewöhnlich schlaff und faul um ihre Hütten lungern. Feurig und passioniert wie Jagdhunde halten sie die Fährte, hechelnd in der Vorfreude auf überquellende Fleischtöpfe.“⁴⁵

Die im nächsten Satz plötzlich „braven Leute“ verliehen ihm nach erfolgreicher Jagd den afrikanischen Ehrentitel als Njakupe, „der Treffer“: „Sonne mich auch in den Strahlen meines Ruhmes und der allgemeinen Beliebtheit, die ich als Ernährer dieser unterentwickelten Völkerschaft genieße.“⁴⁶ Außerhalb

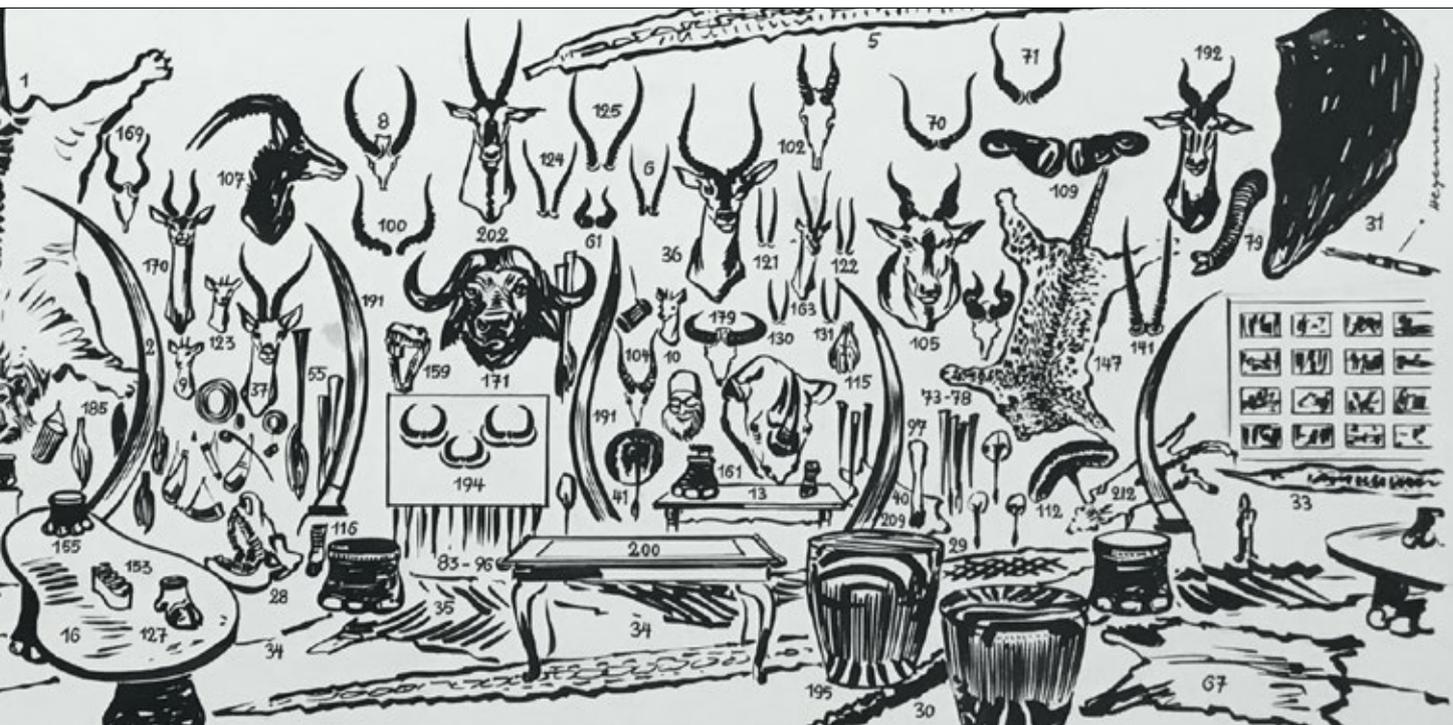
42 Ebd., S. 11. In der Vorlage wurde das N-Wort verwendet, ein abwertender Begriff für Menschen mit dunkler Hautfarbe, der aufgrund seiner stark diskriminierenden Wirkung hier nicht verwendet bzw. reproduziert wird.

43 Das von Bley für die Stadt Hannover 2008 erstellte Gutachten wird hier zitiert nach einem Beitrag von Birgit Morgenrath: Lettow-Vorbeck. Korrektur eines zweifelhaften Heldenepos. Deutschlandfunk (2014), www.deutschlandfunk.de/lettow-vorbeck-korrektur-eines-zweifelhaften-heldenepos.724.de.html?dram:article_id=282109, [24.10.2020].

44 Andreas: Auf großer Pirsch, S. 167.

45 Ebd., S. 36. Vgl. Anm. 42.

46 Ebd., S. 50.



ihrer Jagdentourage hatte das Ehepaar Andreas, wie das Ehepaar Nolde auf Expeditionsreise, schon aufgrund der Sprachbarriere kaum Kontakt zu den einheimischen „Völkerschaften“.

Die Geschichten von weißen Farmern und Schutztrupplern, die im früheren Schutzgebiet Deutsch-Kamerun von Rebellen ermordet wurden, trübten ein wenig den Mythos der heilsbringenden Kolonisatoren. Ein „magerer“ Franzose stellte sich an einem der Gräber vor mit einer Häftlingsnummer auf dem Arm, die ihn als ehemaligen KZ-Insassen auswies. Er äußerte seinen Unmut über die aktuelle „aufgeklärte“ Regierung, die die Gräber bewachen lasse, damit die Angehörigen die Leichen nicht verspeisten. Das sei aber ein traditioneller Brauch, um die Liebe zum Verstorbenen auszudrücken. „Chacun à son goût..., meinen Sie nicht auch?“⁴⁷

Der beredte Jäger reagierte ungewohnt einsilbig – Carl Horst Andreas war der angebotene Whiskey etwas zu „süßlich“ und Trudel mahnte zum Aufbruch...⁴⁸

Die Andreas-Show

Standesgemäß servierte der Brauerei-Millionär zu seinem 60. Geburtstag 140 Hektoliter Fassbier in einem Festzelt auf der Springe und bot den fast 10.000 Besuchern drei Tage „Andreas-Show“, unter anderem mit Roberto Blanco, den „Geschwistern Jacob“ und Otto Höpfner vom Blauen Bock.⁴⁹

Andreas nutzte jede Gelegenheit sich und sein Unternehmen in Szene zu setzen – er fotografierte für sein Buch einen kleinen Jungen in Zentralafrika, dem eine Flasche Andreas-Bier auf den Kopf gestellt wurde: „Leider etwas zu warm für den verwöhnten Geschmack.“⁵⁰ Er verschickte Andreas-Bier mit dem Zeppelin nach New York und erzielte eine deutliche Steigerung des Bekanntheitsgrades, besonders im Export, durch die Bekanntschaft mit dem Hagerer Künstler Erwin Hegemann (1924–1999). Trudel Andreas, die sich für Kunst und Architektur interessierte, war sofort von dessen zeichnerischen Qualitäten überzeugt. Hegemann zeichnete die Trophäenwand in allen Details (Abb. 8). Er entwarf Andreas-Pils-Werbung, Etiketten, Prospekte, Plakate, Karten und Einladungen sowie Mosaik.

47 Ebd., S. 209.

48 Ebd.

49 Günnemann/Eicken: Andreas Brauerei, S. 111–118.

50 Andreas: Auf großer Pirsch, S. 216.

Im neuen Verwaltungsgebäude der Brauerei gestaltete Hegemann in der Empfangshalle eine Glaswand mit „12 szenischen Darstellungen von Bierbauern und biertypischen Motiven, von der Antike bis zur Gegenwart, geätzt und geschliffen in halbtransparentes Gussglas.“⁵¹ Zehn dieser Glasbilder wurden nach dem Abriss des Gebäudes im Seniorenzentrum „Altes Stadtbad Haspe“ integriert. Weitere Spuren des Brauereihandwerks finden sich an der Häuserzeile Voerder Straße 109 bis 109f, die Andreas bauen ließ – vier Mosaike mit Brauereimotiven hat Hegemann an der Fassade montiert.⁵²

Für den Messeauftritt entwarf Hegemann eine 14 Meter lange



Abb. 9: Pressefoto anlässlich der Eröffnung des „Krokodils“ im August 1962. Originale Bildunterschrift: „Das Krokodil beherrscht die Räume“.

überdachte Theke, die wahrscheinlich zu den „Schlauchkneipen“ inspiriert haben dürfte, für die Andreas in den 50er Jahren bekannt war und in denen er auch einige seiner präparierten Tiere dekorierte: Im „Krokodil“ in der Mittelstraße hing tatsächlich ein Krokodil an der Decke über dem Tresen (Abb. 9), und nicht nur die Werbekarten der „Büffelschwemme“ direkt am Hauptbahnhof zierte ein Büffelkopf (Abb. 10).⁵³

Carl Horst Andreas erlebte es nicht mehr, dass 1991 die Werbung der Brauerei „pfiffiger“ wurde und persönlicher gestaltet werden sollte „mit Menschen für Menschen“ und in einer gewissen „Unternehmenstradition“ Frontfrau Helena präsentierte: „Die dunkelhäutige Helena mit ihren Kulleraugen, den schneeweißen Zähnen und ihrem wunderbaren Lächeln, riss sie alle in ihren Bann.“⁵⁴

Das Selbstverständnis einer Gesellschaft in der musealen Darstellung

Die westliche „Inszenierung des Fremden“ wurde am Beispiel von zwei Privatmuseen beleuchtet – die Motivation der Sammler und ihr interesselgeleiteter „Tunnelblick“ sind sicherlich exemplarisch für viele andere Sammler und Institutionen der Moderne.

Zum Abschluss soll ein postmoderner Perspektivwechsel verdeutlichen, warum es für die eigene Geschichte und die der „anderen“ einer ausgeprägten Sensibilität bedarf, d. h. die Berücksichtigung möglichst vieler Perspektiven unabdingbar ist.

Aimé Césaire (1913–2008) war ein afrokaribisch-französischer Schriftsteller und Politiker und bezeichnete sich selbst als „Angehörigen der Rasse der Unterdrückten“. Césaire gilt als Mitbegründer der Négritude-Bewegung, einer seiner Schlüsseltexte ist der Essay „Über den Kolonialismus“:

„Gobineau sagte: ‚Es gibt nur eine weiße Geschichte.‘ Monsieur Caillois stellte seinerseits fest: ‚Es gibt nur eine weiße Ethnografie.‘ Es ist der Westen, der die Ethnografie der anderen betreibt, nicht die anderen, die die Ethnografie des Westens betreiben. Ein sehr triftiger Grund zu frohlocken, nicht wahr? Und keine Sekunde kommt es Monsieur Caillois in den Sinn, dass es eigentlich besser gewesen wäre, wenn man die Museen, auf die er sich so viel zugutehält, gar nicht erst hätte eröffnen müssen; dass Europa besser daran getan hätte, die

51 Günnemann/Eicken: Andreas Brauerei, S. 99.

52 Ebd., S. 94–101.

53 Ebd., S. 140.

54 Ebd., S. 85.

außereuropäischen Zivilisationen lebendig, dynamisch, und florierend, unversehrt und nicht verstümmelt neben sich zu dulden [...]; dass das Museum ja schließlich von sich aus nichts ist; dass es nichts bedeutet, dass es nichts bedeuten kann, wo die einfältig-selige Selbstzufriedenheit den Blick trübt, wo

die heimliche Verachtung der anderen die Herzen verhärtet, wo der Rassismus, ob eingestanden oder nicht, jede Empathie versiegen lässt; dass das Museum nichts bedeutet, wenn es nur dazu da ist, die Wonnen der Eigenliebe zu steigern [...].“⁵⁵



Abb. 10: Werbekarte für die „Büffelschwemme“ in der Ebertstraße (heute Straße „Am Hauptbahnhof“).

55 Aimé Césaire: Über den Kolonialismus, kommentierte Neuauflage, Berlin 2017, S. 78f.

Deutschlands Platz an der Sonne im Unterricht. Koloniale Schulwandbilder aus Haspe

Dennis Schmidt

Am Christian-Rohlf-Gymnasium in Hagen-Haspe ruht ein Schatz: Eine beeindruckende Sammlung von insgesamt 15 Schulwandbildern mit kolonialen Motiven, die mittlerweile über 100 Jahre alt sein dürften.¹ Ein solcher Fund an einem Gymnasium mag auf den ersten Blick erstaunen, waren Schulwandbilder doch schwerpunktmäßig für Volksschulen gedacht, in die bis vor wenigen Jahrzehnten noch die überwältigende Mehrheit der Schülerinnen und Schüler ging. Die Bestands-geschichte erhellt aber, wie diese Stücke an das Gymnasium kamen. Eng verbunden ist sie mit der Geschichte der Schulen in Haspe.² In der 1873 zur Stadt erhobenen Gemeinde, die 1929 nach Hagen eingemeindet wurde, gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen erhöhten Bedarf an Schulen. So wurde

1910 die evangelische Volksschule auf dem Heubing bezogen. Noch vor dem Ersten Weltkrieg kamen auch die Schülerinnen und Schüler der aufgelösten evangelischen Schule Mittelstraße hinzu. In der NS-Zeit fiel der religiöse Bezug der Volksschule weg, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie als christliche Ge-meinschaftsschule fortgeführt, nach 1968 als Hauptschule. Aus den Beständen der evangelischen Volksschule auf dem Heu-bing und dessen Vorgängerschule in der Mittelstraße stammen die kolonialen Schulwandbilder und dort passten sie auch in die zeitgenössischen pädagogischen Konzepte. Doch wieso sind sie heute im Christian-Rohlf-Gymnasium zu finden? Seit 1932 lag es am Ufer der Ennepe direkt neben der Volks- bzw. dann Hauptschule Heubing. Als diese 2014 aufgelöst wurde, über-

nahm das Gymnasium das Gebäude („Villa Heubing“) und auch Teile des Inventars, darunter die Schulwand-bilder. Ein Glücksfall ist es, dass diese Stücke nicht entsorgt wurden, son-der als Ensemble erhalten blieben. Was hat es aber nun mit der Gattung Schulwandbild auf sich? Was lässt sich über die in Haspe überlieferten Exemplare sagen?

Schulwandbilder bieten historisch Interessierten viel. Bei der breit rezi-pierten Dortmunder Ausstellung zum „Mythos Germanien“ 2015 gehörten sie zu den zentralen Schaustücken (ebenso in Hamm 2018/2019). Die Etablierung eines rassistisch überhöhten Germanenmythos in der NS-Zeit erfolgte in den Schulen ganz wes-entlich über dieses Medium.³ Allein



Abb. 1: „Die deutschen Diamantfelder“, Schulwandbild von Ernst Vollbeh. © Bernd Müller

1 Großer Dank an Herrn OStR Ingmar Vogel vom Christian-Rohlf-Gymnasium, dem dieser Fund zu verdanken ist und der mit Informationen zur Seite stand. Darüber hinaus den Herausgebern und Michael Rösser für die vielfältige Unterstützung beim Verfassen des Textes.

2 Zu den folgenden Ausführungen zur Schulgeschichte in Haspe vgl. Michael Eckhoff: Schulen in Haspe, in: Haspe. Eine Stadt im Wandel (Hagen einst und jetzt, Bd. IX), Hagen 1982, S. 312–325; Barbara Schoch: Zum Beispiel Heubing. Eine 75-jährige Schulbiographie, in: Heimatbuch Hagen und Mark 27 (1986), S. 190–195; Jens Bergmann: Stadtteile im Wandel. Haspe – eine Zeitreise, Hagen 2008, S. 58–60.

3 Vgl. dazu Erik Beck/Arne Timm: Das nationalsozialistische Germanenbild auf Schulwandbildern der NS-Zeit, in: Mythos Germanien. Das nationalsozialistische Germanenbild in Schulunterricht und Alltag der NS-Zeit, Dortmund 2015, S. 48–73.

durch ihre Größe entfalten sie eine Wirkung, die größeren der Hasper Exemplare weisen beispielsweise Außenmaße von 101x71cm auf. Die technische Voraussetzung für Schulwandbilder war das lithographische Verfahren, breite Verwendung im Unterricht fanden sie dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ihre Hochzeit reichte bis weit in die zweite Hälfte des Folgejahrhunderts.⁴ In den ähnlich gelagerten Medien Wandkarte und Poster hält ihre Präsenz gewissermaßen bis heute an.

Schulwandbilder hatten einen hohen Verbreitungsgrad, waren insbesondere in den Volksschulen zentral in den Unterricht integriert und hinterließen nicht selten nachhaltige Eindrücke bei den Schülerinnen und Schülern.⁵ Sie werden in der neueren Forschung als Träger kollektiver Erinnerungsorte eingeordnet, wobei dabei zugleich vermehrt die konkreten Prozesse der Herstellung und Distribution in den Blick genommen werden.⁶

Koloniale Motive haben nie den Hauptteil der Schulwandbilder ausgemacht,⁷ waren aber – das zeigt gerade das Beispiel Haspe – präsent. Wandbilder standen zumeist nicht isoliert, sondern waren von begleitenden Publikationen flankiert. Diese Begleittexte wollten breite Kenntnis vermitteln und die Darstellung erläutern, die Bilder wiederum die Texte veranschaulichen und Inhalte einprägen. Dadurch sollte ein historischer, geographischer, ethnographischer und wirtschaftlicher Überblick über die jeweils dargestellten Gebiete und Kolonien erreicht werden.⁸ Das war jedoch keineswegs „neutrales“ Wissen, sondern weltanschaulich stark gebunden. Die Bilder sollten Begeisterung für den Kolonialismus wecken, sie transportierten ein von rassistischen und nationalistischen Deutungsmustern durchwebtes Weltbild. Das zeigt sich auch angesichts der Hasper Exemplare, von deren 15 hier fünf jeweils kurz besprochen werden.

Die ersten beiden Beispiele entstammen einer Serie der Reihe „Künstlerische Kolonial-Bilder für Schule und Haus“, von der heute noch sechs Wandbilder in Haspe erhalten sind. Sie sind wohl direkt von der Volksschule Heubing angeschafft worden (sie tragen jedenfalls nur deren Stempel). Ob noch im Kaiserreich oder später ist nicht zu klären, ebenso wenig, ob nur die vorhandenen Bilder oder ob die gesamte zehnteilige Serie gekauft

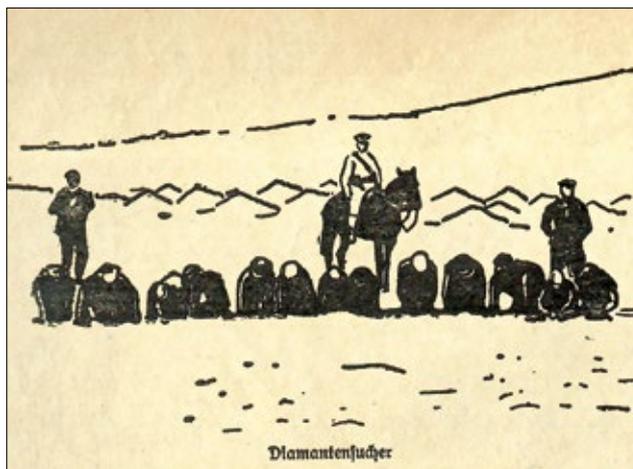


Abb. 2: „Diamantensucher“, Tuschzeichnung von Ernst Vollbeh.

wurde. Der Hasper Bestand ist aber durchaus bemerkenswert, da die Serie insgesamt schlecht überliefert ist.⁹ Diese weist im Vergleich zu anderen Schulwandbildern Besonderheiten auf: 1. Bei ihr ist die Verbindung von Text und Bild stärker, da die Beschreibung direkt unter dem Bild steht und nicht in einem zusätzlichen Druckwerk nachzuschlagen ist. 2. Es wird aber doch auf ein weiteres Werk verwiesen, das einen „ausführlichen Text“ enthalten soll. Das ist jedoch nur bedingt der Fall, denn es handelt sich dabei um den Reisebericht des Malers der Bilder, Ernst Vollbeh, „Im Lande der deutschen Diamanten“,¹⁰ der nicht direkt die Wandbilder bespricht, aber Tuschzeichnungen davon beinhaltet, die stark reduziert daherkommen (ein gutes Beispiel: Abb. 4). So ist der Hinweis eher eine Art von Cross-Marketing, das Bändchen von Vollbeh jedenfalls war erfolgreich und erschien in etlichen Auflagen.

Sein Reisebericht ist gekennzeichnet durch eine Melange aus kolonialem Blick mit einer ordentlichen Prise Rassismus, Nationalismus und der Betonung des wirtschaftlichen Werts der Kolonien auf der einen Seite, ästhetischem und emphatischem Blick für die Menschen und die Natur auf der anderen. So verbindet sich Kolonialpropaganda mit gelegentlicher Kritik an den beobachteten Zuständen vor Ort, Zivilisationskritik mit einem

4 Einen guten Einstieg und Überblick bieten die Texte im Ausstellungskatalog Völkerschau im Unterricht. Schulwandbild und Kolonialismus. Sonderausstellung des Nordwestdeutschen Schulmuseums – Bohlenbergfeld, Bohlenbergfeld 1994.

5 Das betonen schon Reinhard Stach/Walter Müller/Renate Bienzeisler/Jutta Koch: Schulwandbilder als Spiegel des Zeitgeistes zwischen 1880 und 1980, Opladen 1988, S. 20–25. Der von ihnen ebenfalls hervorgehobene Punkt einer „durchschnittlichen Qualität“ der Schulwandbilder ist hingegen mit größerer Vorsicht zu sehen.

6 So bei Eva Zimmer: Wandbilder für die Schulpraxis. Eine historisch-kritische Analyse der Wandbildproduktion des Verlages Schulmann 1925–1987, Bad Heilbrunn 2017.

7 Einen Eindruck bietet die Übersicht, die im Detail natürlich in Frage gestellt werden kann, bei Stach u.a.: Schulwandbilder als Spiegel, S. 133, 150, 172.

8 Eine Übersicht zu Schulwandbildern mit kolonialem Kontext und eine Edition der Begleittexte bieten A. Schöfert/S. Hoffmann: Die deutschen Kolonien im Schulwandbild, o.O. 2018.

9 Konrad Schubert: Ernst Vollbeh. Maler zwischen Hölle und Paradies. Eine illustrierte Biographie, Halle (Saale) 2017, S. 100 berichtet, es seien nur vier der zehn Bilder überliefert. Auch Schöfert/Hoffmann: Die deutschen Kolonien listen nur fünf auf. In Haspe gibt es über diese fünf hinaus die Wandbilder „Windhuk mit dem Auaesgebirge“ (Nr. 8) und „Farm im Hereroland“ (Nr. 10). Vgl. dazu die tabellarische Übersicht am Ende dieses Beitrags.

10 Ernst Vollbeh: Im Land der deutschen Diamanten. Tagebuch von einer Reise in Südwest (Schaffsteins Grüne Bändchen, Bd. 19), 3. und 4. Auflage, Köln o. J.



Abb. 3: „Swakopmund vom Brückenkopf gesehen“, Schulwandbild von Ernst Vollbehre. © Bernd Müller

fast als Abenteuerroman angelegten Reisebericht. In ihm erzählt Vollbehre auch, wie ihm bei einem Besuch einer Schule für schwarze Kinder die Idee kam, „koloniale Bilder auch für Schulen zu schaffen“.¹¹ Vollbehre hatte jedoch nicht nur mit seinem Reisebericht publizistischen Erfolg, sondern nach seiner Rückkehr auch mit der Ausstellung seiner Afrikabilder, unter anderem im Berliner Reichstagsgebäude. Einen Schwerpunkt hatten seine Ausstellungen gerade im Raum Westfalen, Bergisches Land und Rheinland. Von den sieben Schauen 1910/11 war jeweils eine in Köln, Dortmund, Elberfeld und Barmen.¹² Vielleicht hatte diese regionale Konzentration dazu motiviert, in Haspe seine Schulwandbilder anzuschaffen. Kunst- und Kolonialinteressierte in der Region haben Vollbehres Ausstellungen mit Sicherheit registriert.

Die beiden Abbildungen 1 und 3 zeigen Bilder, die auf der Reise Vollbehres nach Deutsch-Südwestafrika entstanden sind. Seit 1885 war das Gebiet – faktisch das heutige Namibia – deutscher Kolonialbesitz; es war die einzige Kolonie, in der sich eine größere Zahl deutschstämmiger Siedler niederließ.¹³ Auch da-

mit steht in Zusammenhang, dass es dort bei der Niederschlagung der Aufstände der Herero und Nama zu den vielleicht schwersten deutschen Kolonialverbrechen kam. Davon zeigt uns Vollbehre, der wenige Jahre später in Deutsch-Südwestafrika war und den Krieg sehr wohl in seinem Reisebericht zur Kenntnis nahm – allerdings eher als Erfolg deutscher Waffen und Tapferkeit –, auf seinen Wandbildern wenig überraschend jedoch nichts. Stattdessen vermitteln sie die naturräumliche Situation, den gediegenen Kolonialwohlstand, die vermeintliche deutsche Kulturleistung und den Wert der Kolonien. Den letzten Punkt darf man bei Vollbehre besonders unterstreichen. Nicht umsonst nannte er sein Büchlein „Im Land der deutschen Diamanten“, womit er direkt auf den Wert und wirtschaftlichen Nutzen der Kolonie verwies. Abbildung 1 fokussiert dann auch die Mühen der deutschen Kolonisation im Kampf gegen eine feindliche Natur – bildlich von Vollbehre eindrucksvoll durch die Dimensionen und die recht monochrome Farbgebung dargestellt. Zu sehen sind das Örtchen Kollmannskuppe, die Eisenbahnlinie nach Lüderitzbucht und links davon das mühsame Sieben der Diamanten aus dem Wüstensand.

¹¹ Ebd., S. 44.

¹² Vgl. die Übersicht bei Schubert: Ernst Vollbehre, S. 916.

¹³ Einen Überblick über das Deutsche Reich in Afrika bietet Winfried Speitkamp: Die deutschen Kolonien in Afrika, in: Horst Gründer/Hermann Joseph Hiery (Hg.): Die Deutschen und ihre Kolonien. Ein Überblick, Berlin 2017, S. 65–88.

Um die Unwegsamkeit zu demonstrieren, wird im Begleittext darauf hingewiesen, dass 120 „Kapboys“ – Nachkommen weißer und schwarzer Menschen aus der Kapregion – allein zur Säuberung der Gleise vom Sand angestellt seien. Auch auf die „strengste Kontrolle“ der Arbeiter wird hingewiesen. In Vollbehrs gedrucktem Reisebericht gibt es dazu eine Tuschezeichnung, die das illustriert: Überwacht von zwei Vorarbeitern und einem berittenen Uniformierten suchen wohl vorrangig schwarze Arbeiter den Wüstensand auf den Knien ab (Abb. 2). Hier zeigen sich in großer Selbstverständlichkeit koloniale und rassistische Denkmuster. Wohlhabend wurde das Deutsche Reich durch die Diamanten aus Deutsch-Südwestafrika nicht, Kollmannskuppe ist heute ein Ruinenort.

Abbildung 3 hat nun weniger die Mühsamkeit der Kolonisation zum Thema, sondern zeigt eine Stadtansicht, die auf den ersten Blick auch an der Ostsee gelegen sein könnte. Im erläuternden Text wird das betont („der echt deutsche, sauber aussehende Ort Swakopmund“), aber es werden auch die Unterschiede deutlich. So gehört der die Ansicht prägende und überhoch dargestellte Turm nicht zu einer Kirche, sondern ist das Haus der „Damaragesellschaft“, das sogenannte „Woermannhaus“, der zentralen Handelsgesellschaft für/in Deutsch-Südwest. Auch hätten an der Ostseeküste wohl kaum „schwarze Arbeiter“, wie im Text vermerkt wird, die Schiffe entladen. Das Bild soll insgesamt die Leistung deutscher Kolonisation vermitteln – ein properes Städtchen deutscher Prägung an der afrikanischen Atlantikküste. Dazu zählt auch die mit Schienen versehene Landungsbrücke. Sie ist noch heute ein Wahrzeichen der viertgrößten Stadt Namibias.

Deutscher Kolonialbesitz befand sich auch auf der anderen Seite Afrikas. 1885 hatte dort Carl Peters die Inbesitznahme eingeleitet, offiziell Kolonie des Reiches wurde Deutsch-Ostafrika 1891. In ihr lag auch der höchste Berg Afrikas, zugleich der höchste Berg des Deutschen Reiches, der Kilimandscharo.

Bis 1964 hieß dessen höchster Gipfel „Kaiser-Wilhelm-Spitze“. Den Blick nicht von der Spitze, aber dem Kilimandscharo-Massiv aus Richtung Südosten, zeigt das Schulwandbild Wilhelm Kuhnerts (Abb. 5), das

zur von Max Eschner herausgegebenen Reihe „Die deutschen Schutzgebiete in Afrika“ zählt.¹⁴ Wilhelm Kuhnert, ein zentraler Vertreter der Tier- und Landschaftsmalerei, war ein schillernder Künstler, der den Kolonialpionier Carl Peters persönlich kennengelernt hatte und sogar selbst am Maji-Maji-Krieg – der brutalen Niederwerfung eines Aufstands gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Ostafrika (1905–1907) – beteiligt war.¹⁵ Bei der Szenerie, die er uns auf dem Gemälde zeigt, scheint es sich um eine Expedition zu handeln, die von der Attitüde kolonialer Überlegenheit geprägt ist. Als Einziger auf einem Stuhl, vor einem Zelt mit deutscher Fahne, befindet sich ein älterer weißer Mann in Uniform. Vor ihm auf dem Boden sitzt eine fünfköpfige Gruppe Afrikaner, bei denen es sich um Massai und Chagga handelt, die durch ihre Bekleidung als solche gekennzeichnet sind, wie im Begleittext vermerkt wird.

Der Fernblick richtet sich nun eben auf die sogenannte Massai-Steppe, in der diese – zeitgenössisch in Europa als edle Krieger romantisierte – Gruppe ihre großen Rinderherden hielt und teilweise bis heute hält. Vorne links im Bild haben sich andere Schwarze um ein Lagerfeuer niedergelassen beziehungsweise einer kniet vor einer Kiste. Bei dieser Gruppe handelt es sich wahrscheinlich um die Träger und Bediensteten des weißen Uniformierten. Dieses Bild vermittelt so verdichtet den Reichtum, den die Kolonien den Deutschen bringen sollte – Reichtum an Natur, an mächtigen Bergen, aber auch an Menschen.

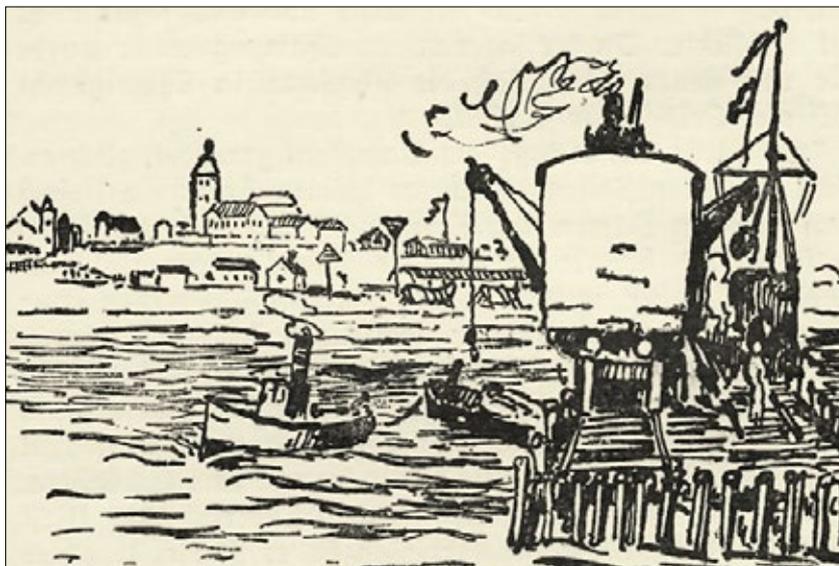


Abb. 4: Swakopmund vom Brückenkopf gesehen, Tuschezeichnung von Ernst Vollbehrl.

¹⁴ In Haspe liegen vier der fünf Wandbilder vor, es fehlt lediglich die Darstellung von Dar-es-Salam. Die Afrika-Darstellung sind wiederum Teil I der Serie „Deutschlands Kolonie“. Angeschafft wurden die Haspe Exemplare offenbar ursprünglich von der „Schule Mittelstraße“, wie dem rückseitig angebrachten Stempel zu entnehmen ist.

¹⁵ Kuhnerts zeitgenössische Bedeutung als Künstler, aber auch seine vielfältigen kolonialen Bezüge werden in ihren Ambivalenzen deutlich im Katalog zu einer Ausstellung in der Frankfurter Schirn Kunsthalle gezeigt: Philipp Demandt/Ilka Voermann (Hg.): König der Tiere. Wilhelm Kuhnert und das Bild von Afrika, München 2018.



Abb. 5: „Blick vom Kilimandscharo auf die Massaiestepe“, Schulwandbild von Wilhelm Kuhnert. © Bernd Müller

Noch einen dritten großen Länderkomplex in Afrika eignete sich das Deutsche Reich als Kolonialbesitz an: Kamerun. Und auch hier gab es Berge als prägende Wahrzeichen. War es in Deutsch-Ostafrika der Kilimandscharo, in Deutsch-Südwestafrika der Waterberg, so waren es hier die Kamerunberge, deren höchster Gipfel – ein Vulkan von über 4.000 Meter Höhe – steil aufragend den Blick von der nahen Atlantikküste prägt. An dessen Südseite hatten schon die Briten den Ort Victoria (heute Limbe) gegründet, der dann zu einem wichtigen Hafen in der deutschen Kolonie wurde.

Diese Ansicht mit einer lebhaften Hafenszene findet sich auf dem Schulwandbild des bekannten Kolonialmalers Rudolf Hellgrewe (Abb. 6), welches das einzige Exemplar der zugehörigen

Serie in Haspe ist.¹⁶ Und auf den ersten Blick sind die Unterschiede zum Bild Swakopmunds von Vollbehr (Abb. 3) offensichtlich, nicht nur im Stil, sondern auch dem Dargestellten selbst. Statt Wüstenlandschaft Dschungel; statt Fachwerkhäusern tropenkonforme Holzhäuser; statt einer wohlgeordneten Hafenszene fast ohne Menschen eine lebhaftere Alltagssituation. Und diese Situation ist interessant, denn der Gestus kolonialer Überlegenheit ist hier wesentlich zurückhaltender und hintergründiger. Schwarze treten in dieser Darstellung jedenfalls keineswegs nur als Arbeiter, Diener oder „Wilde“ in Erscheinung, sondern als selbständige Akteure.

Besonders zu sehen an der Handelsszene am vorderen rechten Bildrand, an dem ein weißer Händler mit Tropenhelm mithilfe

¹⁶ Es handelt sich um die Serie „Kolonial-Wandbilder I“ aus der Reihe „Land und Leben von A. Wünsche“. In Haspe ist das Wandbild zu Kamerun damit ein Solitär aus dieser Serie, was darauf hinweist, dass die Reihen und ihre Serien von den Schulen nicht unbedingt voll abonniert wurden, sondern Einzelexemplare gekauft wurden.



Abb. 6: „Victoria und die beiden Kamerunberge“, Schulwandbild von Rudolf Hellgrewe. © Bernd Müller

seines schwarzen Übersetzers mit einem schwarzen Händler Verhandlungen auf Augenhöhe zu führen scheint. Der Begleittext weist ihn als einen Angehörigen der Duala aus, die als „Händlervolk“ und hervorragende Bootsbauer beschrieben werden. Allerdings zeigen sich auch auf diesem Bild subtile rassistische Stereotype, vor allem an Hand von zwei aus der zeitgenössischen Perspektive „komischen“ Figuren. Im vorderen der beiden afrikanischen Boote sitzt ein Schwarzer, der Matrosenmütze und -hemd mit einem afrikanischen Gewand kombiniert. Er wirkt damit als Karikatur auf die drei weißen Matrosen in dem dampfgetriebenen Boot. Unterstrichen wird das durch den Blickkontakt dieser Personen. Der Schwarze in europäischer Kleidung als komische, ja geradezu als degene-

rierte Figur trat im zeitgenössischen Diskurs häufig auf.¹⁷ Sie lief allgemein unter der Bezeichnung „Hosenneger“.

Ein solcher, obgleich ohne europäische Hose, findet sich zentral auch im Bild von Victoria platziert: Er kombiniert ein afrikanisches Tuch um den Rumpf mit einem Jackett über nacktem Oberkörper, Zylinder auf dem Kopf, lässig gestützt auf einen Regenschirm. Auch Ernst Vollbehrr mokiert sich in seinem Reisebericht beispielsweise über diese Personen und stellte die vermeintliche Absurdität auch bildlich dar, indem er traditionell und europäisch gekleidete Schwarze nebeneinanderstellt (Abb. 7).¹⁸ Diese Kombination aus Kennzeichen europäischer Bürgerlichkeit und afrikanischer „Wildheit“ irritierte und belustigte die

¹⁷ Vgl. dazu bspw. Christoph Marx: Siedlerkolonien in Afrika – Versuch einer Typologie, in: Frank Becker (Hg.): Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich, Stuttgart 2004, S. 82–96, hier S. 94.

¹⁸ Dazu schreibt Vollbehrr: „Wie stolz sahen sie [die Afrikaner] aus in ihrer eigenartigen Landes- und Stammestracht – jetzt, in den Geschmacklosigkeiten aus europäischen Fabriken, sehen



Abb. 7: Indigener (Herero?) in traditioneller und in europäischer Kleidung, Tuschezeichnung von Ernst Vollbeh.

Zeitgenossen – im Begleittext wird das als „lächerlichste Nachäfferei europäischer Kleidersitten“ bezeichnet. Wir würden sie heute eher als Ausdruck hybrider Identitäts- und Habitusmuster sehen. Trotz dieser rassistischen Verweise und einer insgesamt exotistischen Anmutung ist das Schulwandbild Hellgrewes im Vergleich dennoch eine gewisse Ausnahme, zeigt es doch die Afrikaner weder als „Wilde“ noch als Arbeiter oder Diener, sondern als selbständige und anpassungsfähige Akteure im Kolonisationsprozess.

Hingegen explizit als Begegnung von „Wilden“ mit der Zivilisation in Szene gesetzt ist das Schulwandbild des zeitgenössisch geschätzten – aber nicht vorrangig für Kolonialmotive bekannten – Malers Carl Saltzmann (Abb. 8), das als einziges aus der entsprechenden Serie in Haspe vorliegt.¹⁹ Es nahm die Schüle-

rinnen und Schüler an einen anderen Schauplatz deutscher Kolonialambitionen mit: in die Südsee.²⁰

Nach einem privat organisierten kolonialen deutschen Vorspiel hatte das Deutsche Reich 1899 die Verwaltung über die Provinz „Deutsch-Neuguinea“ übernommen, zu der als Teil Mikronesiens auch die Karolinen zählten, deren Hauptinsel Ponape war. Auch heute liegt die Hauptstadt der Föderierten Staaten von Mikronesien auf der Insel, die nun allerdings den Namen Pohnpei trägt.

Von Spanien kamen die Karolinen 1899 an das Deutsche Reich. Die Szene der Inbesitznahme („Fahnenhissung“) zeigt das drei Jahre später von Carl Saltzmann gemalte Schulwandbild. Es fällt damit nicht nur durch den gezeigten Ort aus der Reihe fast aller anderen bekannten Schulwandbilder, sondern vor allem durch das Sujet. Es zeigt nämlich nicht eine idealtypische und enthistorisierende²¹ Alltagsszene aus den Kolonien, sondern ist vielmehr als Historien-gemälde einzuordnen.²²

Und als historisch ist das dargestellte Ereignis inszeniert. Von zwei modernen deutschen Kriegsschiffen sind mehrere Boote zu Wasser gelassen worden, von denen eines schon auf der Insel gelandet ist. Drei Seesoldaten bewachen das Boot, wohingegen der Kapitän mit zwei weiteren Soldaten den Strand schon überquert hat und drei Indigenen gegenübersteht, die dezidiert als „Wilde“ dargestellt sind. Das Bild lebt damit stark vom Kontrast dieser „Wildheit“ mit den als modern und zivilisiert dargestellten Deutschen – das alles vor exotischer Kulisse, einschließlich „typischer“ Flora und Fauna.

Die Ikonographie der Begegnungsszene gemahnt nicht zufällig an ein großes Vorbild: an die vielen Darstellungen der Landung des Kolumbus auf Guanahani. Damit wurde zeitgenössisch ein breites Deutungsmuster aufgerufen: Entdeckung, Zivilisierungsmission, Herrschaftsanspruch, kolonialer Glanz. Dieses

sie heruntergekommen und verwahrlost aus“. Vgl. Vollbeh: Im Land der deutschen Diamanten, S. 38.

19 Die Serie „Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee“ war der zweite Teil der Reihe „Deutschlands Kolonien“ von Max Eschner. Aus der ersten Serie stammt die Abb. 5. Im Gegensatz zu dieser Serie ist das Bild zu Ponape jedoch ein Solitär und – so impliziert die Signatur – direkt von der Volksschule Heubing angeschafft.

20 Einen Überblick bietet Hermann J. Hiery: Die deutschen Kolonien in der Südsee, in: Gründer/Hiery (Hg.): Die Deutschen und ihre Kolonien, S. 89–122.

21 Das betont für koloniale Schulwandbilder Hans-Martin Barth: Der Kaiser ging – Die Bilder blieben, in: Völkerschau im Unterricht, S. 23–32, hier S. 28.

22 Darüber hinaus gibt es, folgt man der Auflistung bei Schöfert/Hofmann: Die deutschen Kolonien, nur noch eine Historiendarstellung als koloniales Schulwandbild von Hans Martin Lemme, das die Besitzergreifung der brandenburgischen Kolonie Großfriedrichsburg im Jahr 1683 zeigt. Bezeichnenderweise ein ähnliches Motiv.

Schulwandbild ist damit offensichtlicher als die anderen hier besprochenen dezidierte Kolonialpropaganda – im Begleittext wird Ponape als „eine reiche, schöne und bedeutende Insel“ beschrieben –, eng verbunden mit der Erzählung einer glorreichen deutschen Kriegsmarine (ein häufiges Motiv bei Saltzmann), ohne die das koloniale Projekt nicht zu bewältigen wäre. Das Bild war damit sicherlich auch zur Hebung des sogenannten Seegedankens in Deutschland angetan.²³

Schulwandbilder mit kolonialen Themen brachten ideologisch stark aufgeladenes Wissen von der Welt und über den deutschen Platz darin – ja sie brachten in ihren visuell eindrucksvollen Bildern geradezu die Welt selbst – in die Klassenzimmer auch der hintersten Winkel des Deutschen Reiches. Ein Deutschland mit „Platz an der Sonne“ trat so auch den Schü-

lerinnen und Schülern der evangelischen Volksschule in Haspe vor Augen. Aber darüber, wie die Bilder von der Zielgruppe rezipiert wurden, sagt das wenig. An manchen von ihnen mag die koloniale Propaganda vorbeigerauscht und reine Begeisterung für die Exotik und Fremdheit anderer Teile der Welt geweckt worden sein. Eingebettet waren die Wandbilder aber doch in rassistische und imperialistische Diskurse. Zugleich dürfen sie darauf nicht reduziert werden, sondern auch ihr Wert als Kunstwerke ist zu betonen. Und so ist es erfreulich zu wissen, dass die Wandbilder in Haspe noch immer in Klassenzimmern gezeigt werden. Heute als kontextualisierte Geschichtsquellen zum deutschen Kolonialismus – und gerade als solche sind sie wahrlich ein Schatz.



Abb. 8: „Kreuzer u. Kanonenboot hissen auf Ponape die deutsche Flagge“, Schulwandbild von Carl Saltzmann. © Bernd Müller

²³ Vgl. hierzu den Aufsatz von Michael Rösser in diesem Band.

Titel	Jahr	Künstler	Lithograph [ggf. Druckerei]	Reihe	Serie	
Kakao [Theobroma Cacao L.]		Goering-Schmidt?		Goering-Schmidt, Ausländische Kultur- pflanzen		
Kokospalme (Cocos nucifera)		Goering-Schmidt-Bucacz?		Goering-Schmidt-Bucacz, Ausländische Kultur- pflanzen		
Bild Nr. 7: Der Dornbusch, im Hin- tergrund der Waterberg		Ernst Vollbeh		Künstlerische Kolonial- Bilder für Schule und Haus	„Deutsch-Süd-West“ von Ernst Vollbeh	
Bild Nr. 1: Lüderitzbucht von der Haifisch-Insel gesehen	1910	Ernst Vollbeh		Künstlerische Kolonial- Bilder für Schule und Haus	„Deutsch-Süd-West“ von Ernst Vollbeh	
Bild Nr. 10: Farm im Hereroland	1910	Ernst Vollbeh		Künstlerische Kolonial- Bilder für Schule und Haus	„Deutsch-Süd-West“ von Ernst Vollbeh	
Bild Nr. 8: Windhuk mit dem Auaergebirge	1910	Ernst Vollbeh		Künstlerische Kolonial- Bilder für Schule und Haus	„Deutsch-Süd-West“ von Ernst Vollbeh	
Bild Nr. 3: Die deutschen Diamantfelder	1910	Ernst Vollbeh		Künstlerische Kolonial- Bilder für Schule und Haus	„Deutsch-Süd-West“ von Ernst Vollbeh	
Bild Nr. 5: Swakopmund vom Brückenkopf gesehen		Ernst Vollbeh		Künstlerische Kolonial- Bilder für Schule und Haus	„Deutsch-Süd-West“ von Ernst Vollbeh	
Japanische Landschaft		Franz Bucacz			Ad. Lehmann's Charakterbilder	
Eine Verhandlung unter dem Affenbrotbaume in Togo		Franz Bucacz	Lith. von Franz Th. Würbel	Deutschlands Kolonien von Max Eschner		
Kamerun: Dorf mit Blick auf den Kamerunberg		Franz Bucacz	Lith. von Franz Th. Würbel	Deutschlands Kolonien von Max Eschner		
Ochsenzug in der Grassteppe von Südwestafrika		Wilhelm Kuhnert	Kunst.-Anst. Meisenbach Riffarth & C° Berlin-Schönebg.	Deutschlands Kolonien von Max Eschner		
Blick vom Kilimandscharo auf die Massaissteppe		Wilhelm Kuhnert	Lith. von Franz Th. Würbel	Deutschlands Kolonien von Max Eschner		
Kreuzer u. Kanonenboot hissen auf Ponape die deutsche Flagge	1902	Carl Saltzmann	Lith. von Franz Th. Würbel [Kunst.-Druck Hans Bethcke Nachf. Berlin S. W. 13]	Deutschlands Kolonien von Max Eschner		
Viktoria und die beiden Kamerunberge	[Auf. II]	Rudolf Hellgrewe		Dr. A. Wünsche: Land und Leben	Serie I Kolonial- Wandbilder N° 3	

	Verlag	Besitzstempel	Signatur	Begleittext	Region	Maße in cm (Abb.; gesamt)
	Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, Leipzig	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	XIV 3 (blau)	ohne		81 x 60; 88 x 67
	Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, Leipzig	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	XIV 11 (blau)	ohne		80 x 59; 88 x 67
	Kommissionsverlag: Kunst- druckerei Künstlerbund Karlsruhe GmbH	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	IV 22.7 (blau); IV 32 (Graphit)	vorh., mit Hinweis auf „Im Lande der deutschen Diamanten“	Südwest- afrika	99 x 60; 101 x 71
	Kommissionsverlag: Kunst- druckerei Künstlerbund Karlsruhe GmbH	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	IV 22.1 (blau); IV 27 (Graphit)	vorh., mit Hinweis auf „Im Lande der deutschen Diamanten“	Südwest- afrika	99 x 60; 101 x 71
	Kommissionsverlag: Kunst- druckerei Künstlerbund Karlsruhe GmbH	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	IV 22.10 (blau); IV 29 (Graphit)	vorh., mit Hinweis auf „Im Lande der deutschen Diamanten“	Südwest- afrika	99 x 60; 101 x 71
	Kommissionsverlag: Kunst- druckerei Künstlerbund Karlsruhe GmbH	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	IV 22.8 (blau); IV 28 (Graphit)	vorh., mit Hinweis auf „Im Lande der deutschen Diamanten“	Südwest- afrika	99 x 60; 101 x 71
	Kommissionsverlag: Kunst- druckerei Künstlerbund Karlsruhe GmbH	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	IV 22.3 (blau); IV 33 (Graphit)	vorh., mit Hinweis auf „Im Lande der deutschen Diamanten“	Südwest- afrika	99 x 60; 101 x 71
	Kommissionsverlag: Kunst- druckerei Künstlerbund Karlsruhe GmbH	Ev. Volksschule Haspe-Heubing	IV 22.5 (blau); IV 26 (Graphit)	vorh., mit Hinweis auf „Im Lande der deutschen Diamanten“	Südwest- afrika	99 x 60; 101 x 71
	Verlag von F. E. Wachsmuth, Leipzig	Schule Mittelstraße	V 2 (blau)	ohne	Japan	82 x 60; 85 x 65
	Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, Leipzig	Schule Mittelstraße [mit Inv.-Nr. 186a]	V 16 (blau)	ohne	Togo	79 x 58; 88 x 67
	Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, Leipzig	Schule Mittelstraße [mit Inv.-Nr. 186b]	V 5 (blau)	ohne	Kamerun	75 x 57; 87 x 67
	Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, Leipzig	Schule Mittelstraße [mit Inv.-Nr. 186c]	V 8 (blau)	ohne	Südwest- afrika	81 x 59; 88 x 67
	Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, Leipzig	Schule Mittelstraße [mit Inv.-Nr. 186e]	V 11 (blau)	ohne	Ostafrika	80 x 60; 88 x 66
	Verlag von F. E. Wachsmuth Leipzig	ohne	V 1 (blau)	ohne	Deutsch- Neuguinea, Karolinen	94 x 67; 105 x 75
	Druck und Verlag von Leutert und Schneidewind, Dresden	ohne	IV 3 (blau)	ohne	Kamerun	99 x 70; 108 x 78

„...den Seegedanken zu pflegen“? Hagener Krieger- und Marinevereine – Krieg und Gewalt in China und im kolonialen Afrika

Michael Rösser

„Am 24. Oktober kam der Befehl [...] einige Boxerdörfer niederzubrennen und einige kaiserliche (chinesische) Truppen zu schlagen. Ich hatte das Glück, an diesem Streifzuge teilnehmen zu dürfen. [...] In [der] Nacht wurden 2 Kompagnien Infanterie abgeschickt, um 2 Boxerdörfer zu umzingeln, alles niederzumachen und das Dorf niederzubrennen. Unglücklicherweise trafen die Kompanien auf zwei verkehrte Dörfer, zerstörten sie von Grund auf, nachdem sie zuvor alle Einwohner mit Bajonetten niedergestochen hatten. Am nächsten Tage wurden wir abgeschickt, machten 60 Gefangene, töteten 30 Mann und steckten das Dorf an.“

Unteroffizier Heinrich Haslinde über den Krieg in China.
Brieftagebuch. Porting-fan, 12.11.1900.¹

Pinyin Yihétuán Yùndòng – Der ‚Boxerkrieg‘² in China und die Marine des Deutschen Reiches

Im Vergleich zu anderen Kolonialkriegen hat der Krieg gegen die Pinyin Yihétuán Yùndòng („Bewegung der Verbände für Gerechtigkeit und Harmonie“) zwischen 1899 und 1901 vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit erfahren. Das ist in vielfacher Hinsicht überraschend: Erstens, weil hierbei die kaiserliche Marine – das Symbol der deutschen ‚Weltpolitik‘ im wilhelminischen Kaiserreich schlechthin – eine entscheidende Rolle spielte. Zweitens, weil der Krieg in China gegen die sogenannten ‚Boxer‘ die erste größere militärische Auseinandersetzung des Deutschen Kaiserreiches nach 30 Jahren des ‚Friedens‘ war. Größere militärische Einsätze mit einer Truppenstärke von mehreren Tausend deutschen Soldaten hatte es seit der Reichsgründung 1870/71 für deutsche Soldaten – zumindest auf dem europäischen Kontinent – nicht mehr gegeben. Drittens ist der

Krieg in China besonders, weil das Deutsche Reich in keinem anderen Kolonialkrieg so eng mit anderen Truppenverbänden anderer Imperialmächte kooperierte und gemeinsam mit deren Militär in den Krieg zog. Zwar gab es seit den Jahren 1884/85, in denen das Deutsche Reich formal Kolonialmacht wurde, immer wieder bewaffnete Konflikte in Übersee, da sich die lokalen Bevölkerungen in den verschiedenen Kolonien von Beginn an gegen die koloniale Eroberung zur Wehr setzten. Auch gab es seit der Berliner Afrika-Konferenz von 1884/85 wiederholt transimperiale Kooperationen der verschiedenen Kolonialmächte untereinander, um gegenseitige geostrategische Interessensphären abzustecken. Jedoch fand eine militärische Kooperation der europäischen Kolonialmächte untereinander zumeist nur punktuell statt und bei den militärischen Einsätzen wurden in der Regel nur einige Hundert Soldaten unter deutschem Kommando eingesetzt.³

Deutlich größere Truppenverbände mit mehreren Tausend Soldaten wie im Krieg gegen die Yihétuán in China kamen erst wieder im Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika (1905–1908) und vor allem gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika (1904–1907) zum Einsatz. Zieht man die Truppenstärke als Vergleichsmaßstab heran, war der Krieg in China sogar der größte Kolonialkrieg, den das Deutsche Reich je geführt hat – und Deutschland hatte dabei sogar den militärischen Oberbefehl über die internationalen Streitkräfte inne. Nominell verfügte der deutsche Generalfeldmarschall Alfred Waldersee über mehr als 90.000 alliierte Soldaten, wobei die deutschen Truppen mit insgesamt 22.634 das größte Kontingent stellten; es folgten die Briten mit 17.151, die Franzosen mit 17.000 sowie Japan und Russland mit jeweils 16.000 Mann.

1 Heinrich Haslinde: Tagebuch aus China 1900–1901 [1900–1901], in: Heinrich Haslinde: Tagebuch aus China 1900–1901, hg. v. Marlies Ottmann, München 1990, S. 52f. Für eine tiefergehende Analyse von Feldpostbriefen aus dem sog. ‚Boxerkrieg‘ vgl. Diethild Wünsche: Feldpostbriefe aus China. Wahrnehmungs- und Deutungsmuster deutscher Soldaten zur Zeit des Boxeraufstandes 1900/1901, Berlin 2008.

2 Der Begriff ‚Boxer‘ wurde vom Westen geprägt und bezieht sich auf die Kampfkunstausbildung der ‚Boxer‘, die sich u.a. auch Yihequan – „Faustkämpfer für Gerechtigkeit und Harmonie“ – nannten. Vgl. Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn: Vorwort, in: Dies. (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 9–11, hier S. 9.

3 Einer der ersten militärischen Konflikte der formalen deutschen Kolonialzeit war der Krieg gegen die ostafrikanische Küstenbevölkerung (sog. ‚Araberaufstand‘) von ca. 1888–1890. Daran waren ca. 800 Soldaten, der größte Teil Söldner, auf deutscher Seite beteiligt. Dabei wurde das Deutsche Reich v.a. bei der Seeblockade vom Britischen Empire, Frankreich, Italien und Portugal unterstützt. Hierzu Jonathan Glassman: Feasts and Riot. Revelry, Rebellion, and Popular Consciousness on the Swahili Coast, 1856–1888, Portsmouth 1994, S. 177–270; Tanja Bühner: Die Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Koloniale Sicherheitspolitik und transkulturelle Kriegsführung. 1885 bis 1918, München 2011, S. 35–86.

Die übrigen rekrutierten sich aus den USA (5600) sowie Italien (2500) und Österreich-Ungarn (400).⁴ Dass an dem Krieg gegen die Yihétuán nicht nur alle europäischen (Kolonial- bzw.) Großmächte, sondern auch die USA und Japan beteiligt waren, mag zunächst überraschen. Jedoch lässt sich deren Kriegseinsatz anhand ihrer weltpolitischen Interessen aufzeigen, die denen aller anderen am Kriege beteiligten Länder sehr ähnlich waren.

Von den ‚ungleichen Verträgen‘ über den ‚Wettlauf um Afrika‘ zum ‚Wettlauf um China‘

Das Expansionsinteresse der (europäischen) Imperialmächte in China kulminierte in zwei Wellen. Das erste fand an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert statt und das zweite, etwa einhundert Jahre später, an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Hatte der asiatische Kontinent und damit auch China im 18. Jahrhundert in den Augen der Europäer lange als Ursprung der höchsten Künste, Kultur und der Zivilisation schlechthin gegolten, wandelte sich dieses positive Bild um 1800 zunehmend ins Negative. Die Weltoffenheit Europas und das positiv besetzte Interesse Europas am ‚Orient‘ schlug in Arroganz um, die, folgt man Jürgen Osterhammel, über zwei Jahrhunderte das Bild Chinas und Asiens in Europa bis heute dominieren sollte.⁵

Als Höhe- und Endpunkt der ersten Phase des europäischen Imperialismus in China können die beiden Opiumkriege des Britischen Empires (und Frankreichs) gegen China 1839–1842 und 1856–1860 angesehen werden. Bei beiden Kriegen gingen die europäischen Mächte als Sieger hervor und diktierten China ihre Friedensbedingungen. Zentral waren hierbei zwei Aspekte: erstens die Öffnung von Chinas Märkten für billigere, minderwertige, zumeist industriell gefertigte Güter aus Europa, an denen China selbst kein genuines Interesse hatte, und zweitens das Abstecken gegenseitiger imperialer und v.a. geostrategisch motivierter Einflussphären in China und in ganz Asien, die der weiteren imperialen Expansion der europäischen Mächte dienlich sein sollten. Natürlich hofften die Imperialmächte zudem auch auf Rohstoffe, die sich auf chinesischem Gebiet für

eigene Zwecke ausbeuten ließen und waren zugleich auch auf der Suche nach rentablen Anlagemöglichkeiten für europäisches Kapital. Zwar gelang es Europa, den eigenen Machtanspruch durchzusetzen und die asiatischen Märkte mittels weiter anhaltender ‚Kanonenbootpolitik‘ zu öffnen bzw. offen zu halten und die länderspezifischen Interessensphären zu dominieren. Eine flächendeckende und formal abgeschlossene Etablierung von Kolonien auf chinesischem Territorium erfolgte jedoch nicht. Symbolisch ist hierfür die britische Einverleibung Hongkongs als Brückenkopf des Empires und die weitere Etablierung der sogenannten ‚ungleichen Verträge‘ (unequal treaties), die China gegenüber Europa im globalen Handel strukturell benachteiligte.⁶

Ähnliche Entwicklungen wie in China lassen sich zunächst auch für Japan konstatieren. Anders als China begegnete der Inselstaat dem westlichen Imperialismus jedoch nicht mit Abschottung, sondern implementierte zielgerichtet Aspekte der europäischen Moderne in die Verwaltung des eigenen Staates und technologische Innovationen in die heimische Wirtschaft, um sich dem Zugriff Europas zur Wehr zu setzen. Im Zuge dieser ‚Meiji-Restauration‘ etablierte Japan ab 1868 seine eigene Version der Moderne und verfolgte wie Europa und die USA eine zunehmend imperialistische Außenpolitik. Mit dem militärischen Sieg über China im ersten Japanisch-Chinesischen Krieg 1895 und mit dem Krieg gegen Russland im Jahre 1905 war Japan den europäischen Großmächten militärisch und wirtschaftlich schließlich ebenbürtig. Spätestens mit der japanischen Kolonialherrschaft über die koreanische Halbinsel um 1905 war es Europa nicht mehr möglich, Japan in der internationalen Diplomatie als Staat zweiten Ranges zu behandeln.⁷ Es kann daher auch nicht weiter verwundern, dass auch Japan zusammen mit den europäischen Großmächten und den USA an den militärischen Operationen im Krieg gegen die Yihétuán aktiv teilnahm. Allen Angehörigen der Allianz gegen die sogenannten ‚Boxer‘ – inklusive der USA, die seit den 1890er Jahren imperiale Interessen vor allem in der Karibik und auf den Philippinen verfolgten⁸ – ging es um die imperiale Ausdehnung ihres Machtbereiches und um die weitere Etablierung des eigenen Kolonialbesitzes.

4 Susanne Kuß: Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 2011, S. 59f.; Eckard Michels: Das „Ostasiatische Expeditionskorps“ des Deutschen Reiches in China 1900/01“, in: Tanja Bühner u.a. (Hg.): Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen, Akteure, Lernprozesse, Paderborn u.a. 2011, S. 401–416, hier S. 407. Das Interesse Österreich-Ungarns am Krieg in China beschränkte sich hauptsächlich darin im globalen Mächtekonzept auch eine (kleine) Rolle zu spielen. Vgl. Georg Lehner: Österreich-Ungarn und der Boxeraufstand. Die Politik Österreich-Ungarns im Sommer 1900 und die Einsätze der k.u.k. Marinedetachements in China, in: Susanne Kuß/Bernd Martin (Hg.): Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 103–123; Monika Lehner: Österreich-Ungarn und der „Boxeraufstand“. Die Friedensverhandlungen aus der Sicht der k.u.k. Diplomatie und die Tätigkeit der Eskader in Ostasien im Jahr 1901, in: Susanne Kuß/Bernd Martin (Hg.): Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 203–228.

5 Jürgen Osterhammel: Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert, München 2010, S. 15–28, 375–404.

6 Klaus Mühlhahn: China und der westliche Imperialismus, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 15–26.

7 Iriye Akira: Japan's drive to great-power status, in: Marius B. Jansen (Hg.): The Cambridge History of Japan, Bd. 5: The Nineteenth Century, Cambridge 1989, S. 770–782; Ian Nish: The Origins of the Russo-Japanese War, London 1985, S. 15–17, 238–257; David Jones: Military Observers, Eurocentrism and World War Zero, in: David Wolf u.a. (Hg.): The Russo-Japanese War in Global Perspective. World War Zero, Bd. 2, Leiden 2007, S. 135–175; Hiramata Sachiko: Portsmouth Denied. The Chinese Attempt to attend, in: David Wolf u.a. (Hg.): The Russo-Japanese War in Global Perspective. World War Zero, Bd. 2, Leiden 2007, S. 531–550; Frank Jacob: The Russo-Japanese War and its Shaping of the Twentieth Century, London 2018, S. 1–73, 145–148; Peter Duus: The Abacus and the Sword. The Japanese Penetration of Korea, 1895–1910, Berkeley/Los Angeles 1995, S. 1–29, 397–423.

8 Robert E. Hannigan: The New World Power. American Foreign Policy, 1898–1917, Philadelphia 2013, S. 269–272.

Zudem entfaltete der Imperialismus um 1900 eine neue Dynamik. Nachdem die europäischen Kolonialmächte auf der Berliner Afrika-Konferenz von 1884/85 mit der sog. ‚Kongo Abschlussakte‘ den diplomatischen Rahmen für die Aufteilung Afrikas abgesteckt und sich über ihre wirtschaftlichen Interessen auch auf diesem Kontinent verständigt hatten, war der ‚Wettlauf um Afrika‘ vor dem Krieg gegen die Yihétuán in China weitgehend abgeschlossen.⁹ Was kurz darauf einsetzte, war anstelle einer imperialen Konkurrenz um den afrikanischen Kontinent ein ‚Wettlauf um China‘. Wie vor der Afrika-Konferenz in Berlin befürchteten alle westlichen Großmächte sowie Japan nun, statt in Afrika, in China im globalen Mächtekonkurrenz zu kurz zu kommen. Aufseiten der westlichen Mächte verstärkte der rasante Aufstieg Japans diese Ängste sogar noch. Wenn es den Japanern – nach dem zeitgenössischen sozialdarwinistisch-rassistischen Denken um 1900 – als angeblich ‚minderwertige asiatische Rasse‘ innerhalb weniger Jahrzehnte gelungen war, von einer potentiellen Kolonie zu einem Imperium aufzusteigen, so fürchtete man nun mehr denn je einen analogen (Wieder-)Aufstieg Chinas. Die Angst vor der sogenannten ‚Gelben Gefahr‘ war am *fin du siècle* omnipräsent und jede Imperialmacht wollte lieber früher als später ihre Interessen in China gesichert wissen und den befürchteten Aufstieg des ‚Reiches der Mitte‘ abwenden.¹⁰

China im 19. Jahrhundert und die Auslöser des Krieges

Es wäre allerdings zu einseitig, die Ursachen für den ‚Boxerkrieg‘ ausschließlich in den Expansionsbestrebungen aller Kolonial- bzw. Imperialmächte zu suchen. Dass es den Großmächten im Zuge des 19. Jahrhunderts zunehmend gelang, China nachteilige Vertragsbedingungen in Wirtschaft und Politik aufzuzwingen, hatte auch zahlreiche innenpolitische Gründe, die zur Schwäche Chinas im Zeitalter des Imperialismus geführt hatten. Denn die Bewunderung ‚des Westens‘ für das ‚Reich der Mitte‘ im 18. Jahrhundert kam nicht von ungefähr. Seitdem die Qing-Dynastie 1644 ihre Herrschaft über China etabliert hatte, gelang ihr eine Stabilisierung der politischen Verhältnisse, die den Rahmen für einen beispiellosen wirtschaftlichen Aufstieg und das Florieren der Künste und der Wissenschaften ermöglichte.

Allerdings hatte diese lange Blütephase des 18. Jahrhunderts auch ihre Schattenseiten. Denn diese Epoche des Friedens und

Wohlstands begleitete ein immenses Bevölkerungswachstum, welches zu einem Raubbau an der Natur führte und zahlreiche Krisen, wie beispielsweise verheerende Überschwemmungen, auslöste. „[W]omöglich handelt[e] es sich sogar um eine der größten Umweltkatastrophen der Menschheitsgeschichte. Verschlimmert wurde die Situation durch eine Finanzkrise; sie schränkte die Fähigkeiten des Staates, auf diese Katastrophen mit Hilfsmaßnahmen [...] zu reagieren, stark ein.“¹¹ Die Folgen waren eine Wirtschaftskrise und damit verbundene geringere Steuereinnahmen. Beides setzte eine Negativspirale in Gang und bildete den Nährboden für Korruption. Die Folge waren vier große Rebellionen im Laufe des 19. Jahrhunderts, welche alle das Potential hatten, die Qing Dynastie zu Fall zu bringen. Vor allem die 15 Jahre anhaltenden Kämpfe zwischen dem christlich-millennaristisch inspirierten Reiches der Taiping Tianguo in Zentral- und Südchina und der Qing Dynastie zwischen 1851 und 1864 kosteten rund 30 Millionen Menschen das Leben. Die ungleichen Verträge, welche China von den Imperialmächten aufgezwungen wurden, verstärkten und/oder verfestigten diese Entwicklungen und ließen das Vertrauen der Bevölkerung in die Regierungsinstanzen zunehmend erodieren.

Neben den wirtschaftlichen und politischen Demütigungen wog ein Statut der ungleichen Verträge am schwersten; die Verankerung der christlichen Missionsfreiheit nicht nur an der Küste Chinas, sondern auch im Landesinneren. Dort war es den Missionen als einzigen Ausländern gestattet, Landbesitz zu erwerben und quasi einen ‚Staat im Staate‘ zu etablieren. So oblagen christliche Missionare nicht der Gerichtsbarkeit Chinas, sondern unterstanden dem Schutz des französischen Gesandten, der ihre Interessen gegenüber dem chinesischen Staat vertrat. Zudem stand die große Mehrheit der chinesischen Bevölkerung der christlichen Religion ablehnend bis offen feindselig gegenüber, während die christlichen Missionare in China diesen Vorbehalten zunehmend konfrontativ begegneten.¹²

In den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts spitzte sich die prekäre Lage der chinesischen Gesellschaft immer weiter zu. Dies lässt sich u.a. am Beispiel Japans verdeutlichen, dessen Aufstieg auch auf Kosten Chinas erfolgte. Nach dem Sieg Japans über China im Ersten Japanisch-Chinesischen Krieg (1894–1895) gerieten mehrere Inselgruppen sowie Taiwan vor der Ostküste Chinas unter die Kontrolle Japans. Außerdem wurde die seit Jahrhunderten unter chinesischer Kontrolle stehende koreanische Halbinsel zunehmend Teil des japanischen Kolo-

9 Andreas Eckert: Die Berliner Afrika-Konferenz (1884/85), in: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Bonn 2013, S. 137–150.

10 Sebastian Conrad: Globalisation and the Nation in Imperial Germany, Cambridge 2010, S. 25, 203–274.

11 Klaus Mühlhahn: China und der westliche Imperialismus, S. 16.

12 Ebd., S. 15–26.

nialreiches. Die europäischen Mächte ihrerseits werteten diesen graduellen Niedergang Chinas als Schwäche und suchten wie auch Japan nach eigenen Einflussphären in China; nicht zuletzt das Deutsche Reich, dessen Marine 1897 die Jiaozhou-Bucht in der nordchinesischen Provinz Shandong besetzt hatte. In der Hauptstadt dieser Provinz Qingdao („Tsingtau“) entstand schließlich unter dem rechtlichen Rahmen eines 99-jährigen Pachtvertrages de facto eine deutsche Kolonie, deren Hinterland mit einer 400 km langen Eisenbahn („Shantung-Bahn“) in die deutsche Interessensphäre eingegliedert werden sollte.

Diese Inbesitznahme von chinesischem Territorium durch das Deutsche Reich begleiteten Naturkatastrophen in derselben Region. Weite Gebiete Shandongs waren von mehreren Dürren oder ausbleibenden Niederschlägen betroffen, die 1899 schließlich eine Hungersnot auslösten. Gleichzeitig zog sich der chinesische Staat aufgrund der wachsenden finanziellen und wirtschaftlichen Nöte immer weiter aus eben diesem Krisengebiet unter nun starkem deutschem Einfluss zurück. Die Folge war eine Verelendung großer Bevölkerungsteile in den nördlichen Provinzen. Die dortige Bevölkerung wandte sich in ihrer Not zunehmend illegal agierenden Gruppen zu, die sich zu Milizen oder Geheimgesellschaften zusammengeschlossen hatten und jeweils vereinzelt oder auch mehrere Dörfer kontrollierten, um zu überleben. Die vielfältigen sozialen Spannungen entluden sich schließlich in dem ‚Boxeraufstand‘, „der alles Ausländische vernichten und die alte Ordnung wiederherstellen wollte.“¹³ Die vom Deutschen Reich als koloniale Einflussphäre betrachtete nördliche Provinz Shandong wurde eines der Kerngebiete des Widerstandes der Pinyin Yihétuán Yùndòng, die sich nicht nur gegen das soziale Elend zur Wehr setzten, sondern auch militärisch gegen die fremde Einflussnahme voringen.

‚Weltpolitik‘, ‚Seegedanke‘ und die Marine des Deutschen Reiches in China

Der bewaffnete Widerstand der Yihétuán richtete sich zu Beginn des Krieges nicht nur gegen die Kolonialmächte, sondern auch gegen die chinesische Zentralregierung. Letztere hatte einen großen Teil ihres Ansehens aufgrund ihres Versagens bei bedeutenden Teilen der chinesischen Bevölkerung eingebüßt. Daher kämpften die ‚Boxer‘ zu Beginn des Krieges in China nicht nur gegen die Allianz der Imperialmächte, sondern zeit-

weise auch gegen das Militär der Kaiserinwitwe Cixi, welche zu Beginn des Krieges punktuell mit der westlichen Allianz kooperierte. Im Laufe des Krieges überwogen allerdings die gemeinsamen Interessen der Yihétuán und Cixi und ab Juni 1900 bekämpften sie schließlich gemeinsam die Kolonialmächte.¹⁴ Für das Deutsche Reich und das deutsche Militär um seine Marine sowie Kaiser Wilhelm II. ging es von Beginn an nicht nur um wirtschaftliche und geostrategische Interessen in China.

Die Entscheidung, am Krieg gegen die ‚Boxer‘ teilzunehmen, stand ganz im Zeichen der wilhelminischen ‚Weltpolitik‘ um 1900. Kurz gesagt handelte es sich bei der wilhelminischen ‚Weltpolitik‘ um den Anspruch des Deutschen Reiches, in der internationalen Politik fortwährend eine bedeutende Rolle zu spielen. Dahinter stand die Grundannahme, dass das Credo der Bismarck’schen ‚Saturiertheit‘ nach der Reichsgründung 1870/71 aufgegeben werden sollte und sich das Kaiserreich nun nicht mehr primär darum zu kümmern habe, die neu erworbene Stellung auf dem europäischen Kontinent zu konservieren, sondern stattdessen expansive Außenpolitik zu betreiben. Wirtschaftliche, geostrategische und (kultur-)missionarische Aspekte spielten mit Sicherheit eine Rolle, blieben aber zumeist recht diffus.

Viel wichtiger für die so verstandene ‚Weltpolitik‘ war die Annahme, sich in einem sozialdarwinistischen Wettbewerb mit allen anderen Großmächten zu befinden, bei dem es nur Gewinner oder Verlierer geben könne; eigene Verluste oder Nachteile – in jeglicher Hinsicht – waren immer ein Gewinn für den Konkurrenten und umgekehrt. Zentral für das Bestehen in der so verstandenen ‚Weltpolitik‘ war für weite Teile der deutschen Bevölkerung, und allen voran für den Kaiser höchstpersönlich, das Wettrennen mit Großbritannien um die größte Kriegsflotte. Entsprechend

„verfolgt[e] man den Seegedanken, also das politische Ziel, als Seemacht in der Welt Anerkennung zu finden. Die kolonialisatorische Identität seit den 1890er Jahren begründet sich in der Folge daher auch zunehmend aus dem Selbstbewusstsein als Flottenmacht, einer Macht, die ihre nationale Bestätigung durch militärische Aktivität in Übersee findet; es geht um die diskursiv erzeugte Angst davor, in der Welt leer auszugehen, der man durch Navalismus begegnen will.“¹⁵

¹³ Ebd., S. 26. Vgl. ebenfalls im Sammelband „Kolonialkrieg in China“ von Leutner/Mühlhahn: Klaus Mühlhahn: China als Halbkolonie. Die kolonialen Stützpunkte und Pachtgebiete der europäischen Großmächte, S. 27–31; Thoralf Klein: Aktion und Reaktion? Mission und die chinesische Gesellschaft, S. 32–42; Klaus Mühlhahn: Deutschlands Platz an der Sonne? Die Kolonie „Kiautschou“, S. 43–48; Yang Laiqing: Die Ereignisse von Gaomi und der Widerstand der Bevölkerung gegen den deutschen Eisenbahnbau, S. 49–58; Sabine Dabringhaus: Die Boxer. Motivation, Unterstützung und Mobilisierung, S. 60–68.

¹⁴ Heike Frick: Die Boxer und die kaiserlichen Armeen der Qing-Regierung, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 92–101.

¹⁵ Ebd., S. 15–26.

Beim Navalismus handelt es sich um eine militärische Strategie, die auf den US-amerikanischen Konteradmiral und Militärstrategen Alfred Thayer Mahan (1840–1914) zurückgeht. Nach Mahan beherrscht diejenige Macht die Welt, welche die Weltmeere mittels der stärksten Flotte kontrolliert. Diese Strategie hatte erheblichen Einfluss auf die Außenpolitik des deutschen Kaiserreiches am Ende des 19. Jahrhunderts und dessen Kolonialpolitik in Asien. Symptomatisch hierfür ist, dass die deutsche Kolonie Kiautschou mit ihrer Hauptstadt ‚Tsingtau‘ nicht wie alle anderen deutschen Kolonien dem Außen- bzw. ab 1907 dem Reichskolonialministerium unterstellt war, sondern bis zum Ende des Ersten Weltkrieges vom Reichsmarineamt verwaltet wurde; an der Spitze der Zivil- und Militärverwaltung Kiautschous stand stets ein Seeoffizier als Gouverneur.¹⁶ Entsprechend zentral war sowohl der ‚Seegedanke‘ als auch die Marine und die Marinesoldaten für den deutschen Kolonialismus in China – ganz im Allgemeinen, aber vor allem auch beim Krieg gegen die Yihétuán zwischen 1899 und 1901.

Die deutsche Marine und das ‚Ostasiatische Expeditionskorps‘ im ‚Boxerkrieg‘

Während die Marine vor der Reichsgründung 1870/71 im preußischen Militär bzw. im Militär des Norddeutschen Bundes kaum eine Rolle gespielt hatte, änderte sich dies mit dem Flottengründungsplan von 1873. Dieser Rüstungsplan sah die Schaffung einer schlagkräftigen Marine vor, die die Interessen des Deutschen Reiches zunehmend auch in Übersee wahren sollte. Im Klima der ‚Weltpolitik‘ und des ‚Seegedankens‘ nahm die Bedeutung der deutschen Marine bis zum Ersten Weltkrieg stets zu und wurde zunehmend als Mittel der sprichwörtlichen ‚Kanonenbootpolitik‘ eingesetzt. Dabei ist wenig überraschend, dass die kaiserliche Marine für die deutschen Kolonien von Beginn an eine besondere Rolle spielte. Denn auf die Eroberung von überseeischen Gebieten durch das Deutsche Reich folgte in fast allen betroffenen Regionen postwendend der militärische Widerstand der lokalen Bevölkerung.

Um den daraus resultierenden gesteigerten Anforderungen der Marine Herr zu werden und um die heimische Küste in Norddeutschland durch den Abzug von Einheiten nach Übersee nicht weiter zu entblößen, entschloss sich Georg Leo von Caprivi als Chef der Admiralität bereits im Januar 1886 mit dem ‚Fliegenden Kreuzergeschwader einen mobilen Eingreifverband unter der Führung eines Admirals aufzustellen, der in

möglichst regelmäßigem Turnus die deutschen Schutzgebiete und alle anderen überseeischen Gewässer anlaufen sollte, wo deutsche Interessen zu vertreten waren.“¹⁷ Während des Bestehens des Fliegenden Kreuzergeschwaders bis 1893 hetzten seine Schiffe ständig zwischen dem Pazifik und den Küsten West- und Ostafrikas hin und her, um beispielsweise 1886 eine sog. ‚Strafexpedition‘ gegen die Bevölkerung der Tolai auf der ‚Gazelle-Halbinsel‘ in der Südsee durchzuführen oder das deutsche Militär im Krieg gegen die ostafrikanische Küstenbevölkerung 1888–1890 zu unterstützen. Da sich spätestens nach Abzug des Geschwaders die Kolonialkriege zunehmend fern von den Küsten im Hinterland abspielten, wurden stattdessen lokal agierende Kolonialtruppen (sog. ‚Schutztruppen‘) in (fast) jeder Kolonie etabliert, welche bei Bedarf von der deutschen Marine verstärkt wurden. Aufgrund der sich verändernden kolonialen Kriegsschauplätze wurde das Fliegende Kreuzergeschwader schließlich aufgelöst und stand zu Beginn der Kriegsführung des Deutschen Reiches in China um 1900 nicht mehr zur Verfügung.¹⁸

Ohne diese mobile Einsatztruppe musste für den Krieg gegen die Yihétuán also sehr eilig eine neue maritime Streitmacht aufgestellt werden. Das über 22.000 Mann starke Kontingent des Deutschen Reiches innerhalb der internationalen Allianz wurde zwischen Juni und August 1900 unter großem öffentlichen Interesse hastig ins Leben gerufen. Unter Umgehung des Auswärtigen Amtes, des Reichskanzlers und des Reichstages gab Kaiser Wilhelm II. – vollkommen von den Ereignissen in China eingenommen – höchstpersönlich den Befehl, ein Marineexpeditionskorps mit 2500 Mann auszuheben, nachdem die Nachricht über den Angriff der ‚Boxer‘ auf das internationale Gesandtschaftsviertel in Peking publik geworden war.

Dieses Marineexpeditionskorps, welches sich hauptsächlich aus den beiden Seebataillonen aus Kiel und Wilhelmshaven zusammensetzte, verließ bereits am 2. Juli das Deutsche Reich und traf am 15. August in China ein. Diese 2500 Mann waren die – im internationalen Vergleich eher bescheidene – einzige sofort verfügbare Eingreifreserve des Reiches für Auslandseinsätze. In diesen beiden Seebataillonen standen vergleichsweise langgediente Soldaten des Deutschen Reiches unter Waffen. Nachdem sich die chinesische Kaiserinwitwe Cixi mit den Yihétuán im Juni verbündet hatte und der deutsche Gesandte Clemens von Ketteler Ende desselben Monats von den ‚Boxern‘ ermordet worden war, erfolgte kurz darauf der Aufstellungsbefehl

16 Rolf Hobson: Maritimer Imperialismus. Seemachtideologie, seestrategisches Denken und der Tirpitzplan 1875–1914, München 2004, S. 165–190; Deutsches Koloniallexikon, Bd. 2, Leipzig 1920, S. 261–292 (s. v. Kiautschou).

17 Heiko Herold: Das Fliegende Kreuzergeschwader der Kaiserlichen Marine als Instrument der deutschen Kolonialpolitik 1886–1893, in: Tanja Bühler u. a. (Hg.): Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen, Akteure, Lernprozesse, Paderborn u. a. 2011, S. 383–400, hier S. 385.

18 Ebd., S. 15–26.

für das ‚Ostasiatische Expeditionskorps‘ von zunächst 12.000 Mann, welches Mitte August wiederum um 8000 Mann aufgestockt wurde. Die erste Charge verließ Bremerhaven am 27. Juli unmittelbar nach der berühmt-berüchtigten sog. ‚Hunnenrede‘ Kaiser Wilhelms II. und die letzten 8000 Mann liefen etwa einen Monat später aus demselben deutschen Hafen aus.¹⁹ Da der Großteil des ‚Ostasiatischen Expeditionskorps‘ (ca. 20.000 Soldaten) sehr kurzfristig ausgehoben wurde, bestand es fast ausschließlich aus Männern, die sich freiwillig gemeldet hatten. Von diesen war der Großteil kaum älter als 22 Jahre, und schon an Bord der Marinedampfer wurden vermehrt Klagen über deren mangelnde Disziplin laut; nicht nur aufgrund des Alters und der fehlenden Gewöhnung an den militärischen Alltag, sondern auch weil unter den jungen Männern zahlreiche vorbestraft waren. Sie alle hatten sich freiwillig gemeldet, um im Krieg gegen die Yihétuán Ruhm und Ehre in großen Gefechten zu erlangen. Doch diese Hoffnung wurde zunächst nicht erfüllt.²⁰

‚Strafexpeditionen‘ als zentrales Mittel der Kriegsführung

Als das ‚Ostasiatische Expeditionskorps‘ des Deutschen Reiches schließlich Mitte August an Chinas Ostküste anlegte und am 25.8. nach Peking marschierte, waren die entscheidenden militärischen Operationen bereits rund eine Woche vorbei. Die internationale Allianz der Kolonialmächte hatte auch ohne ihr größtes Kontingent schon de facto die militärische Entscheidung herbeigeführt. Als Höhepunkt des Krieges wird in der Forschung generell die Belagerung sowie die darauffolgende Zerstörung und Plünderung Pekings im August 1900 angesehen, an welcher das Militär des Deutschen Reiches aufgrund der Verspätung zunächst nicht teilnahm. Der Hohenlimburger Albert Brinker (1879–1967) war Mitglied des ‚Ostasiatischen Expeditionskorps‘. Gestützt auf dessen mittlerweile verlorengangene Privatkorrespondenz fasste Winfried Törnig, der den hochbetagten Brinker in den 1960er Jahren noch als Nachbarn kennenlernte, zusammen:

„Am 1.9. rückte auch der Seesoldat Brinker mit seinen Kameraden in Peking ein. Aber wie sah es da aus? Die meisten Gebäude waren nicht mehr bewohnbar, leer und ausgebrannt oder durch die Boxer ausgeraubt und verwüstet. [...] Da noch einzelne Überfälle auf Wachposten zu verzeichnen waren, jagten die Siegermächte die nicht mehr geschlossen kämpfenden Boxer bis zu der Chinesischen Mauer. Wer sich den Rächern in den Weg stellte oder auch nur entfernt an einen Aufrührer erinnerte, wurde gnadenlos niedergemacht. In Peking nutzten die Alliierten den Zusammenbruch der Chinesen und plünderten die Stadt.“²¹

Die Plünderung Pekings verlief „zunächst ungezügelt und wenig koordiniert“ und glich einem „kollektiven Rausch [dem sich] kaum jemand [...] entziehen konnte.“²² Die Beutezüge begannen bereits Mitte August und endeten erst im Oktober; wertvolle Kunstgegenstände wurden im Anschluss an allen Ecken zum Kauf angeboten und gelangten auf diesem Weg in zahlreichen Fällen auch nach Europa und Amerika. Dabei war die ganze Stadt einschließlich des kaiserlichen Sommerpalastes betroffen und die Plünderungen griffen auch auf das Umland der Hauptstadt über. Sie blieben ein Bestandteil der kolonialen Kriegsführung aller Streitkräfte der internationalen Allianz bis zum Ende des Krieges 1901.²³

Grundsätzlich waren Kriegseinsätze in den Kolonien gekennzeichnet von asymmetrischer Kriegsführung. Dabei wird der Kriegsgegner als zivilisatorisch minderwertig oder als ‚barbarisch‘ bezeichnet und es wird ihm jegliche Legitimität abgesprochen. Dies wird begleitet von einer Ungleichheit der Waffen (-technik) und der Machtmittel der Kriegsparteien. Das relevante Wissen über die Kriegsführung ist in hohem Maße unterschiedlich und der völkerrechtliche Status der beiden Kriegsparteien ist nicht gleichwertig gewichtet. Aufgrund dieser Grauzonen sind diese militärischen Einsätze zeitlich, räumlich und politisch entgrenzt: Klare Linien zwischen Feind, Verbündeten und Neutralen sowie Krieg und Frieden sind kaum auszumachen.

19 Ebd., S. 402–404; Mechthild Leutner: Die Belagerung der Gesandtschaften oder: wie der Krieg begann, in: Dies./Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 102–110. Die Aushebung eines größeren Truppenkontingents war allerdings schon vor dem offiziellen Bekanntwerden des Todes von Ketteler von Wilhelm II. geplant gewesen. Die Nachricht über den Tod des deutschen Gesandten kam dem Deutschen Kaiser zur Legitimierung einer größeren Truppenstärke allerdings sehr gelegen. Vgl. Dominik Nowak: Der Tod des deutschen Gesandten Clemens von Ketteler, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 111–117. Zudem Thoralf Klein: Die Hunnenrede (1900), in: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Bonn 2013, S. 164–176; Thoralf Klein: Propaganda und Kritik. Die Rolle der Medien, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 173–180; Christian Methfessel: Kontroverse Gewalt. Die imperiale Expansion in der englischen und deutschen Presse vor dem Ersten Weltkrieg, Wien u.a. 2019, S. 181–195.

20 Weg nach China. Demonstration deutscher Weltgeltung, in: Susanne Kuß/Bernd Martin (Hg.): Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 145–164, hier S. 155–159.

21 Winfried Törnig: „Sommer 1900“. Hohenlimburger im Reich der Mitte, in: Hohenlimburger Heimatblätter für den Raum Hagen und Iserlohn 64, Heft 8 (2003), S. 290–294, 306f., Zitat S. 294.

22 James L. Hevia: Ein „Volksfest“. Die Plünderung Pekings und ihre Folgen, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 147–152, Zitat S. 147.

23 Mechthild Leutner: Die Belagerung der Gesandtschaften oder: Wie der Krieg begann, in: Dies./Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 102–110; James L. Hevia: Ein „Volksfest“, S. 147–152. Plünderungen und Raubkunst waren auch bei anderen Kolonialkriegen weit verbreitet, vgl. z.B. Dan Hicks: The British Museums. The Benin Bronzes, Colonial Violence and Cultural Restitution, London 2020; Moritz Holfelder: Unser Raubgut? Eine Streitschrift zur kolonialen Debatte, Berlin 2019.

Offene Feldschlachten sind eher die Ausnahme, sodass zumeist Guerilla-Kriege geführt werden, die es wiederum erschweren, zwischen militärischen Gegnern und der Zivilbevölkerung zu unterscheiden. Daher nimmt der Krieg in den Kolonien häufig totalen Charakter an; militärische Gewalt richtet sich nicht nur gegen die Soldaten des Feindes, sondern

„gegen die gesamte feindliche Gesellschaft und ihre Ressourcen. Zivilisten, Siedlungen, Infrastruktur, Wirtschaft, Nahrungsquellen und symbolische Machtressourcen sind primäre Ziele kriegerischer Gewalt. [...] [Zudem herrscht eine] besondere Brutalität und Regellosigkeit der Kriegsführung. Informelle oder kodifizierte Regelungen des europäischen Kriegsvölkerrechts oder vergleichbare Normen anderer Kulturkreise haben für diese Konflikte kaum Bedeutung.“²⁴

Daher ist es nicht weiter überraschend, dass es auch im sog. ‚Boxerkrieg‘ zu exzessiven Plünderungen kam. Inhärentes Mittel der Kriegsführung der internationalen Allianz in China waren zudem auch sogenannte ‚Strafexpeditionen‘ gegen vermeintliche ‚Boxernester‘, wie sie durch Unteroffizier Heinrich Haslindé gleich zu Beginn dieses Artikels beschrieben wurden. Vor allem die Zivilbevölkerung hatte unter den ‚Strafexpeditionen‘ zu leiden. Unbescholtene und am Krieg unbeteiligte Männer und Frauen wurden nicht selten unter Generalverdacht gestellt, die Yihétuán, in welcher Weise auch immer, unterstützt oder versteckt zu haben. Einmal vom gegnerischen Militär ins Visier genommen, konnten sie ihr gesamtes Hab und Gut verlieren, da die Kolonialsoldaten das Niederbrennen von ganzen Dörfern und Lebensmitteln als probates Kriegsmittel erachteten. Traf es fälschlicherweise unschuldige Dörfer, wie oben von Haslindé beschrieben, so mussten die Militärs, wenn überhaupt, kaum Konsequenzen fürchten. Aber auch nur das bloße Vorbeiziehen eines kolonialen Militärtrupps durch ein Dorf bedeutete für dessen Bewohner und Bewohnerinnen oftmals harsche Einschnitte. Das Militär quartierte sich in den Privathäusern ein und verlangte Proviant. Erfolgte Widerstand, drohte das Niederbrennen der gesamten Ortschaft, willkürliche Hinrichtungen oder beides. In dieser Hinsicht standen sich die einzelnen Nationen der internationalen Allianz in nichts nach. Allerdings führten manche kolonialen Streitkräfte wie etwa die Briten oder US-Amerikaner zumindest etwas an Verpflegung aus eigenen Beständen mit sich, sodass die Requirierung des Besitzes der Zivilbevölkerung etwas verringert werden konnte. Das deutsche Militär hingegen – hastig, wie es aufgestellt

wurde – hatte von Beginn an beschlossen, im Kriegseinsatz fast ausschließlich auf Kosten der chinesischen Landbevölkerung zu leben. Da das ‚Ostasiatische Expeditionskorps‘ später als die anderen Nationen in China angekommen war, fühlte man sich wie im Falle der vergleichsweise späten Nationswerdung Deutschlands erneut als ‚verspätete Nation‘ in China. Sowohl begierig nach internationaler Anerkennung im Zeichen der ‚Weltpolitik‘ als auch nach militärischem Ruhm sowie entsprechender Auszeichnungen durch militärische Orden, beteiligten sich die Soldaten des Deutschen Reiches besonders intensiv an der zweiten Phase des Krieges. Diese zweite Phase war von der Verfolgung und endgültigen Zerschlagung jeglichen Widerstandes der Yihétuán gekennzeichnet. Entsprechend viele ‚Strafexpeditionen‘ wurden durchgeführt. Nicht nur weil die deutschen Truppen das größte Kontingent innerhalb der internationalen Allianz stellten, sondern auch aufgrund der besonders hohen Motivation der deutschen Militärführung und der deutschen Soldaten selbst, war das ‚Ostasiatische Expeditionskorps‘ an den meisten ‚Strafexpeditionen‘ der internationalen Allianz beteiligt.²⁵

Die deutsche Öffentlichkeit im ‚Boxerkrieg‘ und das Kriegsende 1901

Das Vorgehen des ‚Ostasiatischen Expeditionskorps‘ war in der deutschen Öffentlichkeit vor allem in der Anfangsphase äußerst präsent. Dass das Deutsche Reich seit den ‚Einigungskriegen‘ bis 1870/71 das erste Mal wieder an einem größeren Kriegseinsatz teilnahm, war von hohem Interesse für die zunehmend militarisierte Gesellschaft des Kaiserreichs. Bei der Berichterstattung über den Krieg in Ostasien überwogen negative Stereotype gegenüber China und seiner Bevölkerung, die grundsätzlich um die Trope der ‚Gelben Gefahr‘ und deren angeblich mangelnde ‚Zivilisiertheit‘ kreisten. Entsprechende Propaganda wurde von Seiten der Reichsregierung, national orientierten Parteien und Verbänden sowie Presseorganen und der Populärkultur verbreitet. Kritische Stimmen kamen vereinzelt aus der katholischen Zentrumsparterie, von den Liberalen, aber vor allem aus dem Milieu der Arbeiterschaft und der SPD. Dabei spielte die Debatte um die ‚Hunnenbriefe‘ – eine Anspielung an Kaiser Wilhelms ‚Hunnenrede‘ – eine zentrale Rolle. Gegenstand der öffentlichen Kritik war der Inhalt zahlreicher Feldpostbriefe deutscher Soldaten, welche den Erfahrungen des oben zitierten Unteroffiziers Heinrich Haslindés kaum in etwas nachstanden. Vor allem die SPD versuchte das darin beschriebene blutige Vorgehen des ‚Ostasiatischen Expeditionskorps‘ anzuprangern und den Krieg in China sowie die Reichsregierung entspre-

24 Dierk Walter: Imperialkriege. Begriff, Erkenntnisinteresse, Aktualität (Einleitung), in: Tanja Bühner u.a. (Hg.): Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen, Akteure, Lernprozesse, Paderborn u.a. 2011, S. 1–29, hier S. 9f.

25 Susanne Kuß: Deutsche Soldaten während des Boxeraufstandes in China. Elemente und Ursprünge des Vernichtungskrieges, in: Dies./Bernd Martin (Hg.): Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 165–182; Dies.: Deutsche Strafexpeditionen im Boxerkrieg, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 135–146; Dies.: Deutsches Militär, S. 49–77.

chend zu kritisieren. Statt die (europäische) Zivilisation in China gegen einen vermeintlich ‚barbarischen‘ Feind verteidigt zu haben, habe die Militärführung und deutsche Soldaten selbst gegen humanitäre Grundsätze verstoßen. Trotz dieses medial wirksamen Aufschreis änderte sich an der Kriegsführung des deutschen Militärs jedoch nichts Wesentliches.²⁶ Das ‚Boxerprotokoll‘, welches nach den Kriegshandlungen die Friedensbedingungen regelte, sprach eine entsprechende Sprache.

Mit der Unterzeichnung des ‚Boxerprotokolls‘ vom 7. September 1901 wurde China eine Vielzahl von Auflagen gemacht, die die Geschichte der ‚ungleichen Verträge‘ fortschrieben und die Souveränitäts- und Verteidigungsrechte Chinas weiter zugunsten der Interessen der Imperialmächte einschränkten.

Die symbolische Unterwerfung Chinas erfolgte aus deutscher Sicht vor allem nach dem ersten Artikel: „In ihm sind die beiden sogenannten Sühnebestimmungen enthalten: die Bestellung eines chinesischen Gesandten, der sich auf Sühnmission nach Deutschland begeben sollte, sowie die Errichtung eines Ehrenmals für den ermordeten deutschen Gesandten Clemens von Ketteler.“²⁷ Am einschneidendsten war allerdings die Auferlegung von horrenden Reparationszahlungen über die Gesamtsumme von über 450 Millionen Tael (auf das Deutsche Reich entfielen etwa 20%) zuzüglich 4% Zinsen jährlich; Zahlungsforderungen, die erst im Jahr 1942 von den am Krieg gegen die Yihétuán beteiligten Imperialmächten aufgegeben wurden.²⁸

„Nicht zuletzt durch die Niederlage und die demütigenden Forderungen des Boxerprotokolls änderte sich Chinas Selbstwahrnehmung grundlegend. Anstelle konservativer Reformvorschläge gewannen nun jene Kräfte an Boden, die sich für einen radikalen Reformkurs und gegen die Vorrechte der imperialistischen Mächte in China einsetzten. Sie fanden aufgrund der Geschehnisse des Boxeraufstands und des als ‚nationale Schande‘ empfundenen Boxerprotokolls in überaus großen Teilen des Volkes Unterstützung und mündeten ein in einen starken antidynastischen und anti-imperialistischen Nationalismus.“²⁹

Für die Militärführung des Deutschen Reiches sowie dessen Soldaten und der Marine sollte es nicht der letzte Kriegseinsatz auf kolonialen Kriegsschauplätzen werden. So mancher, der am Boxerkrieg teilgenommen hatte, wurde auch im Maji-Maji-Krieg (1905–1908) in Deutsch-Ostafrika oder im Krieg gegen die Ovaherero und Nama in Deutsch-Südwestafrika (1904–1907) eingesetzt.

Vom Krieg in China in die deutschen Kolonien in Afrika

Die beiden prominentesten Akteure, die sowohl den Kolonialkrieg in Ostasien als auch weitere Kolonialkriege vor allem in Afrika erlebten, sind Lothar von Trotha (1848–1920) und Paul von Lettow-Vorbeck (1870–1964). Beide waren am Krieg gegen die Yihétuán in China und an Kriegen in deutschen Kolonien in Afrika beteiligt. Bereits 1848 geboren, war Lothar von Trotha einer der Wenigen, die schon vor dem ‚Boxerkrieg‘ militärische Erfahrungen in größeren Kriegen gesammelt hatte: 1866 war er als Fähnrich im Krieg zwischen Österreich und Preußen eingesetzt und war nur wenige Jahre später während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 Teil des kurhessischen Infanterieregiments.

Im Jahre 1894 kommt er nach Deutsch-Ostafrika, wo er bis 1897 nicht nur Kommandeur des örtlichen Kolonialmilitärs (‚Schutztruppe‘), sondern auch stellvertretender Gouverneur der Kolonie wird. Als Brigadekommandant ist er schließlich in abermals hoher militärischer Stellung ab 1900 Teil des deutschen ‚Expeditionskorps‘ zur Niederschlagung des ‚Boxeraufstands‘ in China. 1903 wird er in Deutschland zum Generalleutnant ernannt und aufgrund seiner Erfahrung vor allem in kolonialer Kriegsführung zum Oberbefehlshaber desjenigen ‚Expeditionskorps‘ ernannt, welches den Krieg gegen die Ovaherero und Nama in Deutsch-Südwestafrika entscheiden sollte. Trotha, der überzeugt war, sich in einem existentiellen „‚Rassenkrieg‘“ zu befinden, der mit „‚krassem Terrorismus‘“ geführt werden müsse, entschied sich für eine Kriegstaktik, die zum Genozid an den Ovaherero und Nama führte. Eindeutige

26 Ute Wielandt: Die Reichstagsdebatten über den Boxerkrieg, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 164–172; Vgl. Thoralf Klein: Propaganda und Kritik, S. 181–185; Mechthild Leutner: „Bezopfte Heiden“. Zeitgenössische Bilder von Boxern und Chinesen, in: Dies./Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 186–191; Ute Wielandt/Michael Kaschner: Die Reichstagsdebatten über den deutschen Kriegseinsatz in China. August Bebel und die „Hunnenbriefe“, in: Susanne Kuß/Bernd Martin (Hg.): Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 183–202; Kuß: Deutsches Militär, S. 352–372; Dietlind Wünsche: Feldpostbriefe aus China. „Jeden Zehnten mindestens Kopf ab in den aufrührerischen Gegenden...“, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 153–163; Dies.: Feldpostbriefe aus China; Methfessel: Kontroverse Gewalt, S. 181–195.

27 Mechthild Leutner: Die Belagerung der Gesandtschaften oder: Wie der Krieg begann, in: Dies./Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 102–110; James L. Hevia: Ein „Volksfest“, S. 147–152.

28 Leutner: Das Boxerprotokoll, S. 201–203; Klaus Mühlhahn: Kotau vor dem deutschen Kaiser? Die Sühnmission des Prinzen Chun, in: Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901, Berlin 2007, S. 204–211; Niels P. Petersson: Das Boxerprotokoll als Abschluß einer imperialistischen Intervention, in: Susanne Kuß/Bernd Martin (Hg.): Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 229–244; Klaus Mühlhahn: Zwischen Sühne und nationaler Schande. Die Sühnebestimmungen des Boxerprotokolls 1901 und der Aufstieg des chinesischen Nationalismus, in: Susanne Kuß/Bernd Martin (Hg.): Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 245–270.

29 Leutner: Das Boxerprotokoll, S. 203.

Zahlen liegen nicht vor, es kann aber davon ausgegangen werden, dass bis zu 80% der Gesamtbevölkerung der Ovaherero und 50% der Gesamtbevölkerung der Nama entweder im Krieg getötet oder im Zuge des Genozids ermordet wurden.³⁰

Paul von Lettow-Vorbeck war ebenfalls am Krieg gegen die Ovaherero und Nama als Adjutant beteiligt. Er hatte sich auf dezidierte Nachfrage Lothar von Trothas freiwillig gemeldet, um das deutsche Kolonialmilitär in Südwestafrika zu unterstützen. Beide, Trotha und Lettow-Vorbeck, kannten sich bereits aus dem Krieg gegen die Yihétuán in China, wo Lettow-Vorbeck auch Adjutant unter dem Kommando von Trothas gewesen war. So verwundert es nicht, dass Lettow-Vorbeck in Südwestafrika eine ähnliche Stellung wie zuvor in China vor allem bei der Anti-Guerilla innehatte und noch in den 1950er Jahren den Genozid an den Ovaherero rechtfertigte.

Schon vor 1900 hatte Lettow-Vorbeck militärische Erfahrung in Übersee gesammelt und es überrascht daher auch nicht, dass er 1914 zu Beginn des Ersten Weltkrieges aufgrund eben dieser Erfahrungen den Oberbefehl über das Kolonialmilitär in Deutsch-Ostafrika erhielt. Über vier Jahre lang führte er unter hohen Verlusten einen Guerilla-Krieg vornehmlich gegen britische und belgische Truppen in Ostafrika, der zu keinem Zeitpunkt entscheidend für das Kriegsgeschehen in Europa war.

Da Lettow-Vorbeck seine Kriegsführung – ähnlich wie in China oder Südwestafrika zuvor – vor allem auf Kosten der lokalen Bevölkerung Ostafrikas führte, hatte diese unter Zwangsrekutierungen, willkürlichen Internierungen oder Hinrichtungen sowie der Requirierung ihrer Lebensmittel den höchsten Preis aller am Krieg Beteiligten zu zahlen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1919 beteiligte sich Lettow-Vorbeck am ‚Kapp-Putsch‘ 1920/21, welcher sich gegen die Etablierung der Demokratie im Deutschen Reich wandte, und war einer der prominentesten Wortführer des deutschen Kolonialrevisionismus während der Weimarer Republik und lange darüber hinaus.³¹

Kriegerverbände und der „Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen Hagen und Umgegend“

Die Biographien Lothar von Trothas und Paul von Lettow-Vorbecks sind dabei nur zwei sehr prominente Beispiele von ehemaligen deutschen Militärangehörigen, für die koloniale Kriegseinsätze identitätsstiftenden Charakter hatten und prägend auf ihr weiteres Leben wirken sollten. Im Unterschied zu hochrangigen und hochdekorierten Personen wie Lettow-Vorbeck und Trotha ist es natürlich sehr viel schwerer, die Biographien vergleichsweise einfacher Soldaten nachzuzeichnen. Jedoch legen neuere Forschungen die Vermutung nahe, dass ein kolonialer Kriegseinsatz auch auf das Leben niederrangiger Militärangehöriger identitätsstiftend wirken konnte, auch wenn diese nach ihrem kolonialen Kriegseinsatz nicht im Geringsten daran dachten, jemals wieder in eine (deutsche) Kolonie zurückzukehren. In jedem Fall war es weit verbreitet, dass sich ehemalige Marinesoldaten und ‚Schutztruppenangehörige‘ nach ihrem Kriegseinsatz in ihren Heimatstädten organisierten und zu diesem Zweck Kriegervereine gründeten. Neben gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamer Erinnerung spielten Elemente des Militarismus und des Kolonialrevisionismus ebenfalls entscheidende Rollen.³²

In Hagen gründete sich am 1. April 1910 der lokale Kolonial- und Schutztruppenverein mit etwa 40 Mitgliedern – nicht von ungefähr wurde der 95. Geburtstag Bismarcks gewählt. Die Hauptzwecke des Vereins bestanden laut Satzung die „Liebe und Treue für Kaiser und Reich [...] zu bestätigen und zu stärken, sowie die Anhänglichkeit an die Kriegs- und Soldatenzeit im Sinne kameradschaftlicher Treue und nationaler Gesinnung aufrecht zu erhalten“.³³ Mitglied konnte werden, wer den Fahneid geleistet und Kriegsdienst in der ‚Schutztruppe‘ oder für die Marine in Übersee geleistet hatte. Von den ca. 40 Mitgliedern des Hagener Kolonial- und Schutztruppenvereins stammten 27 aus Hagen und die weiteren aus umliegenden Gemeinden wie Wetter, Bochum oder dem noch eigenständigen Haspe. Die Mitglieder rekrutierten sich nicht aus dem Großbü-

30 Lebendiges Museum Online (LMO), Stiftung Deutsches Historisches Museum Berlin, Eintrag zu Lothar von Trotha, www.dhm.de/lemo/biografie/lothar-trotha, [11.11.2020]; Jürgen Zimmerer/Joachim Zeller (Hg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2003; Kuß: Deutsches Militär, S. 78–101; Sebastian Conrad: Deutsche Kolonialgeschichte, München 2008, S. 49–54; Jürgen Zimmerer: Der erste Genozid des 20. Jahrhunderts. Der Deutsche Vernichtungskrieg in Südwestafrika (1908–1909) und die Globalgeschichte des Genozids, in: Ders. (Hg.): Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Berlin 2011, S. 40–70, hier S. 49; Dominik J. Schaller: „Ich glaube, dass die Nation als solche vernichtet werden muss“. Kolonialkrieg und Völkermord in „Deutsch-Südwestafrika“ 1904–1907, in: *Journal of Genocide Research* 6, Nr. 3 (2004), S. 395–430.

31 Bühner: Die Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, S. 402–477; Eckard Michels: Paul von Lettow-Vorbeck, in: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Bonn 2013, S. 373–386.

32 Ein sehr gut dokumentierter Fall liegt mit der Biographie Max Knechts vor. Knecht, der sich nach seiner vergleichsweise kurzen Militärdienstzeit in Deutsch-Ostafrika ganz dem sogenannten ‚Kolonialgedanken‘ verschrieb und bis an sein Lebensende danach trachtete, diesen durch politisches Handeln v.a. auf lokaler Ebene über Jahrzehnte hinweg in Kultur und Militär hochzuhalten. Hierzu Heiko Wegmann: Vom Kolonialkrieg in Deutsch-Ostafrika zur Kolonialbewegung in Freiburg. Der Offizier und badische Veteranenführer Max Knecht (1874–1954), Freiburg i. Br. 2019.

33 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen | 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, f. 2r. Vgl. Leonie Türpe: Der Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen Hagen und Umgegend – Etappen einer missglückten Gründung, in: Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, 3. Aufl., Hagen 2020, S. 59–61. Neuere Recherchen haben ergeben, dass die Gründung des Kolonial- und Schutztruppenvereins für Hagen zwar ‚offiziell‘ scheiterten, die 40 Veteranen sich aber dennoch regelmäßig trafen. Vgl. Fußnote 36.

gertum oder dem Adel. Eher waren Arbeiter, kleine Beamte und einfache Angestellte vertreten, die dementsprechend vor allem in Altenhagen wohnten: darunter Postschaffner, Fabrik- und Lagerarbeiter, ein Hausmeister, ein Lokomotivheizer und Gastwirte.³⁴ Fünf der insgesamt 40 Mitglieder waren neben dem Kolonial- und Schutztruppenverein bereits einem anderen Kriegerverein beigetreten. Dies unterstreicht auch für die Geschichte Hagens, dass es zwischen Kriegervereinen im Allgemeinen – damals gab es in Hagen insgesamt 18 (!) Stück – und den Organisationen ehemaliger ‚Schutztruppenangehöriger‘ wohl bedeutende Überschneidungen gab.³⁵ Das erste Vereinslokal war passenderweise das „Restaurant zur Stadt Kiautschou“, welches vom Vereinsmitglied Josef Arndt nebst Kartoffelhandlung in der Rembergstraße betrieben wurde (Abb. 1).



Abb. 1: Eintrag aus dem Hagenener Adressbuch von 1910. Die Gaststätte „Kiautschou“ war nach dem deutschen Kolonialgebiet in China benannt und wurde von dem Mitglied des Hagenener Kolonial- und Schutztruppenvereins Josef Arndt geleitet. Dort traf sich der Verein bis in die 1920er Jahre regelmäßig.

In späteren Jahren, bis mindestens 1941, fanden die Treffen dann in der „Körnereiche“ statt. Dieses Gebäude stand bis 1944 dort, wo heute ein Geldinstitut als Teil der Rathausgalerie in den Friedrich-Ebert-Platz hineinragt (Abb. 2).



Abb. 2: Gaststätte „Körnereiche“ an der Stelle der heutigen Rathausgalerie, wo sich bis mindestens 1941 der Hagenener Kolonial- und Schutztruppenverein traf. Postkarte von 1908.

Der Name der Gaststätte rührte vom Baum her, der vor dem Rathaus an den ‚Dichter der Freiheitskriege‘, Theodor Körner, erinnerte – die Körnerstraße war ursprünglich länger und führte auch am Rathaus vorbei. Nach dem Ersten Weltkrieg wandelte sich der Hagenener Kolonial- und Schutztruppenverein in den 1920er Jahren zur „Kolonialbewegung des kleinen Mannes“. Außer ehemaligen Soldaten konnten nun auch Zivilisten wie beispielsweise Missionare oder ehemalige Siedler Mitglied werden, was sich auch im neuen Namen „Verein ehemaliger Kolonialsoldaten und Kolonialdeutscher“ widerspiegelt. Auch in der Außenwirkung erweiterte sich das Spektrum des Hagenener Vereins: Die Mitglieder stellten sich nicht nur als „Helden“ der Kolonialkriege dar, sondern boten auch pro-koloniale Aktivitäten an, die vor allem auf die Arbeiterschaft zugeschnitten waren. Der Hagenener Kolonialsoldatenverein gehörte damit sicherlich zu den „explizit antidemokratischen Kräften des deutsch-nationalen Milieus“ und es gibt deutliche Hinweise darauf, „dass der Hagenener Verein [wenige Jahre später] mit der NS-Bewegung sympathisierte.“³⁶

Was die Mitglieder des Hagenener Kolonial- und Schutztruppenvereins vor dem Ersten Weltkrieg anbelangt, ist es im Vergleich zu den Biographien von Lettow-Vorbeck und Trotha sehr schwierig zu beurteilen, ob von den insgesamt 40 Männern ein oder mehrere Mitglieder auch an verschiedenen Kolonialkriegen beteiligt waren. Unabhängig von den individuellen Biographien spiegeln die Mitglieder als Gesamtgruppe jedoch die Geschichte der größten Kolonialkriege des Deutschen Reiches wider: Denn von den insgesamt 40 Mitgliedern waren 28 beim Kolonialkrieg in China entweder in verschiedenen Infanterieregimentern (2., 3., 4. und 6.), im ‚Ostasiatischen Expeditionskorps‘ oder im III. Seebattalion eingesetzt. Acht Mitglieder des Hagenener Vereins für Kolonial- und Schutztruppen waren bei der ‚Schutztruppe‘ in Deutsch-Südwestafrika eingesetzt gewesen und Johann Koch, Lokomotivheizer aus Hagen, war ohne nähere Spezifikation sowohl in ‚Ostafrika & Südwestafrika‘.³⁷ Natürlich geht aus diesem Verzeichnis nicht hervor, ob die ehemaligen ‚Schutztruppler‘ aus Südwestafrika im Krieg gegen die Ovaherero und Nama eingesetzt wurden. Da das deutsche Kolonialmilitär in Südwestafrika zu Beginn des Krieges 1904 nur aus 2000 Soldaten bestand und im Februar 1904 um 14.000 Soldaten verstärkt werden musste, um eine Niederlage abzuwenden, ist es jedoch sehr wahrscheinlich, dass von den acht Hagenener Mitgliedern des Vereins für Kolonial- und Schutz-

34 Ebd., S. 60 sowie die Tabelle der Vereinsmitglieder im Anhang.

35 Ebd. Für Freiburg i. Br. und darüber hinaus vgl. Wegmann: Vom Kolonialkrieg in Deutsch-Ostafrika, S. 295–331, 469–516.

36 Wir danken Detlev Brum und Heiko Wegmann für die Bereitstellung dieser dem Autor dieses Artikels und den Herausgebern des Bandes zuvor unbekanntem Informationen. Alle wörtlichen Zitate in diesem Absatz, soweit nicht anders kenntlich gemacht, stammen aus der E-Mail-Korrespondenz zwischen Heiko Wegmann und Fabian Fechner vom 02.12.2019, die weiteren Angaben aus der E-Mail-Korrespondenz zwischen Detlev Brum und Fabian Fechner vom 02.12.2020.

37 Stadtarchiv Hagen, Akte Hagen I 3022, Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen, 943/i3, 1144. Die Transkription der Tabelle findet sich im Anhang.

truppen einige eben an diesen Kriegshandlungen teilnahmen.³⁸ Gleiches gilt für mögliche Kriegseinsätze von Johann Koch: Aus der Akte lässt sich zwar weder direkt auf einen Kriegseinsatz in Südwestafrika noch in Deutsch-Ostafrika schließen, da sie lediglich angibt, dass er in den beiden deutschen Kolonien gewesen sei. Seine Kriegsteilnahme, zumindest in einer der beiden afrikanischen Kolonien des Deutschen Reiches, erscheint aber sehr wahrscheinlich.

Dass er von den 40 Mitgliedern als einziger in Ostafrika war, spiegelt indes die Anzahl der in der Kolonie Deutsch-Ostafrika eingesetzten deutschen Kolonialsoldaten wider. Denn im Unterschied zur Schutztruppe der Siedlerkolonie Deutsch-Südwestafrika bediente sich die koloniale Militärführung Deutsch-Ostafrikas für Kriegseinsätze v.a. afrikanischer Söldner (Askari³⁹) und nur weniger deutscher Soldaten. Im Maji-Maji-Krieg kämpften bis zu 3800 Soldaten für das deutsche Kolonialmilitär, von denen nur ein sehr geringer Teil deutsche Soldaten waren. Dies wird auch durch die menschlichen Verluste reflektiert: Gesichert ist, dass auf deutscher Seite 15 Europäer, 389 afrikanische Soldaten und 66 Träger starben.

Die Opfer auf der gegnerischen Seite können nur nach Schätzungen aufgeführt werden. Demnach starben ca. 10.000 Maji-Maji-Soldaten, die gegen die deutsche Kolonialherrschaft gekämpft hatten. Dies allein unterstreicht die Waffenungleichheit, die ihren Ausdruck vor allem im Einsatz der neuesten Kriegstechnik, nämlich des Maschinengewehrs, fand, dem die Gegner des deutschen Kolonialmilitärs wenig entgegenzusetzen hatten. Wie in fast allen Kolonialkriegen litt die Zivilbevölkerung Ostafrikas allerdings am meisten unter dem Krieg. Da die ‚Schutztruppe‘ trotz der technischen Überlegenheit aufgrund der zunächst sehr erfolgreichen Guerillataktik des Gegners große Schwierigkeiten hatte, eine militärische Entscheidung herbeizuführen, entschied sich die Heeresleitung für die Kriegstaktik der ‚verbrannten Erde‘: Willkürlich wurden Dörfer niedergebrannt und Lebensmittelvorräte vernichtet, was für viele Menschen, zumeist Zivilisten, den Tod bedeutete. Schätzungen über die Todeszahlen reichen von 75.000 bis 300.000 Opfern, wobei heute 180.000 Opfer als wahrscheinlich angenommen werden.⁴⁰ Dass der Maji-Maji-Krieg in Ostafrika im Gegensatz zum Krieg gegen die Ovaherero und Nama noch weniger im kollektiven Gedächtnis der Deutschen verankert ist, liegt sehr wahrschein-

lich mitunter an der bedeutend geringeren Zahl der eingesetzten deutschen Soldaten. Denn dies führe zum einen zu einer bedeutend geringeren Quellenbasis und zum anderen starben in Deutsch-Südwestafrika bis zu 1400 deutsche Soldaten, während in Ostafrika höchstens 15 (!) Deutsche ums Leben kamen; ein Bewusstsein über die Opfer auf der (afrikanischen) Seite fehlt seit jeher (Ostafrika, China) oder ist zumindest äußerst gering ausgeprägt (Südwestafrika).⁴¹

Im Unterschied zu den Abstufungen in der kollektiven Erinnerung gibt es bei allen drei hier erwähnten großen Kolonialkriegen des Deutschen Reiches Gemeinsamkeiten. Alle eint, dass sie vor allem auf Kosten der lokalen Zivilbevölkerung geführt wurden und viele Zehntausend am Krieg unbeteiligte Menschen deshalb starben. Zum anderen ist allen drei Kriegen gemeinsam, dass die Marine des Deutschen Reiches entscheidend war, um eine militärische Entscheidung herbeizuführen. Im Krieg gegen die Yihétuán waren es vor allem das eilig aufgestellte ‚Ostasiatische Expeditionskorps‘ und das III. Marinebataillon, welche den größten Teil des deutschen Kontingents von über 20.000 Mann ausmachten. Auch im Krieg gegen die Ovaherero und Nama in Südwestafrika verstärkte ein ‚Marineexpeditionskorps‘ die ‚Schutztruppe‘ in der Kolonie, was schließlich zum entscheidenden militärischen Übergewicht führte. Auch in Deutsch-Ostafrika waren es vor allem die Marinesoldaten der Kreuzer Bussard, Seeadler und Thetis, die die örtliche ‚Schutztruppe‘ kriegsentscheidend verstärkten. Die eminent wichtige Bedeutung der kaiserlichen Marine für das Militär des Deutschen Reiches auf kolonialen Kriegsschauplätzen spiegelt sich auch im Vereinsleben der Stadt Hagen wider.

Die „Marinekameradschaft Hagen“, die „Marinekameradschaft Hohenlimburg“ und der ‚Seegedanke‘

Der Verein der „Marinekameradschaft Hagen“ verfügt über eine über 100-jährige Geschichte. Während der „Verein ehemaliger Kolonial- und Schutztruppen Hagen und Umgegend“ aufgrund seiner Konkurrenz zu anderen Kriegerverbänden vor dem Ersten Weltkrieg nur außerhalb des Preußischen Landes-Kriegerverbandes bestehen konnte, waren Vereinigungen, die sich dem ‚Seegedanken‘ und einer deutschen Marine verschrieben hatten, in Hagen wie auch im gesamten Deutschen Reich

38 Lebendiges Museum Online (LMO), Stiftung Deutsches Historisches Museum Berlin, Eintrag zu Der Herero-Krieg 1904, www.dhm.de/lemo/kapitel/kaiserreich/aussepolitik/herero-krieg-1904.html, [12.11.2020].

39 Michelle R. Moyd: *Violent Intermediaries. African Soldiers, Conquest, and Everyday Colonialism in German East Africa*, Athens/Ohio 2014; Stefanie Michels: *Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika*, Bielefeld 2009.

40 Die hohe Opferzahl bedeutete für die südliche Hälfte der Kolonie ca. ein Drittel der Gesamtbevölkerung, in manchen Distrikten sogar die Hälfte. Kuß: *Deutsches Militär*, S. 102–118; Ludger Wimmelbucker: *Verbrannte Erde. Zu den Bevölkerungsverlusten als Folge des Maji Maji Krieges*, in: Felicitas Becker/Jigal Beez (Hg.): *Der Maji Maji Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905–1907*, Berlin 2005, S. 87–99.

41 Reinhart Kössler: *Namibia and Germany. Negotiating the Past*, Windhoek 2015.

fest etabliert. Im Kielwasser der wilhelminischen ‚Weltpolitik‘ und des ‚Seegedankens‘ gründete sich am 30. April 1898 beispielsweise der Deutsche Flottenverein, der das Verständnis und Interesse der deutschen Bevölkerung für die kaiserliche Marine wecken bzw. weiter steigern sollte. Neben dieser gesellschaftspolitischen Lobbyarbeit legte er im Jahr 1901 u.a. den „China-Fonds“ auf, um die Hinterbliebenen und/oder ehemalige Veteranen, die im Krieg gegen die Yihétuán eingesetzt waren, zu unterstützen. Analog dazu folgte während des Krieges gegen die Ovaherero und Nama der „Südwest-Afrika-Fonds“ im Jahre 1906. Neben Hilfszahlungen aus diesen Fonds war der „eigentliche Hintergedanke solcher wohlthätiger Aktivitäten [...] aber vor allem, das öffentliche Interesse auf den Krieg und die deutschen Interessen in den Kolonialgebieten zu lenken.“⁴²

Während die Stadt Hagen selbst kein kooperatives Mitglied des Deutschen Flottenvereins wurde, traten Hagen (Land), die Handelskammer der Stadt Hagen sowie die Stadt Haspe bereits 1906 als körperschaftliche Mitglieder dem Flottenverein bei. Spätestens im Jahre 1912 wurde auch der Marine-Verein Hagen körperschaftliches Mitglied des deutschen Flottenvereins.⁴³



Abb. 3: Albert Brinker (stehend) mit seinem Freund Hengstenberg vor Erinnerungsstücken aus dem ‚Boxerkrieg‘ in seiner Privatwohnung, Fotografie um 1913.

Der Marine-Verein Hagen wurde bereits am 15. Mai 1892 gegründet. Laut seinen Statuten setzte er sich in dieser Zeit für die vaterländisch-nationalistische Gesinnung und Liebe zu Volk und Kaiser ein und trat durch die Feier von Gedenktagen öffentlich in Erscheinung. Wie die meisten Kriegerverbände stellte er auch Beihilfen für Hinterbliebene verstorbener Mitglieder bereit. Für kurze Zeit gab es auch in Hohenlimburg und Haspe eigene Marinekameradschaften. In Haspe bestand diese allerdings nicht lange; in Hohenlimburg gründete sich die Marinekameradschaft Hohenlimburg im Jahre 1922 neu mit dem oben genannten Albert Brinker als einem Gründungsmitglied.⁴⁴ Sie bestand zumindest bis 1997.

Gerade der Fall von Brinker wirft ein exemplarisches Schlaglicht auf die Frage der Erinnerungs- und Traditionsbildung von Veteranen der Kolonialkriege (Abb. 3). Auf einer um 1913 in seiner Privatwohnung entstandenen Fotografie sieht man ihn stehend mit seinem Freund Hengstenberg vor Erinnerungsstücken aus dem ‚Boxerkrieg‘, die sowohl Militaria als auch Souvenirs umfassen. Die Einrichtung der mehrere Quadratmeter großen ‚Gedenckecke‘ sowie die Inszenierung des Fotos – man beachte den gemeinsam in die Ferne gerichteten Blick der beiden ehemaligen Marinesoldaten – verweisen auf das identitätsstiftende Moment des kolonialen Militäreinsatzes. Hengstenberg umfasst wehrhaft mit seiner Rechten den Griff eines Degens, vielleicht eines solchen, wie er auch in der Bildmitte als Schatten erkennbar ist. Hinter Brinker steht in ovalem Passepartout die Fotografie eines Soldaten mit Tropenhelm, gewiss er selbst. Die Rangabzeichen sind hinter den Rahmen geklemmt. Rechts oberhalb davon ist höchstwahrscheinlich eine Reproduktion des Bildes „Germans to the front“ zu sehen, einer Ikone des ‚Boxerkriegs‘.

Viele ehemalige Kolonialsoldaten prägte die Kriegserfahrung auf Jahrzehnte. So mancher agitierte aufgrund dieser Erfahrung im Sinne des Kolonialrevisionismus und Militarismus während der Weimarer Republik und darüber hinaus. Die Nachfolgeorganisation des Hagener Marine-Vereins von 1892 besteht in jedem Fall trotz verschiedener geschichtlicher Einschnitte noch heute. Während des NS-Regimes mussten alle existierenden Kriegervereine im Jahr 1933 dem nationalsozialistischen Reichskriegerbund („Kyffhäuser“) beitreten und so verlor auch der Hagener Marine-Verein seine Eigenständigkeit. Nach dem Zweiten Weltkrieg organisierte sich der Marine-Verein Hagen unter dem Namen „Marine-Kameradschaft Hagen e.V.“ im Jahre 1952 neu.

42 Mike Glüsing: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“. Der Hagener Flottenverein, in: Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, 3. Aufl., Hagen 2020, S. 104–109, hier S. 107.

43 Ebd., S. 104–109. Im Allgemeinen stand der Flottenverein den Zielen des anti-demokratisch und militaristisch-rassistischen Alldeutschen Verband in seiner politischen Zielrichtung sehr nahe. Zu den Bezügen zwischen Hagen, Kolonialismus und dem Alldeutschen Verband vgl. Sabine Riemer-Koeritz: Weltmachtspolitik und Hagen – der Alldeutsche Verband, in: Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, 3. Aufl., Hagen 2020, S. 113–115.

44 Klaus Kruse: 75 Jahre Marinekameradschaft Hohenlimburg von 1922 e.V. 31. August 1922–31. August 1997, in: Hohenlimburger Heimatblätter für den Raum Hagen 58 (1997), S. 349–351, hier S. 349.

Vier Jahre später wurde eine „dem Selbstbild nach neutrale Hagener Marine-Jugendgruppe ins Leben gerufen“, welche der Marinekameradschaft angeschlossen war und der Marine-Jugend e.V. des Deutschen Marinebundes e.V. unterstand. Sie

„verfolgte das Ziel, ihre Mitglieder im Alter zwischen 13 und 18 Jahren ‚durch Pflege von Kameradschaft und Vaterlandsliebe und unter Wahrung europäischen Kulturguts‘ zu ‚verantwortungsbewussten, demokratischen Staatsbürgern zu erziehen und das Interesse der Jugend an der Seefahrt und deren Tradition‘ zu wecken.“⁴⁵

Damit sind diese Nachfolgeorganisationen unter dem Namen „Marinekameradschaft Hagen von 1892“ heute nach eigenen Angaben eine der ältesten Kameradschaften im Landesverband Westfalen des Deutschen Marinebundes e.V., deren Hauptaktivitäten sich seit Mitte der 1980er Jahre vor allem auf den Shanty-Chor konzentriert, welcher in regelmäßigen Abständen vor allem „maritimes Liedgut“ zum Besten gibt.⁴⁶

Trotz der angeführten Hinwendung zur begrifflichen Unterstützung der Demokratie nach dem Zweiten Weltkrieg sind bei diesen Vereinigungen durchaus terminologische Kontinuitäten aus der wilhelminischen ‚Weltpolitik‘ bis weit in das 20. Jahrhundert festzustellen. In der Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Marine-Kameradschaft Hohenlimburg aus dem Jahre 1976 wird in mehreren Grußworten zum Jubiläum oder kurzen Artikeln über die Absichten und Geschichte des Vereins stets die Pflege des „Seegedankens“ oder des „Marinegedankens“ als wichtigstes Anliegen angeführt.⁴⁷ Zwar wandelte sich die Bedeutung des ‚Seegedankens‘ bzw. des ‚Marinegedankens‘ nach dem Ende des Ersten Weltkrieges etwas. Seine ideologische Aufladung blieb jedoch stets mit Großmachtstreben und überseeischer Expansion bestehen.

War der ‚Seegedanke‘ während des deutschen Kaiserreiches vor allem mit der wilhelminischen ‚Weltpolitik‘ verknüpft, so wurde er während der Weimarer Republik zur Losung für eine Wiederbewaffnung des Deutschen Reiches auf See. Während des NS-Regimes wurde der Begriff weiter rassistisch aufgeladen

und es wurde versucht, den ‚Seegedanken‘ als bedeutendes Element für einen sozialdarwinistischen ‚Rassenkrieg‘ in allen Bevölkerungsteilen zu etablieren.⁴⁸

Entsprechend irritiert es, dass sich sowohl die Pflege des ‚Seegedankens‘ also auch des ‚Marinegedankens‘ noch so häufig im Selbstverständnis des Hohenlimburger Marinevereins im Jahre 1976 findet. Im Begleitheft zur 100-jährigen Jubiläumsfeier des Hagener Marinevereins im Jahre 1992 sind zwar beide Begriffe nicht mehr zu finden,⁴⁹ doch tauchen sie anlässlich der 75-Jahresfeier der Marinekameradschaft Hohenlimburg am 31. August 1997 erneut auf. Ein Artikel, der anlässlich des Jubiläums in den Hohenlimburger Heimatblättern publiziert wurde, wirbt am Ende des Artikels prominent mit den Zeilen: „Freunde des Seegedankens sind in unserer Mannschaft immer herzlich willkommen.“⁵⁰

Was allen erwähnten Jubiläumsschriften gleichsam fehlt, ist die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der deutschen Marine auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Zwar wird das Gedenken an die gefallenen deutschen Marinesoldaten stets betont, gegnerische Kriegsoffer werden jedoch nicht erwähnt. Ebenso abwesend ist eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit kolonialer Kriegsführung in den deutschen Kolonien oder in China, unter der die Zivilbevölkerung aufgrund deutscher Kriegstaktiken wie die der ‚verbrannten Erde‘ am meisten zu leiden hatte. Stattdessen forderte man bis in die 1970er Jahre „wieder ein Ehrenmal für unsere Gefallenen“ und „blickte mit Stolz auf die [...] Vereinsgeschichte“ und sprach davon „neue Erdteile [...] erschlossen“ sowie „das Christentum, die Zivilisation und die Kultur verbreitet“ zu haben.⁵¹ Allerdings scheint seit Mitte der 1990er Jahre langsam ein Bewusstseinswandel eingetreten zu sein. Auf der Internetpräsenz der Marinekameradschaft Hagen von 1892 heißt es zum monumentalen Marine-Ehrenmal an der Kieler Außenförde:

„Von 1993–1998 wurde die Anlage einer umfassenden Renovierung unterzogen. [...] Parallel zu den baulichen Maßnahmen erfolgte in enger Zusammenarbeit mit kompetenten Historikern eine sorgfältige Überprüfung der

45 Mike Glüsing: „Vorwärts immer, rückwärts nimmer“? Der Marine-Verein Hagen in Westfalen, in: Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, 3. Aufl., Hagen 2020, S. 110–112, hier S. 112.

46 Ebd., S. 110–112.

47 Marinekameradschaft Hohenlimburg: Festschrift aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums und der ersten Schifffahrtsausstellung Hohenlimburg, o.O. 1976, S. 3, 7, 25.

48 Ingo H. Warnke: Deutsche Sprache und Kolonialismus, S. 20–22; Walter Schwengler: Marine und Öffentlichkeit 1919–1939, in: Werner Rahn (Hg.): Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit, München 2005, S. 331–362; Gustav Oldenhage: Die deutsche Flottenvorlage 1897 und die öffentliche Meinung, Gütersloh 1935, S. 13. Vgl. auch den Artikel von Dennis Schmidt in diesem Band.

49 Deutscher Marinebund: 100 Jahre Marinekameradschaft Hagen 1892–1992, o.O. 1992.

50 Kruse: 75 Jahre Marinekameradschaft Hohenlimburg, hier S. 351.

51 Marinekameradschaft Hohenlimburg: Festschrift, S. 21, 25.

inhaltlichen Aussagen des Ehrenmals, um unter Wahrung historischer Zusammenhänge missverständlich [sic!] Darstellungen zu präzisieren und die Gesamtaussage in würdig angemessener Form zu aktualisieren. In diesen noch nicht abgeschlossenen, sondern auch in Zukunft einem stetigen Wandel unterliegenden Prozeß fällt auch die 1996 erfolgte Einrichtung der Gedenkstätten für die Deutsche Marine und die Zivile Schifffahrt.“⁵²

Diesem im „stetigen Wandel unterliegenden [Aufarbeitungs-] Prozeß“ bietet gerade die Geschichte der Marine auch für den Raum Hagen mit Sicherheit wertvolle Anknüpfungspunkte.

Hagen jenseits des ‚Seegedankens‘?

Immerhin waren es vor allem Matrosen der deutschen Marine, die sich 1918 weigerten, innerhalb einer zum Scheitern verurteilten letzten Seeschlacht gegen Großbritannien angesichts eines bereits langen verlorenen Weltkrieges als ‚Kanonenfutter‘ verheizt zu werden, um die vermeintliche Ehre des Deutschen Reiches auf See zu retten. Ihr Protest mündete in die Novemberrevolution von 1918/19, welche schließlich entscheidend zur Gründung der Weimarer Republik und damit zur Etablierung der ersten deutschen Demokratie beitrug.⁵³ In Bezug auf die Geschichte der Stadt Hagen stellt sich die Frage, ob an den Protesten von 1918/19 auch Hagener Marineangehörige beteiligt waren und wenn ja, in welcher Form. Zudem wären Nachforschungen wünschenswert, die klären, ob sich ehemalige Hagener Kolonial- oder Marinesoldaten nach ihrem Kriegseinsatz in Übersee aufgrund ihrer Erfahrungen nicht nur in Kriegervereinen zusammengeschlossen haben, sondern sich möglicherweise auch kritisch über ihre Erfahrungen, beispielsweise in den erwähnten ‚Hunnenbriefen‘, geäußert haben.

Immerhin gab es mit Hans Paasche einen ehemaligen deutschen Offizier der Marine, der sich aufgrund seiner Erfahrungen im Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika zum Pazifisten wandelte. Wiederholt prangerte er öffentlich den Militarismus sowie den deutschen Kolonialismus und die damit verbundene Kriegsführung an und wurde deshalb polizeilich und politisch verfolgt. Bereits während des Ersten Weltkrieges gab er bei einer Vernehmung vor einem Untersuchungsrichter 1917 zu Protokoll, was er 1919 schließlich als Flugschrift veröffentlichte:

„Meine Mitschuld am Weltkriege besteht darin, dass ich den Irrsinn des Krieges schon vor dem Kriege erlebt hatte und mich bestimmen ließ, mein Gewissen zu beruhigen, zu schweigen oder gar im üblichen Stil über solche Dinge zu sprechen [...]. Mir ist, als ob das Denken der Menschen schon vor 1914 hätte geändert werden können, wenn jeder, der Krieg in Afrika oder China erlebte, als Mensch laut gesprochen hätte, anstatt zu dulden, dass er als Held gefeiert wurde. Es ist eine Schuld.“⁵⁴

Hans Paasche starb im Mai 1920 im Alter von 39 Jahren auf seinem Gut Waldfrieden (Posen) im heutigen Polen. Dort wurde er von rechtsextremen Freikorps aus politischen Gründen ermordet. Weniger als ein Jahr vor seinem Tod hatte Hans Paasche Paul von Lettow-Vorbeck scharf dafür kritisiert, dass er sich trotz seiner Kriegserfahrungen in den deutschen Kolonien sich eben solchen rechtsextremen Freikorps angeschlossen habe und als „im Felde unbesiegter Löwe von Afrika“ öffentlich habe feiern lassen:

„Herr General! [...] Ich gestehe Ihnen: Sie waren für Menschen von Geschmack [...] eine Hoffnung. Es bestand die Vorstellung, die geografische Ferne [...] habe Ihnen Frische des Blicks für Tatsachen gegeben. In afrikanischer Wildnis fünf Jahre älter werden: da versinke Nationalismus, Gewaltkult, Waffenwahn. Und gerade der am meisten geprüfte Krieger müß[t]e bekennen: Es ist genug! [...] Sind sie nicht frei geworden unter dem Tropenhimmel? [...] Was können Ihre Freikorps bestenfalls [be]wirken? Sinnloses Blutvergießen, Beunruhigung, Aufreizung der Massen, die um ihr Recht kämpfen. Was kommen muss und kommen wird als Grundlage zu neuem Leben, das werden auch die Söldner nicht hindern, die in Ihrem Namen geworben werden.“⁵⁵

Hans Paasches Kritik nicht nur an Lettow-Vorbeck persönlich zeigt, dass es auch Zeitgenossen möglich war, vorherrschende Ideologien wie etwa ‚den Seegedanken‘, Militarismus und Kolonialismus kritisch zu hinterfragen und sich aus eigener Erfahrung für gewaltfreie Konfliktlösung einzusetzen. Nur eine weitere Auseinandersetzung mit der (Kolonial-)Geschichte Hagens kann indes klären, ob es solche Stimmen auch in dieser Stadt gab.

52 Marinekameradschaft Hagen von 1892, Eintrag zu Marine-Ehrenmal, www.mk-hagen.de/geschichte_me.htm, [12.11.2020].

53 Volker Ullrich: Die Revolution von 1918/19, München 2009; Martin Rackwitz: Kiel 1918. Revolution, Aufbruch zu Demokratie und Republik, Kiel 2018; Eckart Conze: Die große Illusion. Versailles 1919 und die Neuordnung der Welt, München 2018.

54 Hans Paasche: Meine Mitschuld am Weltkriege [1919], in: Ders.: Das verlorene Afrika. Ansichten vom Lebensweg eines Kolonialoffiziers zum Pazifisten und Revolutionär, hg. von Werner P. Lange und Helga Paasche, Berlin 2008, S. 187–196. Vgl. Winfried Mogge: Hans Paasche, in: Neue deutsche Biographie Online, www.deutsche-biographie.de/pnd118591061.html#ndbcontent, [12.11.2020]. Vgl. Werner Lange: Hans Paasches Forschungsreise ins innerste Deutschland, Bremen 1995, S. 189, 197, 207f.

55 Hans Paasche: An Lettow Vorbeck und seine Afrikaner [1919], in: Hans Paasche: Das verlorene Afrika. Ansichten vom Lebensweg eines Kolonialoffiziers zum Pazifisten und Revolutionär, hg. von Werner P. Lange und Helga Paasche, Berlin 2008, S. 197–199, hier S. 197f.

Mitglieder des Hagerer „Kolonial- und Schutztruppenvereins“¹

Nr.	Zuname	Vorname	Stand oder Gewerbe	Wohnort	Wohnung (Straße u. Hausnr.)	Kreis	Bemerkungen über das im Vorstande bekleidete Amt u. Angabe d. Truppenteils
1	<u>Arndt</u>	Josef	Gastwirt	Hagen	Rembergstr. 24	Hagen	2. Kassierer, III. Seebataillon
2	Behlau	August	Schaffner	Hagen	Gustavstr. 3	Hagen	II. Infanterieregiment Ostasien
3	Bracke	Adolf	Postschaffner	Hagen	Körnerstr. 76	Hagen	Schutztruppe Südwestafrika
4	Buchholz	Herrmann	Schreiner	Hagen	Arndtstr. 30	Hagen	[unleserlich]
5	Dippel	Wilhelm	Fabrikarbeiter	Hagen	Wehringhauser Str. 73	Hagen	Schutztruppe Südwestafrika
6	<u>Eickelmann</u>	Clemens	Gastwirt	Boele	/	Hagen	Schutztruppe Südwestafrika
7	Feldmann	Carl	[unleserlich]	Dahlerbrück	/	Hagen	Schutztruppe Südwestafrika
8	Förster	Paul	Kaufmann	Hagen	Körnerstr. 88	Hagen	2. Schriftführer, III. Seebataillon
9	Heise	Wilhelm	Arbeiter	Haspe	Rombergstr. 19	Hagen	Ostasiat. Feldlazarett
10	Hesse	Ernst	Kranführer	Wetter	Harkortstr. 13	Hagen	II. Proviant Kolonne Ostasiatisches Expeditionskorps
11	Hartfuß	Gustav	Arbeiter	Vorhalle	Lindenstr. 192	Hagen	III. Seebataillon
12	Jung	Theodor	Kastellan ²	Hoerde	Höhere Töchter-schule	Dortmund	Schutztruppe Südwestafrika
13	<u>Köster</u>	Max	Polizeibeamter	Hagen	Rembergstr. 24	Hagen	Matr. Division Ostasien
14	Koch	Johann	Lokomotiv-heizer	Hagen	Neue Kurze Str. ³ 21	Hagen	Ostafrika & Südwestafrika
15	Killing	Heinrich	Bäckermeister	Hagen	Haldener Str. 94	Hagen	Feld Proviant Kolonne Ostasiatisches Expeditionskorps
16	Kleine	Julius	Koch	Hagen	Gartenstr. ⁴ 4	Hagen	III. Seebataillon
17	Kamps	Giesbert	Monteur	Hagen	Vinckestr. 23	Hagen	Werftdivision Ostasien
18	Leschinski	Albert	Lagerarbeiter	Hagen	Kampstr. 26	Hagen	III. Infanterieregiment Ostasien
19	<u>Mai</u>	Ernst	Postschaffner	Hagen	Eickertstr. 5	Hagen	2. Vorsitzender, Schutztruppe Südwestafrika
20	Meckel	Anton	Postschaffner	Hagen	Bülowstr. 32	Hagen	Schutztruppe Südwestafrika
21	Muhlen	Fritz	Postschaffner	Hagen	Friedensstr. 111	Hagen	Beisitzer
22	Neise	Otto	Postschaffner	Hagen	Gertrudstr. 10	Hagen	Beisitzer ⁵
23	Oberschasiak	Wilhelm	Agent	Hohenlimburg	Heerstr.	Hagen	Ostasiatisches Expeditionskorps

1 Stadtarchiv Hagen, 3022, f. 5r-v, Namentliche Liste sämtlicher Mitglieder der Vereinigung ehemaliger Schutztruppen in Hagen und Umgegend vom 1. Februar 1913. Die Unterstreichung der Namen zeigt an, dass die Aufgeführten bereits einem von dem Preußischen Landes-Kriegerverband bestätigten Kriegerverein angehörten.

2 Im Sinne von Hausmeister, Verwalter.

3 Heute Helmholtzstr., am Altenhagener Friedhof.

4 Heutiger Straßenverlauf leicht geändert, entspricht etwa dem Märkischen Ring zwischen Johanniskirche und Reformierter Kirche.

5 Neise wird bei den Unterschriften unter der Vereinssatzung von 1913 nicht als ein Amtsinhaber aufgeführt; Stadtarchiv Hagen, 3022, f. 9v.

Nr.	Zuname	Vorname	Stand oder Gewerbe	Wohnort	Wohnung (Straße u. Hausnr.)	Kreis	Bemerkungen über das im Vorstande bekleidete Amt u. Angabe d. Truppenteils
24	Patze	Angelo	Schneidermeister	Hohenlimburg	Freiheitstr.	Hagen	VI. Infanterieregiment Ostasien
25	Pieper	Gustav	Maler	Hohenlimburg	/	Hagen	Ostasiatisches Expeditionskorps
26	Rinkwitz	Paul	Bürobeamter	Hagen	Körnerstr. 44	Hagen	1. Schriftführer, III. Seebataillon
27	Rittershaus	Emil	Schlosser	Wetter Ruhr	Schöntaler Str. 34	Hagen	IV. Infanterieregiment Ostasien
28	Ruers	Josef	Schlosser	Hagen	Eckeseyer Str. 34	Hagen	Beisitzer, Werftdivision Ostasien
29	Schaffland	Hugo	Förster	Hagen	Fleyer Str. 194	Hagen	Ostasiatisches Expeditionskorps
30	Schauerte	Heinrich	Unternehmer	Schwarze Ahe, Post Bärensteig i. W.	/	Altena	II. Infanterieregiment Ostasien
31	Scheffel	Heinrich	Rangierer	Hagen	Wittekindstr. 8	Hagen	III. Seebataillon
32	Siebenberg	Fritz	Schreiner	Hagen	Puppenbergstr. 29	Hagen	III. Seebataillon
33	Schlue	Wilhelm	Postbote	Bochum	Mauritiusstr. 24	Bochum	III. Seebataillon
34	Schneider	Otto	Postbote	Haspe	Berliner Str. 131	Hagen	Ostasiatisches Expeditionskorps
35	Schulte	Emil	Werkmeister	Hagen	Eckeseyer Str. 11	Hagen	1. Vorsitzender, Werftdivision Ostasien
36	Tillmann	Franz	Postbote	Hagen	/	Hagen	III. Seebataillon
37	Uebach	Bernhard	Stuckateur	Hagen	Bülowstr. 40	Hagen	2. Kassierer, ⁶ Schutztruppe Südwestafrika
38	<u>John</u>	Reinhold	Stadtsekretär	Hagen	Lützowstr. 58	Hagen	II. Infanterieregiment Ostasien
39	Wittoda	Carl	Maurer	Hagen	Haldener Str. 30	Hagen	Ostasiat. Feldlazarett 5
40	Hippler	Johann	Gerichtsdienner	Hagen	Alleestr.	Hagen	III. Infanterieregiment Ostasien

⁶ Amt hier ergänzt laut Unterschriften unter der Vereinsatzung von 1913.

Zwischen Entkolonialisierung und kirchlicher Entwicklungsarbeit.

Ein Konvolut aus dem Nachlass A. Kunigk

Christoph Schwab

Das gezeigte Konvolut stammt aus dem Besitz der Familie Kunigk und wurde in den Jahren 2014 und 2019 als Schenkung Teil der Sammlung der Archiv- und Museumsstiftung der VEM in Wuppertal. Bei der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) handelt es sich um die Nachfolgeorganisation der Rheinischen Missionsgesellschaft und der Bethel Mission.¹ Letztere war in einigen Gebieten im Norden des heutigen Tansania tätig, aus welchen die Objekte stammen.

Der gebürtige Hagener Alfred Kunigk (1928–2000) arbeitete als Postinspektor in der Verwaltung der Deutschen Post und trat im Juni 1963 die Stelle eines wirtschaftlichen Beraters für die von der Bethel Mission in der Usambara Region im Nordosten Tanganjikas² betriebenen und zu diesem Zeitpunkt sich bereits formal in der Trägerschaft der Usambara-Digo-Kirche³ befindenden Ausbildungs- und diakonischen Institutionen in Magamba und Irente an. Da ihm auch die Finanzaufsicht über die Einrichtungen oblag, lässt sich seine Aufgabe als die eines Geschäftsführers beschreiben. Alfred Kunigk reiste mit seiner Familie aus, wie es für Entsendungen im Rahmen des kirchlichen Entwicklungsdienstes üblich war.⁴

Bei den Einrichtungen in Magamba handelte es sich um eine weiterführende Schule (Magamba Secondary School) so-

wie eine handwerkliche Ausbildungsstätte (Usambara Trade School), die sich auf die Bereiche Tischlerei, Schlosserei, Autoschlosserei und Schneiderei⁵ konzentrierte und im Rahmen eines Internatsbetriebs für die Auszubildenden organisiert war (Abb. 1).⁶ Die diakonischen Einrichtungen in Irente umfassten ein Waisenhaus, eine Blindenschule, ein Krankenhaus für psychisch Erkrankte sowie einen landwirtschaftlichen Betrieb.⁷

Die Konstellation dieser Einrichtungen verweist auf die historischen Wurzeln der Bethel Mission bzw. insbesondere die Entwicklung der Gesellschaft schon bald nach ihrer Gründung als Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch Ostafrika (EMDOA) 1886. Zunächst als ein die kolonialen Ambitionen ihres Mitbegründers Carl Peters⁸ flankierendes Projekt ins Leben gerufen, entwickelte sich die Gesellschaft schon bald nach dessen Ablösung und mit dem Eintritt Friedrich von Bodelschwings in den Vorstand ab 1890 in Richtung eines Missionsauftrags, der sich stark an der Arbeit der ebenfalls von Bodelschwing geleiteten Anstalten in Bethel bei Bielefeld orientierte.⁹ Neben der Verbreitung des christlichen Glaubens bildeten protestantisches Arbeitsethos, der als barmherziger ‚Dienst am Nächsten‘ verstandene diakonische Auftrag sowie schulische Bildung und handwerkliche Ausbildung den Kern der Arbeit und des Selbstverständnisses der Missionsgesellschaft. So wundert es

1 Die beiden Missionsgesellschaften gingen 1970/71 in der Vereinigten Evangelischen Mission auf, die 1996 in Vereinte Evangelische Mission umbenannt wurde und sich selbst als Gemeinschaft von 38 unabhängigen Kirchen in Afrika, Asien und Deutschland sowie den v. Bodelschwingschen Stiftungen (Stand 2020) definiert, vgl. Wolfgang Apelt: Kurze Geschichte der Vereinten Evangelischen Mission, Köln 2008, S. 34ff.

2 Der Name bezieht sich auf die geographische Bezeichnung des Territoriums, die auch der unabhängige Staat zunächst führte. Erst im Zuge der Vereinigung mit den vorgelagerten Inseln Pemba und Sansibar erhielt das Land die offizielle Bezeichnung Republic of Tanzania, vgl. Ministry of Information and Tourism, United Republic of Tanzania: Tanzania Today, Nairobi 1968, S. 54 sowie weiter unten Anm. 21.

3 Mit der Verabschiedung ihrer Kirchenordnung ging die Usambara-Digo-Kirche 1959 als selbstständige Kirche aus der Missionsarbeit hervor, vgl. Heinrich Waltenberg: Gottes Weg in Seiner Kirche in Usambara-Digo, in: Licht im Dunkel – Nachrichten aus der Bethel-Mission 4 (1961), S. 80ff.

4 Rubrik Mitteilungen, in: Licht im Dunkel – Nachrichten aus der Bethel-Mission 4 (1963), S. 103f.

5 Alfred Kunigk: Usambara Trade School 1961–1965, in: In die Welt – Für die Welt. Berichte der Rheinischen Mission und der Bethel-Mission 8/9 (1966), S. 129f.

6 Günter Wienzek: Magamba, Januar 1964, Rubrik: Briefe aus Afrika, in: Licht im Dunkel – Nachrichten aus der Bethel-Mission 3 (1964), S. 70f.

7 Uwe Puttfarcken: Magamba, Dezember 1963, Rubrik: Briefe aus Afrika, in: Licht im Dunkel – Nachrichten aus der Bethel-Mission 3 (1964), S. 70.

8 Carl Peters war maßgeblich verantwortlich für die Errichtung einer deutschen Kolonie in Ostafrika, da seine in der dortigen Küstenregion mit lokalen Herrschern unter manipulativer Übervorteilung abgeschlossenen, sogenannten Schutzverträge die Regierung des Deutschen Reichs letztlich zur Proklamation der Kolonie veranlasste, vgl. Heinz Schneppen: Art. Peters, Carl, in: Hermann Hiery (Hg.): Lexikon zur Überseegegeschichte, Stuttgart 2015, S. 638.

9 Wolfgang Apelt: Kurze Geschichte, S. 23ff.



Abb. 1: Die beiden Schulen in Magamba in der Trägerschaft der Usambara-Digo-Kirche. Das Pressefoto diente als Titelbild von ‚Licht im Dunkel. Nachrichten aus der Bethel-Mission‘ 3/1961, © Hauptarchiv v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel, Foto: K.H. Klubescheidt.

nicht, dass Institutionen wie in Irete und Magamba nicht nur in Bethel ihre Vorbilder hatten, sondern bereits während der deutschen Kolonialperiode in Ostafrika auch ihre Vorgänger in der Region selbst. Insbesondere in ihrem Hauptmissionsgebiet in der Usambara-Region richtete die EMDOA schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts erste Schulen ein. Später folgte eine Einrichtung für psychisch Erkrankte in Lutindi sowie unterschiedliche handwerkliche Ausbildungsbetriebe und Werkstätten, die den Missionsstationen angeschlossen waren.¹⁰ Und bereits im Jahr 1908 wurden auf der Missionsstation in Wuga auf einer „Kunst- und Gewerbeausstellung“ nach Art einer Leistungsschau Erzeugnisse gezeigt, die von afrikanischen Mitarbeitern in den Betrieben der Gesellschaft hergestellt wurden.¹¹

Tansanias Weg in die Unabhängigkeit

Um die berufliche wie gesellschaftliche Position Alfred Kunigs sowie das private Umfeld der Familie während ihres dreijährigen Aufenthalts in Ostafrika einordnen zu können, ist es hilfreich, auf die nach der deutschen Kolonialzeit und im Verlauf der weiteren Geschichte vollkommen veränderten internationalen,

(geo-)politischen Rahmenbedingungen im allgemeinen und die politische wie gesellschaftliche Entwicklung in Tansania während der 1960er Jahre im Besonderen einzugehen.

Das Jahrzehnt fällt in die Phase der weltweiten Entkolonialisierung, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs auch den afrikanischen Kontinent veränderte, indem nach und nach die bis dahin von den europäischen Staaten als Kolonien verwalteten Territorien ihre Unabhängigkeit erlangten.

Parallel zu dieser Entwicklung etablierte sich der aus der Nachkriegsordnung hervorgegangene Ost-West-Gegensatz als feste Größe in den internationalen Beziehungen, der sich durch ein ausgeprägtes Blockdenken auszeichnete. Im Kräfteverhältnis der atlantischen Allianz der USA und ihrer europäischen Verbündeten auf der einen und der Sowjetunion und den mit ihr politisch-militärisch wie wirtschaftlich verbundenen Paktstaaten auf der anderen Seite, wurden viele junge Staaten Afrikas teils noch im Prozess ihrer Staatswerdung, spätestens aber mit Erlangung ihrer Unabhängigkeit, Ziel der politischen und wirtschaftlichen Einflussnahme der konkurrierenden Blöcke.

¹⁰ Christian Froese: Hintergründe, Ziele und Auswirkungen des Ausbildungswesens der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika am Beispiel der handwerklichen Betriebe in den Usambara-Bergen bis zur Wiederkehr der EMDOA-Missionare 1925, unveröffentlichte Masterarbeit, Münster 2019, S. 43ff.

¹¹ Kunst- und Gewerbeausstellung auf einer Missionsstation. Nach Berichten der Missionare Lang Heinrich und Gleiß über die Ausstellung in Wuga am 3. September 1908, in: Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission 1 (1909), S. 2–12.



Abb. 2: Zwei Tanzschellen aus geschmiedetem Eisen, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan Kl 187/188), Foto: © Bernd Müller.

Vor diesem Hintergrund wurde das Festlandgebiet des heutigen Staates Tansania, das nach der Niederlage des Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg zunächst unter britische Verwaltung gestellt worden war, 1948 in die Treuhandschaft der Vereinten Nationen überführt.¹² Am 9. Dezember 1961 wurde das Territorium unter dem Namen Republik Tanganjika formal ein unabhängiger Staat.¹³ Dem war ein intensives diplomatisches Ringen um die Grundlagen der Souveränität vorausgegangen. Einen wichtigen Impuls für die Unabhängigkeitsbewegung gab 1953 die Rückkehr des späteren ersten Präsidenten des Landes, Julius Kambarage Nyerere, nachdem dieser sein Studium in England beendet hatte. Unter seiner Führung wurde die Tanganyika African Association (TAA), die als eine Vereinigung afrikanischer Eliten, meist Angestellte im britischen Verwaltungssystem des Territoriums, gegründet worden war, in eine politische Partei, die Tanganyika African National Union (TANU) umgewandelt.¹⁴ Unter Nyereres Vorsitz und dem Motto *uhuru na umoja* (Freiheit und Einheit) verfolgte die TANU ihren Kurs in die Unabhängigkeit.

Die auf die Unabhängigkeitserklärung folgenden Jahre waren geprägt von einer als ‚afrikanischem Sozialismus‘ bezeichneten Politik, die systemische Aspekte der Politik und Ökonomie der Ostblockstaaten aufgriff, wie beispielsweise das Einparteiensystem und planwirtschaftliche Elemente auf Grundlage eines Fünfjahresplans. Andererseits war man zunächst auch offen für technische Hilfe und Investitionen aus den westlichen Industriestaaten. Nicht zuletzt handelt es sich um eine Epoche, in der die damals sogenannte Entwicklungshilfe neben anderen Erwägungen zunehmend auch als Instrument der Geopolitik

verstanden wurde. Mit der ‚Arusha Deklaration‘ im Februar 1967 nimmt die TANU jedoch eine Kurskorrektur vor, deren zentraler Fokus nun auf einer Entwicklung hin zu ‚Sozialismus und Selbständigkeit‘ (socialism and self-reliance)¹⁵ liegt und noch im selben Jahr durch die ‚Erziehung zur Selbständigkeit‘ (education for self-reliance)¹⁶ durch Nyerere konkretisiert wird.

Diskussionen um die (kirchliche) Entwicklungsarbeit

Zu diesem Zeitpunkt haben die Kunigs und mit ihnen die in der Ausstellung gezeigten Gegenstände Tansania bereits verlassen. Es ist jedoch naheliegend, dass die dynamischen Prozesse dieser Epoche des Umbruchs den Aufenthalt der Familie nicht nur im Hinblick auf die Wahrnehmung des beruflichen Auftrags prägten. Sie hatten auch Auswirkungen auf die ganz persönlichen Beziehungen der Kunigs zu jenen Afrikanern und Afrikanerinnen, denen sie bei der Arbeit wie im privaten Umgang begegneten, welcher wiederum stark durch ihr christliches Selbstverständnis und das kirchliche Umfeld geprägt wurde, in dem die Familie agierte.



Abb. 3: Zwei Stolen aus Textilfaser, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan Kl 185/186), Foto: © Bernd Müller.

¹² Karl Engelhard: Tansania, Gotha 1994, S. 36.

¹³ Ministry of Information and Tourism, United Republic of Tanzania. Tanzania Today, Nairobi 1968, S. 53ff.

¹⁴ Ebd., S. 50f. sowie Engelhard: Tansania, S. 36f.

¹⁵ Julius K. Nyerere: Ujamaa – Essays on Socialism, Dar es Salaam 1968, S. 15ff.

¹⁶ Ebd., S. 44ff.

Eben jenes christliche Selbstverständnis, aber auch seine Einschätzung zu „Wert oder Unwert jeglicher Entwicklungshilfe“¹⁷ – einer Diskussion, die damals auch in kirchlichen Kreisen kontrovers geführt wurde – wird in einem veröffentlichten Bericht Alfred Kunigks deutlich, den er kurz nach der Rückkehr nach Deutschland verfasste. Mit seiner Feststellung „[M]ancher [Auszubildende] ist nach drei Jahren nicht nur ein tüchtiger Handwerker geworden, sondern verläßt die Schule auch als positiver Christ und wertvoller Bürger seines Landes“¹⁸ plädiert er letztlich für die (kirchliche) Entwicklungsarbeit, nicht jedoch, ohne die eigene Rolle kritisch zu betrachten, indem er auch schreibt: „Mancher selbstlose Helfer erntet Undank, wo er nach seiner Meinung Anerkennung verdient hätte, oder er stößt dort auf Unverständnis, wo er auf begeisterte Zustimmung gehofft hatte.“¹⁹ Seine Analyse der politischen und sozioökonomischen Verhältnisse mag man dagegen ganz zeitgebunden einordnen, wenn er unmittelbar darauf folgert: „All die politischen Wirren der letzten Zeit zeigen uns, wie unstabil dieser Kontinent noch ist, und wie weit der Weg ist, den Afrika in eine moderne Zukunft noch vor sich hat.“

Objektbiographien als Anhaltspunkte kulturübergreifender Kontakte

Auch die von den Kunigks nach Deutschland mitgebrachten Gegenstände dokumentieren auf verschiedene Weise sowohl die politischen Verhältnisse selbst als auch Aspekte des möglichen Spektrums interkultureller, alltäglicher Beziehungen von Afrikanern bzw. Afrikanerinnen und Europäerinnen bzw. Europäern im Kontext der kirchlichen Entwicklungsarbeit. Es sind entweder Dinge, die die Kunigks zu bestimmten Gelegenheiten erwarben oder die ihnen von Menschen aus ihrem direkten Lebens- und Arbeitsumfeld überlassen wurden.²⁰

Die beiden geschmiedeten Tanzschellen belegen den erstgenannten Erwerbkontext (Abb. 2). Es handelt sich um handwerklich präzise gearbeitete Stücke, die mit je zwei Aussparungen für Lederriemen versehen sind, die ihrerseits zur Befestigung an den Fußgelenken des Tänzers dienen. Erworben wurden sie auf einem Markt in Lushoto, dem Hauptort der Usambara Region, anlässlich des Sabasaba-Day (suaheli: sieben sieben). Der 7. Juli 1954 war der Gründungstag der TANU und ist in Tansania bis heute ein Feiertag. Auch wenn das genaue Erwerbsjahr nicht exakt ermittelt werden kann, so fällt es doch angesichts der Aufenthaltsdauer der Kunigks im Land in einen Zeitraum, der

maximal elf Jahre nach dem ursprünglichen Anlass der Feierlichkeiten und lediglich bis zu vier Jahren nach der formalen Unabhängigkeit des Landes datiert. Auch in einer Provinzstadt wie Lushoto dürfte es sich bei dem Anlass zu dieser Zeit um einen größeren Festakt unter Anwesenheit und mit entsprechenden Redebeiträgen lokaler oder auch regionaler Vertreter der Partei und damit gleichbedeutend des Verwaltungsapparates gehandelt haben. Dass die erworbenen Tanzschellen zuvor zu einem ähnlichen Anlass in Gebrauch waren, ist eher unwahrscheinlich, jedenfalls nicht nachweisbar. Allerdings gehörten traditionelle Tanzaufführungen von Gruppen der jeweiligen Ethnien, die nun im Sinne der Regierungslinie die gemeinsame, neue Nation aufbauen sollten, durchaus zum Begleitprogramm eines solchen Tages.



Abb. 4: Ein hölzerner Stab mit Eisenblechschuh als Würdezeichen, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan KI 184 a), Foto: © Bernd Müller.

Auf die politisch-gesellschaftlichen Bedingungen in dieser Phase des Nation Building verweist auch ein weiteres Objekt (Abb. 3). Eine der beiden gewebten Stolen zeigt die Farbabfolge grün-gelb-schwarz-gelb-grün, die für die erste Nationalflagge des unabhängigen Staates steht. Diese war aus einer Ergänzung der grün-schwarz-grünen Parteifahne der TANU unter Einbeziehung der beiden, den schwarzen Mittelbalken säumenden goldenen Bänder hervorgegangen, hatte jedoch nur bis 1964 Bestand. Das Stück konnte nur in dem kurzen Zeitfenster von drei Jahren zwischen Unabhängigkeitserklärung und Änderung bzw. Ergänzung der Flagge in seiner patriotisch intendierten

17 Kunigk: Usambara Trade School, S. 129.

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Die geschilderten konkreten Erwerbs- oder Überlassungskontexte basieren auf mündlicher Mitteilung von der Schenkerin der Objekte gegenüber dem Autor.

Form entstehen.²¹ Doch die Stola verweist auch auf den direkten institutionellen Kontext, in dem sich Alfred Kunigk bewegte. Denn sie wurde von einem blinden Diakon aus dem Umfeld der Blindenschule in Irente hergestellt und den Kunigks als Geschenk überlassen.

Um ein Geschenk handelt es sich auch bei dem etwa 1,45m Länge messenden Stab (Abb. 4). Er ist aus Hartholz gearbeitet, mit zwei paarweise eingeschnittenen, umlaufenden Schmuckringen, einem flach gerundet ausgeführten Knauf am Kopfe und – für den besseren Halt und eine erhöhte Haltbarkeit – einem spitz zulaufenden Schuh aus Blech versehen. Die leicht glänzende Patina deutet auf einen intensiven Gebrauch und eine gute Pflege. Der Stab stammt aus dem Familienbesitz Elisass (Abb. 5).²² Er war im Haushalt der Kunigks als Koch angestellt und schenkte den Stab Alfred Kunigk zu dessen Geburtstag.

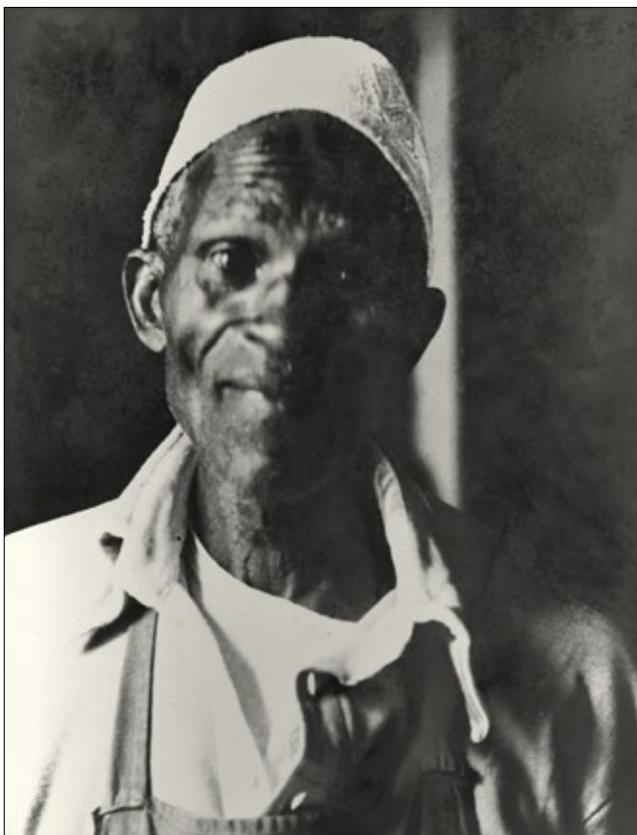


Abb. 5: Porträtfoto von Elisa, Koch der Familie Kunigk, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan Kl 184 b).

Ein solcher Stab, der im kulturellen und gesellschaftlichen Kontext auch als Insignium der Würde seines Besitzers, mithin eines Mannes im fortgeschrittenen Alter, gesehen werden kann, ist sicher kein alltägliches Geschenk. Es verweist vielmehr auf eine Beziehung zwischen Schenkendem und Beschenktem, die über ein bloßes Arbeitsverhältnis zwischen Angestelltem und Arbeitgeber hinausging.

Gleiches dürfte für die gezeigte Trommel gelten (Abb. 6). Sie war das Abschiedsgeschenk eines Auszubildenden an der Magamba Trade School für Alfred Kunigk, als er und die Familie das Land im Juni 1966 wieder verließen.²³ Die Trommel, ebenfalls ein Familienstück, wurde durch einen in der Schreinerei der Ausbildungsstätte gefertigten Sockel ergänzt. Zwar mag die Gabe zunächst einmal von großer Dankbarkeit und Respekt der Fach- und Führungskraft gegenüber zeugen, doch scheint sie offenbar auch hier auf eine weiter reichende, zugewandte Verbundenheit der beiden in die Schenkung involvierten Personen hinzuweisen. Nicht zuletzt belegt das Geschenk vielleicht auch das Selbstverständnis, wenn nicht gar das positive Selbstbewusstsein des Auszubildenden. Die Verbindung aus einem handgearbeiteten traditionellen Musikinstrument aus Familienbesitz und dem in der modernen Tischlerei maschinell hergestellten Sockel mag dem Betrachter aus heutiger Perspektive fast sinnbildlich für die Aufbruchstimmung in dem jungen afrikanischen Staat erscheinen, dessen politische Führung und Ausbildungseinrichtungen (ungeachtet ihrer jeweiligen Trägerschaft) versuchten, Tradition und Moderne zukunftsweisend zu verbinden.

Ein weiteres Geschenk an die Kunigks ist schließlich die knapp zwei Quadratmeter messende Matte aus Rindenbaststoff (Abb. 7). Matten dieser Art dienten als Unterlagen für den Sitzbereich in den Häusern der Haya, einer westlich des Viktoriasees beheimateten Bevölkerungsgruppe. Bei der ca. 1300 Straßenkilometer von dem Einsatzort der Kunigks entfernten Region handelt es sich um ein weiteres ehemaliges Missionsgebiet der Bethel Mission. Auch hier arbeiteten in den 1960er Jahren von Entwicklungsdiensten in Deutschland entsandte Fachkräfte in Projekten der dortigen evangelischen Kirchen-diözese unter dem Dach der Evangelical Lutheran Church of Tanzania (ELCT), zu der auch die Usambara-Digo-Kirche gehörte. Die Matte ist ein Geschenk der Familie Albrecht an die Kunigks. Pastor Rainer Albrecht war mit seiner Frau ebenfalls 1963, jedoch nach West-Tanganjika entsandt worden.²⁴ So gibt

21 Mit dem Zusammenschluss von Festlandgebiet und den Inseln Pemba und Sansibar wurde die Nationalflagge der Union um die Farbe Blau ergänzt, die bei Querstellung des nun von rechts oben nach links unten verlaufenden Mittelbalkens das untere grüne Feld ersetzt, siehe auch weiter oben Anm. 2.

22 Es handelt sich hier um den Vor- bzw. Taufnamen; der volle Name sowie Geburts- und Sterbedatum konnten vom Autor nicht ermittelt werden.

23 Rubrik: Aus Übersee und Heimat, in: In die Welt – Für die Welt. Berichte der Rheinischen Mission und der Bethel-Mission 8/9 (1966), S. 175.

24 Rubrik: Mitteilungen, in: Licht im Dunkel – Nachrichten aus der Bethel-Mission 3 (1963), S. 80.

dieses Objekt über einen weiteren, in gewisser Weise typisch zu nennenden Aspekt der Lebenssituation von europäischen Fachkräften und ihren Familien in dem Land, aber auch allgemeiner betrachtet in Ländern der damals sogenannten Dritten Welt Auskunft.

Die in ähnlichen kirchlichen und/oder Kontexten der Entwicklungsarbeit entsandten Europäer und Europäerinnen bildeten in und zwischen ihren Einsatzregionen Netzwerke, die sich häufig neben der beruflichen Ebene auch auf den privaten Bereich erstreckten. In einigen Fällen war man sich bereits vor der Ausreise bei einem der üblichen Vorbereitungskurse bzw. im (kirchlichen) Umfeld der Entsendeorganisation in Deutschland schon begegnet. Dies dürfte auch bei den beiden Familien der Fall gewesen sein.²⁵ Häufig wurden so entstandene Verbindungen auch nach der Rückkehr in Deutschland zumindest über einen gewissen Zeitraum aufrechterhalten. Ein Phänomen, das jedoch auch für Beziehungen zwischen Europäern bzw. Europäerinnen und Afrikanerinnen bzw. Afrikanern Gültigkeit haben konnte, wenn beide Seiten willens und in der Lage waren, ihre Kommunikation auch über die Distanz hinweg aufrechtzuerhalten.



Abb. 7: Eine bedruckte Matte aus Rindenbast, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan H 321), Foto: © Bernd Müller.

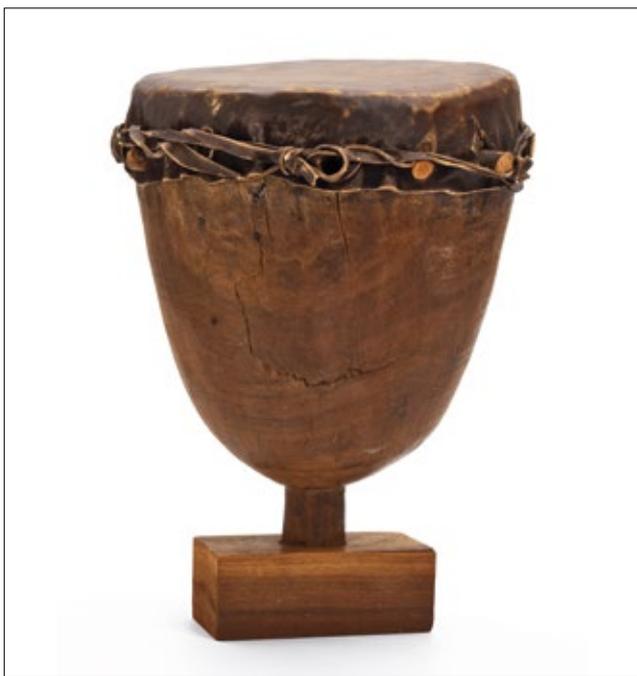


Abb. 6: Eine gesockelte Trommel aus Holz und Rindsleder, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan M 80), Foto: © Bernd Müller.

²⁵ Rubrik: Mitteilungen, in: Licht im Dunkel – Nachrichten aus der Bethel-Mission 2 (1963), S. 56.

Unvermutete Geschichten gegenseitigen Wissens – „Afrika“ in den Biographien von Heinrich Wieschhoff und Burkhart Waldecker

Fabian Fechner

Bald nach 1900 sind zwei Hagener geboren, die als Ethnologen in Afrika von sich reden machten, die beide um 1935 ins Exil gingen und in den 1960er Jahren einen ungeklärten, jähen Tod fanden. In den westfälischen Städten ihrer Kindheit und Jugend und an den weiteren Orten ihres Wirkens, in Afrika und auch den USA, blitzt die Erinnerung an sie zu verschiedenen Zeiten auf. Die beiden Leben bestechen durch ihre Außergewöhnlichkeit und eine recht gute Quellenlage. Sie können Bausteine der Geschichte eines Bezuges zwischen Westfalen und Außer-europa sein, abseits des Nationalstaats und der klassischen Geschichtsschreibung der „großen Söhne“ einer Stadt.¹

Heinrich Wieschhoff auf Südafrikaexpedition 1928–1930. Zwischen der Kulturseele und dem „Abklatsch eines faulen Europa“

Das Ereignis beherrschte die Schlagzeilen: Am 18. September 1961 starb der UN-Generalsekretär Dag Hammarskjöld bei einem Flugzeugabsturz. Mit einigen Mitarbeitern war er auf dem Weg von der kongolesischen Hauptstadt Léopoldville (heute Kinshasa) nach Ndola in Nordrhodesien (heute Sambia), um im Kongo-Konflikt zu vermitteln. Mit ihm starben alle weiteren Insassen. Unter seinen Mitarbeitern begleitete ihn Heinrich A. Wieschhoff.² Obwohl dieser die zweite Lebenshälfte in den USA verbrachte, war in Westfalen die Erinnerung an ihn noch sehr wach, wie mehrere Zeitungsartikel zeigen. In seiner Geburtsstadt Hagen meldete die Westfalenpost, dass mit ihm

„einer der besten UNO-Fachleute für Afrika“ gestorben sei.³ Es wurde dabei auch an seine Mutter, Jeni Wieschhoff geb. Retberg, erinnert, deren Vater wiederum Mitbegründer des VfL Hagen gewesen sei. Noch viel lebendiger allerdings war die Erinnerung in Bönen bei Unna, da Wieschhoff dort seine Kindheit und Jugend verbracht hatte und dort ein Bruder des Verstorbenen mit seiner Familie lebte.⁴

Schon zu Lebzeiten wurde in Westfalen eine Verbindung zum bekannt gewordenen Diplomaten gesucht.⁵ Die Pestalozzi-Gymnasien in Unna wollten 1962 in der Schülerzeitschrift „Eselsohr“ ebenfalls an den wohl berühmtesten Absolventen erinnern, doch wurde der Bericht aufgrund des jähen Endes zum Nachruf. Zu Kindheit und Jugend heißt es dort ausführlich:

„Wer war nun dieser Heinz Wieschhoff? Er wurde am 2.8.1906 in Hagen/W. geboren, kam aber bereits 1910 durch den Umzug seiner Eltern nach Altenböge. Dort besuchte er die Grundschule und kam dann als Sextaner an unsere Schule. Hier zeigte er sich schon frühzeitig besonders begabt für die naturwissenschaftlichen Fächer, während ihm die Sprachen einige Schwierigkeiten bereiteten. Er wollte deshalb auch Ingenieur werden. 1924/25 trat er als Elektrolontär in eine Hammer Firma ein und arbeitete zwei Jahre als Elektromonteur unter Tage auf der Zeche Altenböge-Bönen. Doch ein schwerer Unfall, der einen viermonatigen Krankenhausaufenthalt erforderte, zwang

1 Gut dokumentierte Beispiele für eine neue Geschichte der lokal verankerten imperialen Biographie sind Rico Quaschny: Von Iserlohn nach Ostafrika. Der Kolonialenthusiasmus des Günther Fürst (1914–1940), in: Sebastian Bischoff/Barbara Frey/Andreas Neuwöhner (Hg.): Koloniale Welten in Westfalen, Paderborn 2021 [im Druck]; Barbara Frey: Ein Bielefelder in der Südsee. Otto Bock (1879–1958), in: Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 101 (2016), S. 103–118.

2 Zur Biographie Wieschhoffs vgl. Werner Röder/Herbert A. Strauss (Hg.): Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Band 1: Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben, München 1980, S. 818f.; Pia Bosch: „Wendepunkt Afrika“. Von Hagen nach Washington: Der Ethnologe und Diplomat Heinrich Wieschhoff, in: Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, 3. Aufl., Hagen 2020, S. 64–66.

3 Nachruf auf Heinrich Wieschhoff in der Westfalenpost, 19.09.1961, Nr. 219. Obwohl er in der Überschrift als „Hagener“ bezeichnet wird, werden im Text selbst kurioserweise Schul- und Geburtsort miteinander verwechselt: „Wie wir zu dieser Trauermeldung erfahren, wurde Heinrich Albert Wieschhoff [sic] am 1. August 1906 [...] in Bönen geboren. Mit seinen Eltern kam Wieschhoff [sic] schon früh nach Hagen und ging hier zur Schule.“

4 Unter den Opfern, in: Westfälischer Anzeiger und Kurier, 19.09.1961; Heinz Wieschhoff tödlich verunglückt, in: Westfälischer Anzeiger und Kurier, 20.09.1961; Verunglückter UNO-Direktor Heinz Wieschhoff wuchs in unserem Heimatgebiet auf, in: Hellweger Anzeiger, 20.09.1961.

5 Heinz Wieschhoff tödlich verunglückt, in: Westfälischer Anzeiger und Kurier, 20.09.1961, wo es heißt: „Der ‚Westfälische Anzeiger und Kurier‘ hatte im Sommer letzten Jahres ausführlich über den Weg dieses Mannes, der als einer der hervorragendsten Afrika-Kenner unserer Zeit galt, berichtet.“

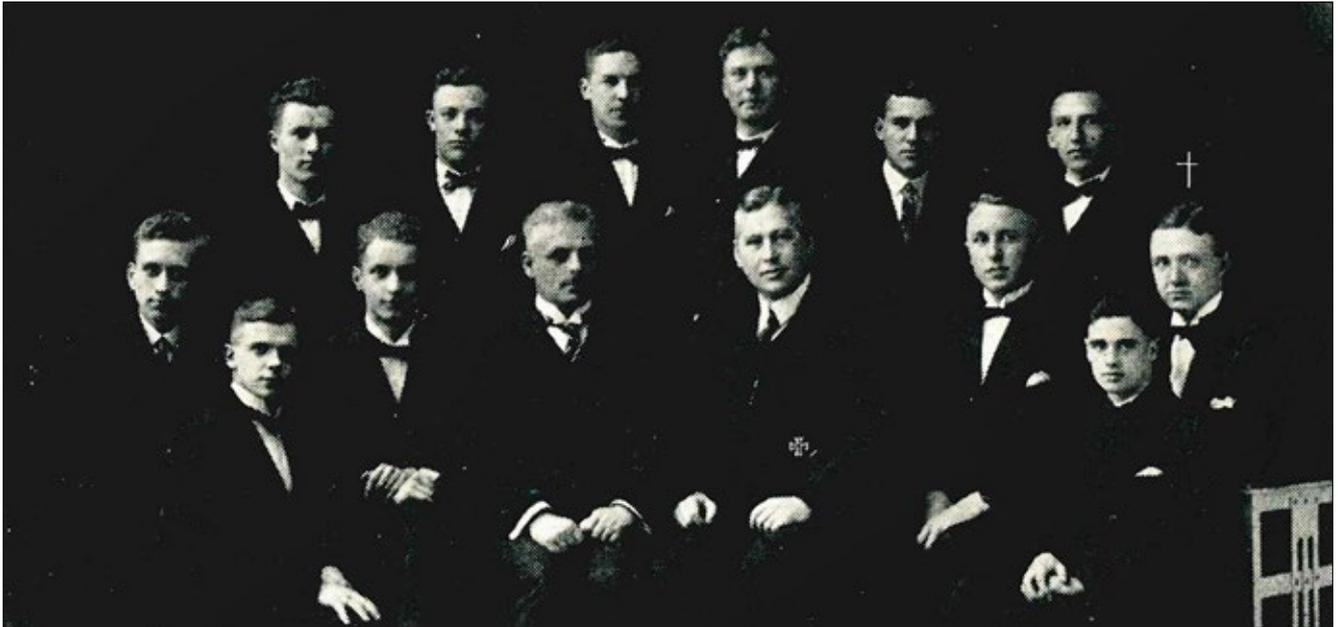


Abb. 1: Die „Oberreal-Abiturienten Ostern 1928“. Rechts außen, mit einem weißen Kreuz über dem Haupt gekennzeichnet, sitzt Heinrich Wieschhoff.

ihn zur Aufgabe seiner geplanten Ingenieur-Laufbahn. Da Heinz Wieschhoff sich auch während der Zeit seiner praktischen Arbeit mit einem Dortmunder Lehrer schulisch weitergebildet hatte, fiel es ihm nicht schwer, die Prüfung zur Aufnahme in die Unterprima unserer Schule zu bestehen. Mit dieser Klasse bestand er 1928 das Abitur.“⁶

Begleitet werden die Ausführungen von einem Foto des Abiturientenjahrgangs (Abb. 1). Diese Angaben sind insofern zentral, als andere Ausführungen die ersten beiden Jahrzehnte im Leben Wieschhoffs stark zusammenfassen oder ganz übergehen. Wenn bislang der Autor des Nachrufs, Studienrat Günter Knippenberg, die unfallbedingte Neuorientierung herausarbeitete, stellt er eine weitere Wende auf dem zweiten Bildungsweg fest:

„Doch schon einige Monate vorher wurde er durch ein Aufsatzthema in die sein späteres Leben bestimmende Richtung gewiesen. Dieses Thema war ethnologischer (völkerkundlicher) Art. W. fand schnell heraus, daß ihm zur Bewältigung des Themas das notwendige Wissen und die Erfahrung fehlten. Er folgte deshalb dem Rat seines Klassenlehrers Dr. Geßner und wandte sich an *den* deutschen Ethnologen der damaligen Zeit, an Professor Frobenius in

Frankfurt/M. Der Oberprimaner Wieschhoff fuhr kurzerhand in die Höhle des Löwen und wurde durch Prof. Frobenius so für die Ethnologie begeistert, daß er sich zu diesem Studium entschloß.“⁷

Knippenberg übertrieb nicht: Leo Frobenius (1873-1938) kann als einer der einflussreichsten und am besten vernetzten Ethnologen Deutschlands im frühen 20. Jahrhundert gesehen werden. Weder unter Zeitgenossen noch in der Rückschau kann er eindeutig bewertet werden: „Die einen sehen in ihm einen Humanisten, der mutig gegen die Vorurteile über Afrika und den Rassismus seiner Zeit ankämpfte, andere einen Neoromantiker und wirren Dilettanten, wiederum andere einen Apologeten des Kolonialismus.“⁸ Frobenius prägte 1898 den Begriff „Kulturkreis“ zur Erforschung schriftloser Völker. Kulturkreise sollten anhand von Übereinstimmungen bei menschengefertigten Dingen (z. B. Waffen, Werkzeuge, Musikinstrumente) festgelegt werden. Später wandte er sich der Kulturmorphologie zu, wobei er eine Kultur als lebendigen Organismus ansah, der verschiedene Stadien einer Kultur- und Raumseele („Paideuma“) durchlaufe. Grundlage seiner Forschungen bildeten vor allem volkstümliche Erzählstoffe und prähistorische Kunstwerke, vor allem Felsbilder.⁹

6 Günter Knippenberg: Dr. Heinz Wieschhoff t. Abiturientia 1928, in: Das Eselsohr. Schülerzeitschrift der Pestalozzi-Gymnasien Unna, Ostern 1962, Heft 5, S. 4–7, hier S. 4.

7 Ebd., S. 5.

8 Karl-Heinz Kohl: Leo Frobenius und sein Frankfurter Institut, in: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt am Main/New York 2013, S. 387–405, hier S. 388f.

9 Vgl. die entsprechenden Lemmata in Wolfgang Müller (Red.): Wörterbuch der Völkerkunde, Neuausgabe, Berlin 1999.

Im Gegensatz zu manchem Stubengelehrten gelangte Frobenius auf ausgedehnten Exkursionen zu seinem Material. Zwischen 1904 und 1933 führte Frobenius insgesamt elf Forschungsexpeditionen nach Afrika durch. Die zwölfte nach Transjordanien und Libyen bestritten seine Mitarbeiter ohne ihn (Abb. 2).

Die neunte dieser „Deutschen Innerafrikanischen Forschungs- expeditionen“ (D.I.A.F.E.) führte nach Südafrika, von 1928 bis 1930. Obschon noch junger Student durfte Wieschhoff an ihr teilnehmen.¹⁰ Wie alle Expeditionen von Frobenius war auch diese minutiös vorbereitet (Abb. 3). Die Expedition hatte die Erschließung der alten Simbabwe-Ruinen zum Ziel, außerdem das Studium alter Berg- baugebiete und die Ortung und Kopie von Felsbildern.¹¹ Diese sind bis zu 10 Meter lang und wurden in so großer Zahl gefunden, dass im Laufe der Jahre insgesamt 6000 Felsbildkopien in Frobenius' Afrika-Archiv Eingang fanden.¹²



Abb. 2: Die Routen der Afrikaexpeditionen von Leo Frobenius.

Mit insgesamt sieben Personen war die Expedition recht groß (Abb. 4). Neben Frobenius und Wieschhoff nahmen die Mitarbeiter Dr. Adolf E. Jensen und Albert Seekirchner teil. Mit dem wissenschaftlichen Zeichnen, insbesondere der Aufnahme der Felsbilder, waren Joachim Lutz, Elisabeth Mannsfeld, Agnes Susanne Schulz und Maria Weyersberg beauftragt.¹³ Die Routen führten größtenteils durch britische Gebiete in Südafrika, wobei sich die Gruppe zeitweise trennte.

Wieschhoff betont wie Frobenius die Wertschätzung eigenständiger und origineller Kulturen in Afrika. Besonders deutlich wird dies, als er im September 1928 mit den drei Malerinnen der Expedition von Pretoria aus nach Klerksdorp fährt, um Felsgravierungen aufzunehmen. Rund 30 Kilometer östlich dieser Siedlung erkennt er:

„Ein weiter, aber niedriger Hügel ist vollständig mit Felsblöcken bedeckt, die meistens an der Oberfläche vom Regen glatt gewaschen sind, und hierauf haben die alten Künstler ihre Zeichnungen gemacht. Man ist erstaunt über die Feinheiten in der Linienführung und fragt sich hier nur, wie haben

10 Überhaupt förderte Frobenius Wieschhoff schon früh, wie man an einigen Publikationen sehen kann: Heinz Wieschhoff: Die afrikanischen Kulturen nach den Arbeiten Leo Frobenius', in: Leo Frobenius. Ein Lebenswerk aus der Zeit der Kulturwende. Dargestellt von seinen Freunden und Schülern, Leipzig 1933, S. 96–117. In derselben Festschrift erstellte Wieschhoff eine Gesamtbibliographie der Veröffentlichungen des Jubilars (S. 163–170).

11 Leo Frobenius: Die Expedition von 1928–1930 (9. D. (I. A.) F. E. zur Mehrung des Afrika-Archivs), in: Mitteilungen des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie 5-9 (1930), S. 87–95; ferner ders.: Bericht über Aufgaben und Arbeitserledigung der neunten D. (I. A.) F.-Expedition, in: Ethnologischer Anzeiger 2 (1931), S. 220–230.

12 Kohl: Leo Frobenius, S. 396.

13 Frobenius: Die Expedition von 1928–1930, S. 87; Björn Schipper: Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Frobenius-Instituts, in: Karl-Heinz Kohl/Editha Plate (Hg.): Gestalter und Gestalten. 100 Jahre Ethnologie in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main/Basel 2006, S. 241–256. Zu den Biographien der KünstlerInnen vgl. ausführlich Museum Giersch/Frobenius-Institut (Hg.): Frobenius. Die Kunst des Forschens, Petersburg 2019.



Abb. 3: Eine Lagebesprechung des Teams im alten Chefzimmer im Dachgeschoss des Völkerkundemuseums in Frankfurt, wohl im Juni/Juli 1928 kurz vor der Abreise nach Südafrika, rauchenderweise. Von links nach rechts: stehend M. Weyersberg, H. Wieschhoff, A. Schulz, A. Seekirchner, H. Rhotert, A. E. Jensen, davor E. Mannsfeld, L. Frobenius. Frobenius-Institut, Frankfurt, FoA-vi VP150917.

sie es gemacht. Ohne Frage müssen sie irgend ein Eisen oder gar Stahlinstrument zur Verfügung gehabt haben. Wie die Patina dieses Basaltes zeigt, sind die Zeichnungen auch sehr alt. Also Eisen in Afrika, als vielleicht Europa noch im Morgendämern des Neolithikum stand.“¹⁴

Dass Wieschhoff über eine Eisenzeit in Afrika mutmaßt, als Europa noch nicht einmal die Jungsteinzeit (geschweige denn die Bronzezeit) erreicht habe, stand gegen viele zeitgenössische Annahmen zur „Kulturlosigkeit“ des afrikanischen Kontinents. Ähnliche Einschätzungen ziehen sich durch den gesamten Bericht, wenn etwa Wieschhoff zu den Minen von Messina betont, dass aus diesen „irgendwelche Stämme und Völker lange vor der europäischen Invasion Kupfer geholt haben“.¹⁵

Auch auf die angewandten Methoden geht Wieschhoff detailliert, aber verständlich ein, beispielsweise als er im November 1928 mit Seekirchner unter den Baduma weilte und Befragungen durchführt:

„Man darf nun nicht denken, daß solch eine Lebensgeschichte an einem Nachmittag zusammengeschrieben wird. Baustein für Baustein wird täglich zusammengetragen bis endlich nach einer Folge von Beobachtungen das Ganze ziemlich gerundet dasteht. Die ethnographischen Arbeiten sind damit aber nicht erledigt. Es kommen noch folgende Kapitel hinzu, die ich nur namentlich machen will: Der Hausbau und Hausformen, Garten- und Feldwirtschaft, Fischfang und Jagd. Ferner Töpferei, Schmiedekunst, Korbflechterei und all die anderen Industrien.“¹⁶

Seekirchner behandelt vor allem die „Industrien“ und verwandte Themen, wohingegen sich Wieschhoff den biographischen Einschnitten der Baduma widmet, Themen wie Geburt, Kindheit, Brautwerbung, Hochzeit, Scheidung (!) und Tod. Zum Thema der Geburt unter den Baduma bringt Wieschhoff in Erfahrung:

„Lebenslauf eines Individuums! Schon ungefähr einen Monat vor der Geburt eines Kindes darf die werdende Mutter die Hütte nicht mehr verlassen. Im Kraal darf sie nicht mehr gesehen werden, da man glaubt, daß sie Unheil bringen werde. Nur die Frauen des Dorfes kommen zu ihr. Der Gatte selbst darf die Hütte seiner Frau nicht betreten. Diese Sitte wird sehr streng aufrecht erhalten. Schon vorher hat die Frau auf einige Bestimmungen zu achten, ebenso der Mann.



Abb. 4: Das Expeditionsteam auf der Überfahrt. Von links nach rechts: M. Weyersberg, H. Wieschhoff, Ruth Frobenius (?), J. Lutz, L. Frobenius, E. Mannsfeld, A. Schulz, A. E. Jensen. Frobenius-Institut, Frankfurt, FoA 09-10006.

14 Heinrich Wieschhoff: Expedition 1928–1930, Konvolut in vier Teilen, hier Teil I, S. 21. Ich danke Frau Hagemeyer für Einsicht in dieses faszinierende Dokument.

15 Ebd., Teil II, S. 8.

16 Ebd., Teil II, S. 22.

Es ist z. B. dem Manne verboten eine Schlange zu töten, da sonst das Kind blind geboren würde. Die Frau darf nicht zum Vieh gehen, sie muß Gärten und Felder meiden, da ein Betreten derselben schlechte Ernte bringen würde.

Am Tage der Niederkunft versammeln sich die ältesten Frauen des Dorfes in der Hütte, um die notwendigen Hilfsdienste zu leisten. Ist die Geburt glücklich verlaufen, dann versammeln sich sämtliche Frauen des Kraals an der Hütte und lassen ein ‚borroruza‘ ertönen. Der Vater wird gleich benachrichtigt, jedoch darf er Mutter und Kind erst am dritten Tage sehen. Die Mutter verweilt eine weitere Woche in der Hütte und schnallt dann das Kind auf den Rücken und beginnt die Arbeit.“¹⁷

Wieschhoffs Interesse an den indigenen Kulturen geht mit einer Kritik an deren Geringschätzung durch britische Siedler und Autoritäten einher. An mehreren Stellen zeigt sich, dass die Grenzen zwischen einer pro-afrikanischen und einer anti-britischen Haltung fließend sind, wobei auch ein gewisser Zivilisierungs-pessimismus festzustellen ist. Zu den Nakoni führt Wieschhoff hinsichtlich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus:

„Nochmal 50 Jahre und die europäische Invasion brachte ihnen den seelischen Tod. In den letzten Atemzügen liegen die einst stolzen Nationen.“¹⁸

Zudem hätten die Briten durch die Einführung einer bestimmten Steuer einen „Materialismus eingeführt, der bis dahin unbekannt war“.¹⁹ Daneben ist Wieschhoff auch gegenüber der Mission äußerst kritisch eingestellt. Unumwunden äußert er zu seinem Aufenthalt unter den Babudja im April 1929:

„Den Europäern vermag diese Form der Verheiratung barbarisch erscheinen und die ‚heilbringenden‘ Missionen wollen sich bemühen diese Sitte auszurotten, die sie mit Vielweiberei abtun. Aber diese Herren, die mit dem geistigen Brett ihres religiösen Phanatismus vor den hehren Kopf geschlagen sind, kennen nur ihre toten Buchstaben und nicht Bedürfnisse des Lebens der Eingeborenen. [...] Man kann eben unter diesen vollständig anderen Lebensverhältnissen nicht eine Kopie einer selbst Europa fremden Religion brin-

gen wollen. Dem Raume der Umgebung entsprechende Wandlungen müssen vorgenommen werden, wenn schon Eifrige etwas missionieren wollen, was ihnen wahrscheinlich nie gelingt; denn Feuer und Schwert, mit dem Europa christianisiert wurde, gehören in Religionsvorstellungen im heutigen Zeitalter der Humanität der Vergangenheit an. Aber warum nicht eine Entwicklung innerhalb der bodenständigen Kultur und Religion finden. Warum den Abklatsch eines faulen Europa? An der einen Seite sehen die Missionare in den Eingeborenen ein Geschäftsobjekt, denn an Geschäfte muß man schon denken, wenn man weiß, daß 68 verschiedene Konfessionen und Sekten in Südafrika Missionen unterhalten, sie erzählen ihnen von Gleichheit der Menschen, aller Menschen; andererseits würde er sich nie bereitfinden in seinem Privathause andere Eingeborene zu dulden, als die ihm als Dienstpersonal dienen. Er wird ihn sonst immer als Hund behandeln. Es war ein Missionar, der mich darauf aufmerksam machte, daß es unschicklich sei, einen Eingeborenen im Auto neben sich sitzen zu lassen. Selbstverständlich nahm ich keine Notiz davon, aber — es lebe die Toleranz der religiösen Mission.“²⁰

Mehrere Leitmotive ziehen sich durch den gesamten Bericht: die mühevollen Autofahrten während heftiger Regenfälle, die vor allem aus Konserven bestehende Verpflegung, große Temperaturschwankungen und die Einsamkeit, welche ihn insbesondere an hohen Festtagen wie Weihnachten und Ostern befällt, wenn er in Gedanken bei seiner Familie in Bönen ist.

Diese Einsamkeit ist verhältnismäßig zu sehen, denn immer wieder wird beiläufig erwähnt, dass das Expeditionsteam von zeitweise Dutzenden von Helfern, insbesondere Trägern, begleitet wird. Dies erlaubt eine Einschätzung von Wissenschaft als arbeitsteiliger Tätigkeit mit einer inneren Hierarchie.²¹ Zum Aufenthalt in Nakoni (Februar-April 1929), wo Wieschhoff bei der Ausgrabung der Königsgräber half, heißt es:

„Unser Lager bestand aus vier Hütten, von der die eine dem Chef gehörte, die zweite Jensen und die dritte mir und in der vierten war die Küche untergebracht, in der auch die ‚besseren‘ Boys, die Dolmetscher und Autoboy, schliefen. Die übrigen lagen wie Heringe zusammengepökelt in einem Zelt.“²²

17 Ebd., Teil II, S. 19f. Daneben gibt Wieschhoff an anderer Stelle Proben von indigenen Erzählungen, die er aufgezeichnet hat: Ebd., Teil III, S. 48–50.

18 Ebd., Teil III, S. 11. Siehe auch Ebd., Teil II, S. 32 und Teil III, S. 43f., 50.

19 Ebd., Teil III, S. 42.

20 Ebd., Teil III, S. 27.

21 Die ersten ausführlichen Arbeiten zur Arbeitsteilung auf Exkursionen in ihrer ganzen Breite sind Donald Simpson: *Dark Companions. The African contribution to the European exploration of East Africa*, London 1975; Sonja Malzner/Anne D. Peiter (Hg.): *Der Träger. Zu einer „tragenden“ Figur der Kolonialgeschichte*, Bielefeld 2018; Volker Matthias: *Im Schatten der Entdecker. Indigene Begleiter europäischer Forschungsreisender*, Berlin 2018.

22 Wieschhoff: *Expedition*, Teil III, S. 7.

Eine besondere Abwechslung für Wieschhoff sind Filmaufnahmen, mit denen er mindestens zweimal betraut ist.²³ Ursprünglich sollte Wieschhoff schon Anfang Oktober 1929 seine Heimreise antreten, dann am 21. November. Auf Drängen von Frobenius, den ein „Abstecher“ auf derselben Expedition 1929 nach Südindien führte, unternahm Wieschhoff noch Feldstudien in Portugiesisch-Ostafrika (Mosambik). Anfang März 1930 erreichte er schließlich Hamburg.

Allenthalben wird durch zeitliche Vorgriffe und Bemerkungen zur gesamten Expedition deutlich, dass der Text schon eine gewisse Bearbeitung erfahren hat. Doch wird auch klar, dass Wieschhoff beabsichtigte, das Konvolut aus längeren Berichtspassagen und Briefen an die Eltern zu einem einzigen Text durchzukomponieren, wozu es allerdings wohl nicht kam.²⁴



Abb. 5: Jugendbild Ludwig Waldeckers.

Doch konnte er in mehreren Artikeln Ergebnisse der Expedition publizieren, zudem in seiner Monographie zu afrikanischen Trommeln.²⁵ Noch während der Expedition erschienen mindestens drei Artikel in der Kamener Zeitung, als Fortsetzung unter der einprägsamen Überschrift „Mit Leo Frobenius in Afrika“.²⁶

In den 1930er Jahren hob sich Wieschhoff „mit seiner Arbeit und seiner Verfolgung kulturmorphologischer Ansätze deutlich von rassistischem und stereotypem Gedankengut ab.“²⁷ Sich abzeichnende Konflikte mit dem nationalsozialistischen Regime haben Wieschhoff dazu veranlasst, in die USA auszuwandern, wohl bald nach 1936.²⁸ Zwischen 1937 und 1941 unterrichtete er an der anthropologischen Abteilung der University of Pennsylvania; anschließend war er Kurator der afrikanischen Abteilung des Universitätsmuseums. Während des Zweiten Weltkriegs wurde er zum Nachrichtendienst des US-amerikanischen Kriegsministeriums berufen. Nach dem Krieg wechselte er als Diplomat zu den Vereinten Nationen, wo er seinen Ruf als Experte in Kolonialfragen weiter festigen konnte. Als Abteilungsleiter der UNO und enger Vertrauter des Generalsekretärs Dag Hammarskjöld nahm er an mehreren Delegationen nach Afrika teil – und fand dabei auch den Tod. Zehn Tage nach dem Flugzeugabsturz wurde der Tote im UNO-Plenarsaal in New York gedacht, am 28. September 1961. Im Rahmen einer Gedenkfeier im Januar 1962 wurde eine Tonaufnahme dieser Ehrung in Bönen in der Gastwirtschaft von Wieschhoffs Bruder abgespielt, auch im Beisein von Vertretern der Bundesregierung und des Auswärtigen Amtes.²⁹

Vom Jurastudenten zum Kurator. Burkhard Waldecker und die Quellen des Nils

Das historische Interesse an Wieschhoff leitet sich bislang vor allem von den beiden Größen in Wissenschaft und Diplomatie ab, die ihn förderten: Leo Frobenius und Dag Hammarskjöld. Waldeckers Leben ist auf den ersten Blick mit einer geographischen Finesse verbunden, der späten Suche nach den „eigentlichen“ Nilquellen. Auch mit diesem Beispielfall kann eine unvermutete Geschichte gegenseitigen Wissens aufgedeckt werden.

23 Zu Filmaufnahmen auf Exkursionen von Frobenius vgl. Tom Stern: Schnittmenge aus Zelluloid – Leo Frobenius, der Film und die Archäologie, in: Jean-Louis Georget/Hélène Ivanoff/Richard Kuba (Hg.): Kulturkreise. Leo Frobenius und seine Zeit, Berlin 2016, S. 205–213.

24 Einige Passagen schreibt er eindeutig aus der Erinnerung, sodass der Bericht kein Expeditionstagebuch ist, das Wieschhoff gesondert führte. Vgl. Wieschhoff: Expedition, Teil II, S. 35. Kladden mit Expeditionstagebüchern sind im Frobenius-Institut in Frankfurt am Main erhalten. Ich danke Herrn Dr. Richard Kuba für diesen freundlichen Hinweis (16.03.2021).

25 Heinrich Wieschhoff: Die Ruinen von Simbabwe und die südeythräische Kultur; Goldgegenstände der Baule (Westafrika), in: Beiblatt 5 zu den Mitteilungen des Forschungs-Instituts für Kulturmorphologie (1934), S. 65–72; ders.: Afrikanische Architekturen. [Wechselausstellung] Mitte April bis Ende Mai 1935, in: Beiblatt 7 zu den Mitteilungen des Forschungs-Instituts für Kulturmorphologie (1935), S. 86–99; ders.: Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen, Stuttgart 1933.

26 Unter der gleichbleibenden Überschrift „Mit Leo Frobenius in Afrika. Tagebuchblätter des Heinz Wieschhoff (Bönen), ethnologisch-prähistorischen Assistenten der Forschungsexpedition Leo Frobenius in Nordtransvaal“, in: Kamener Zeitung 07.05.1929, 14.05.1929, 22.06.1929. Ich danke Frau Hagemeier für Kopien dieser Artikel.

27 Bosch: Wendepunkt Afrika, S. 66.

28 In der Literatur sind verschiedene Jahre genannt, darunter 1933, 1936 und 1937. Vgl. die Angaben in Bosch, Wendepunkt Afrika.

29 Westfälischer Anzeiger und Kurier, 27.01.1962.

Ludwig Waldecker wurde am 21. August 1902 in das Hagener Bildungsbürgertum hineingeboren, als Sohn eines Oberlehrers der Oberrealschule (Abb. 5).³⁰ Sein Lebenslauf, den er 1929 für das Promotionsverfahren einreichen musste, liest sich als Wechselbad der Interessen und Neigungen: Infolge des Ersten Weltkriegs beeindruckten ihn große Strategen und Staatenlenker wie beispielsweise Napoleon. Bald danach bestimmte vor allem die Musik seine Freizeit, vor allem die Werke von Bach, Brahms, Wagner und Carl Maria von Weber. In einem schwärmerischen Grundton erinnerte er sich an den einstigen Entschluss, „Pianist und Dirigent, vielleicht sogar Komponist zu werden“.³¹ Mit 18 Jahren sah er sich schlagartig zur Literatur hingezogen, was er rückblickend mit einer musikalischen „Übersättigung“ erklärt. Auf dieser Welle nahm er 1921 in Bonn ein literarisches Studium auf, das ihn von einer mystischen Romantik hin zu altnordischen Epen führte. Da in jenen Jahren die Berliner Universität führend bei der Erforschung der altgermanischen Mythologie war, wechselte Waldecker schon im zweiten Semester dorthin. Er begnügte sich nicht mit Buchwissen, sondern wollte auch neue Kenntnisse forschend erlangen:

„So sammelte ich z. B. in den Sommerferien des Jahres 1922 im Bezirk Tannenberg in Vorarlberg fast alle dort überlieferten Sagen in Mundart, wobei ich viele interessante Feststellungen über das Wesen der Volkssage und über das Fortleben und Aussterben der altgermanischen Mythologie machen konnte.“³²

Nach diesen frühen Bemühungen und der weiteren Vertiefung in die deutsche und französische Literatur des Mittelalters ereilte ihn inmitten der Hochinflation 1923 ein pragmatischer Ruck. Mit Rücksicht auf einen späteren Brotberuf nahm er das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften auf. Drei Universitätswechsel später – über Münster wieder nach Bonn, dann Berlin – war in ihm der Entschluss gereift, dass er nicht zum Juristen gemacht sei, und die begonnene juristische Doktorarbeit siedelte er dann doch in der Philosophischen Fakultät an, um methodisch freier zu sein.³³

Beim Verfassen der Doktorarbeit zum Thema „Die Stellung der menschlichen Gesellschaft zum Völkerbund“ zeigte sich erneut Waldeckers Begeisterungsfähigkeit:



Abb. 6: Die Waldeckersche Pyramide im letzten großen belgischen Kolonialatlas, herausgegeben von Gaston Derkinderen 1955.

„Ich fing Feuer, stürzte mich auf das Studium des umfangreichen und immer mehr anschwellenden Quellenmaterials, reiste zu Völkerbundsversammlungen (1925, 1926, 1928) nach Genf und wurde ganz in den Strom der großen internationalen Probleme gerissen.“³⁴

In Reichsaußenminister Gustav Stresemann, durch dessen Verständigungspolitik das Deutsche Reich dem Völkerbund beitreten konnte, sah Waldecker sein großes Vorbild.³⁵

Während des Abfassens seiner Doktorarbeit ließ sich Waldecker zeitweise beurlauben. Er wohnte längere Zeit in der Buscheystraße 46 bei seiner Familie

30 Die folgenden Abschnitte sind eine Erweiterung von Fabian Fechner: Von Westfalen in den Kongo. Der Hagener Burkhard Waldecker als Ethnologe und „Entdecker“ der Nilquellen, Westfälischer Anzeiger, 28.03.2020 (Westfälische Heimatblätter).

31 Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv, Philosophische Fakultät 01, Promotionen, Nr. 708 (Ludwig Waldecker), f. 24–66, hier f. 26. Der Geburtsname von Waldecker ist „Ludwig“. Am 15. Juli 1932 ließ Waldecker seinen Vornamen in „Burkhard Ludwig“ umtragen, wahrscheinlich um nicht mit dem in Berlin habilitierten Juristen Ludwig Waldecker (1881–1946) verwechselt zu werden. Vgl. Stadtarchiv Hagen, Standesamtliche Unterlagen, Eintrag Nr. 1727 vom 21. August 1902 mit Ergänzungen.

32 HU UA, Phil. Fak. 01, Nr. 708, f. 27r.

33 Die Wendung hin zum Quellenstudium und historischen Fragestellungen als letzte Wendung fasst Waldecker in seinem Lebenslauf in folgende Worte: „Ebenso wie der Völkerbund mehr eine politische als eine rechtliche Institution ist, so wurde auch meine Arbeit immer mehr aus einer juristischen zu einer politisch-historischen. Ich gab deshalb den Plan, mit dieser Arbeit zum Dr. jur. zu promovieren auf und kehrte mit ihr an die philosophische Fakultät der Universität Berlin zurück, der ich die meisten wissenschaftlichen Anregungen zu danken hatte.“ Ebd., f. 30r.

34 Ebd., f. 29v.

35 Vgl. die Angaben in Fabian Fechner: Burkhard Ludwig Waldecker – ein Hagener als „Entdecker“ der Nilquellen, in: Fabian Fechner/Barbara Schneider (Hg.): Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen, 3. Aufl., Hagen 2020, S. 74–77.

– laut Adressverzeichnis der Stadt Hagen ist sie zwischen 1910 und 1915 dorthin umgezogen, von der Innenstadt nach Wehringhausen also. Mit diesem Aufenthalt lässt sich auch Waldeckers Dank im Vorwort seiner Doktorarbeit erklären, gerichtet an die Stadtbücherei Hagen, „die jahrelang den Leihverkehr mit den anderen Bibliotheken unermüdlich vermittelte.“³⁶

Das Ziel der Doktorarbeit war hoch gesteckt: Waldecker wollte darlegen, wie die verschiedenen Generationen, Völker und Mächte, Parteien, Berufsstände, Religionen sowie historische und zeitgenössische Individuen zum Völkerbund und früheren Formen der Weltorganisation stehen. Allerdings hatte Waldecker nur schlecht bestanden, mit der Note „genügend“. In den Promotionsunterlagen kommt recht unverhohlen zum Ausdruck, dass die akademischen Gutachter den Doktoranden Waldecker für unbelehrbar hielten.³⁷

Es finden sich in historischen, soziologischen und politologischen Fachzeitschriften einige Rezensionen zu diesem Werk, die vor allem auf den voraussetzungsreichen Schreibduktus und die breite Quellenbasis eingehen, es im ganzen jedoch wohlwollend bewerten.³⁸ Ingeborg Richarz-Simons vom Ibero-amerikanischen Institut in Berlin resümierte beispielsweise, dass es das Werk verdiene, „bei Freund und Feind des Völkerbundes gleichmäßig Aufmerksamkeit zu finden, da es die politischen Hintergründe der Verwirklichung von Ideen, die schon seit Jahrhunderten in den Köpfen der Menschen spuken, scharf beleuchtet.“³⁹

Bald nach Abschluss der Doktorarbeit packte Waldecker das Reisefieber. Die Türkei zog in jenen Jahren zahlreiche Wissenschaftler, Journalisten, Stadtplaner und Architekten aus ganz Europa an – der junge Staat hatte sich nämlich ein ambitioniertes Europäisierungsprogramm auferlegt. In mehreren Artikeln berichtete Waldecker in der deutschen Tagespresse im Herbst 1934 von seinen Erfahrungen.⁴⁰

Im Jahre 1935 wanderte Waldecker aus nicht näher bekannten, wahrscheinlich politischen Gründen nach Belgisch-Kongo aus. Er hatte sich vorgenommen, die südlichste Nilquelle als die eigentliche Quelle des Flusses zu finden. Gemeinhin akzeptiert war die Entdeckung des britischen Forschers John Speke von 1858, der beim Ausfluss des Nils aus dem Viktoriasee die Nilquelle definierte. Andere Forscher gingen weiter und untersuchten die Zuflüsse des Viktoriasees.⁴¹ Manche nahmen den längsten Zufluss oder die wasserreichste oder höchstgelegene Quelle als wahrhaftigen Ursprung des Flusses an – und Waldecker eben die südlichste, also diejenige, die von der Mündung des Nils am weitesten entfernt ist.

Waldecker erreichte am 12. November 1937 die südlichste Nilquelle. Da der Unterlauf des Nils von Pyramiden gesäumt ist, kam er auf den Gedanken, auf dem Hügel oberhalb der Nilquelle eine kleine, doch weithin sichtbare Pyramide zu errichten (Abb. 6). Waldecker formulierte eine lateinische Widmungsinschrift, die später in Bronze gegossen und an der Pyramide eingelassen wurde. Übersetzt lautet sie:

„Pyramide an der südlichsten Quelle des Nils, zum Zeichen, dass hier der Strom der Pyramiden entspringt und dass hier die Südwanderung der Hamiten durchgegangen ist. Diese Pyramide ward errichtet im Jahre des Herrn 1938 [...] von Dr. Burkhard Waldecker, zur Erinnerung an alle, die nach der Quelle des Nils geforscht von den Zeiten der alten Ägypten an, die schon der Nilquelle ein Denkmal errichtet am Hadrianstor auf der Nilinsel Philae [...].“⁴²

Dieser Inschrift ist zu verdanken, dass die Errichtung der Pyramide mit einem gewissen „Dr. Burkhard Waldecker“ verbunden wird. Deshalb wird in einigen TV-Dokumentationen, Sachbüchern und Zeitungsartikeln zum Thema „Nil“ zwar der Name „Waldecker“ erwähnt, doch wird er keinesfalls mit Westfalen in Verbindung gebracht, da weitere Hinweise zu seiner Person vor Ort fehlen.⁴³

36 Ludwig Waldecker: Die Stellung der menschlichen Gesellschaft zum Völkerbund. Versuch einer Darstellung des Kampfes um die Weltorganisation, Berlin 1931, S. VI.

37 HU UA, Phil. Fak. 01, Nr. 708.

38 Vgl. stellvertretend Hans Wehberg: Rezension zu „Die Stellung der menschlichen Gesellschaft zum Völkerbund. Versuch einer Darstellung des Kampfes um die Weltorganisation“ von Ludwig Waldecker, in: Die Friedens-Warte 31/12 (1931), S. 383; René König: Rezension zu „Die Stellung der menschlichen Gesellschaft zum Völkerbund. Versuch einer Darstellung des Kampfes um die Weltorganisation“ von Ludwig Waldecker, in: Sociologus 9 (1933), S. 492–495.

39 Ingeborg Richarz-Simons: Rezension zu „Die Stellung der menschlichen Gesellschaft zum Völkerbund. Versuch einer Darstellung des Kampfes um die Weltorganisation“ von B. Waldecker, in: Iberoamerikanisches Archiv 6/2 (1932/33), S. 229f., hier S. 230.

40 Darunter Burkhard Waldecker: Die Türkei einst und jetzt, in: Berliner Börsenzeitung, 25.9.1934, Nr. 450, Abendausgabe, S. 3f.

41 Alexander Honold: Caput Nili. August 1898: Richard Kandt gelingt die letzte Entdeckung der Nilquelle, in: ders./Klaus R. Scherpe (Hg.): Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit, Stuttgart/Weimar 2004, S. 226–235.

42 Friedrich Stracke: „Capita Nili“. Roman einer uralten Frage, Balve i. Westf. 1952, S. 206.

43 Vgl. die Angaben in Fabian Fechner: Statt „Gründervätern“ und „Kolonialhelden“. Biographische Potenziale zur Erforschung und Vermittlung eines regionalisierten deutschen Kolonialismus, in: Sebastian Bischoff/Barbara Frey/Andreas Neuwöhner (Hg.): Koloniale Welten in Westfalen, Paderborn 2021 [im Druck]. Beispielhaft für die Darstellung der Nilquelle: Terje Tvedt: Der Nil. Fluss der Geschichte, Berlin 2020, S. 470–472 („Die Pyramide an der Quelle“) und Schnelle, Josef: Wo der Nil entspringt, Süddeutsche Zeitung vom 04.05.2019.



Abb. 7: Burundische Briefmarke von 1970, rechts mit der senkrechten Inschrift „Waldecker 1937“.

Waldecker selbst veröffentlichte zur Fahrt keinen ausführlichen Bericht. Was wir wissen, stammt vor allem aus der Feder eines befreundeten Missionars, dem Sauerländer Friedrich Stracke (1889-1967). In einer detaillierten Schilderung, die er 1952 im Jugendbuch „Capita Nili. Roman einer uralten Frage“ aufnahm, beschreibt Stracke, wie er 1938 einen ärmlich gekleideten Waldecker am Tanganyikasee traf.⁴⁴ Zehn Jahre nach der Begegnung reist Stracke auf den Spuren Waldeckers selbst zur Nilquelle. Er erreichte sie am 19. Januar 1948, also ziemlich genau zehn Jahre nach Waldecker. Dort konnte er von den Einheimischen in Erfahrung bringen, dass Waldecker vier Monate lang in der Gegend war. Ein Befragter wusste dem Pater über den Bau der drei Meter hohen Pyramide zu berichten:

„Dort hat er [d. h. Waldecker] gehaust in der Hütte eines Schreibers, ohne Boy, mit seiner Bettstelle und zwei Kisten. Dort hat er die Steine geholt: die paßten immer an den gewollten Platz: So genau hatte er gemessen. Dort hat er mich am Arm gepackt: Ich sollte ihm Essen kochen; ich aber bin davongelaufen. – Erst wußten wir nicht, was er wollte, denn er sprach nur Kiswahili. Als wir es wußten, kam uns alles so sonderbar vor. Meist mußte er selbst zugreifen. Er

hat sich arg geplagt und viel dabei gehungert. Zwei Wochen lag er schwer krank in seiner Hütte. Er hatte auch nicht viel Geld, seinen Unterhalt zu bezahlen. Seine dreißig Arbeiter konnten sich schwer mit ihm einigen über den (frühen) Feierabend. Sonst aber war er aber ein friedliebender Mensch, der niemand zur Last fallen wollte. Erst haben wir ihn mißachtet, dann angestaunt, zuletzt geliebt. Sein sonderliches Haus ist zweimal eingestürzt. Jetzt wird es ewig halten! Er selbst ist verschwunden auf Nimmerwiedersehen!“⁴⁵

Was war in der Zwischenzeit mit Waldecker passiert? Seinen guten Beziehungen zur belgischen Kolonialverwaltung hatte er zu verdanken, dass er während des Zweiten Weltkriegs als Deutscher nicht interniert wurde. Ab Januar 1943 konnte er sogar für die belgische Kolonialverwaltung arbeiten: Aufgrund seiner breiten Kenntnisse und Studien war er als Assistent des Kurators am Musée Léopold II in Elisabethville (heute Lubumbashi) im südlichen Belgisch-Kongo tätig. Er klassifizierte dort vor allem ethnologische Artefakte.⁴⁶ Außerdem konnte er breit (übrigens ausschließlich auf Französisch) in Fachzeitschriften und auch in populären Magazinen veröffentlichen, beispielsweise zur mündlichen Überlieferung im Kongo – wir erinnern uns an seine Vorarlberger Versuche. Kurz vor Kriegsende gelang es ihm, die belgische Staatsangehörigkeit nach Kolonialstatut zu erlangen.⁴⁷

Belgisch-Kongo wurde im Juni 1960 als Demokratische Republik Kongo (von 1971 bis 1997 als Zaire bezeichnet) unabhängig. Trotz Bombardements während der Kongo-Krise änderte sich im Musée Léopold II strukturell recht wenig. Weiterhin arbeitete zu einem gewissen Anteil belgisches Personal dort, das auch vom belgischen Staat bezahlt wurde. Auch Waldecker behielt seine Anstellung. Er sollte sogar zum Konservator befördert werden, doch nahm sein Leben im Urlaub in Italien eine andere Wendung. Im Spätsommer 1964 verliert sich Waldeckers Spur in den Abruzzen am Gran Sasso.⁴⁸ Die genauen Umstände seines Todes sind ungeklärt, sein Leichnam wurde nie gefunden.

44 Stracke: Capita Nili.

45 Ebd., S. 192.

46 Maarten Couttenier: Between Regionalization and Centralization. The Creation of the Musée Léopold II in Elisabethville (Musée national de Lubumbashi), Belgian Congo (1931–1961), in: History and Anthropology 25 (2014), S. 72–101.

47 Universität Löwen, KADOC, Archief Albert de Vleeschauwer, Nr. 336 (BE/942855/217/336).

48 Freundliche Auskunft von Dr. Martin Kiel, 11.10.2019.

Afrika und Westfalen – Zwei Ethnologen als Teil einer unvermuteten Geschichte gegenseitigen Wissens

An Heinrich Wieschhoff wurde in Westfalen gelegentlich erinnert, beispielsweise anlässlich seines 50. Todestages.⁴⁹ Ein deutlicher Ausdruck des Gedenkens findet sich in Bönen, wo er seine Kindheit und Jugend verbrachte. Auf einen Ratsbeschluss hin erhielt eine neu angelegte Straße im Baugebiet Bönen-West am 28.11.2013 den Namen „Heinrich-Wieschhoff Straße“.⁵⁰ Dieser Straßennamen erinnert vor allem an die Herkunft des Geehrten. Anderswo steht sinnstiftend das Lebensende im Mittelpunkt: Im UNO-Hauptquartier in New York und bei Ndola wird jährlich im Rahmen einer Gedenkfeier an Dag Hammarskjöld, Heinrich Wieschhoff und die weiteren Mitarbeiter erinnert, an einem Denkmal mit kleinem Museum bzw. einer Gedenktafel. Ein Dreieck spannt sich so über drei Kontinente, mit den Ecken in New York, Ndola und Bönen.



Abb. 8: Gebäude an der Stelle des Geburtshauses von Burkhard Waldecker, Bergstraße 47 in Hagen. Zustand Februar 2020. Foto: © Werner Schaub

In Hagen wurden die Geburtshäuser Wieschhoffs (Lange Straße 28) und Waldeckers (Bergstraße 47) im Zweiten Weltkrieg zerstört und verändert wiederaufgebaut (Abb. 8). In Hagen selbst erinnert im öffentlichen Raum nichts an Waldecker, allerdings in der Republik Burundi. Dort ist die Waldeckersche Pyramide nach wie vor ein beliebtes Touristenziel.⁵¹ Durch die Grenzbeziehungen während der Unabhängigkeit kam die „südlichste Nilquelle“ 1962 an Burundi. Für den dortigen Tourismus ist Waldeckers Definition der südlichsten Nilquelle bedeutsam, da Burundi es so gegen „konkurrierende“ Nilquellen in Uganda und Ruanda aufnehmen kann. So kam es auch, dass Waldecker 1970 durch eine burundische Briefmarke geehrt wurde (Abb. 7).

Vor dem Deuten müssen noch viele einzelne Spuren aufgedeckt werden, um Lebensläufe aus der Logik etablierter Eigen Geschichten von Städten, Institutionen und Staaten herauszulösen. Gerade eine lebensweltliche Verankerung und ein direkt angesprochenes Publikum stellen einen spezifischen Wert von Biographien für einen „Kolonialismus im deutschen Hinterland“⁵² dar. Auf ersten Blick unscheinbare Lebensläufe können die Reichweite eines solchen Kolonialismus besonders eindrücklich aufdecken, wenn sie durch Kenntnisse und Erinnerungen völlig unerwartet ferne Orte miteinander verbinden.

49 Ulrich Heitger: 50. Todestag von Heinrich Wieschhoff, in: Westfälischer Anzeiger 17.09.2011, www.wa.de/lokales/boenen/todestag-heinrich-wieschhoff-1407946.html, [18.03.2021]; ders.: Der Afrikakundler. Der 50. Todestag von Heinrich Wieschhoff, in: Stadtanzeiger Hamm, 18.09.2011. Siehe zudem ders., Afrika war sein Schicksal. Der Westfale Heinrich Wieschhoff war engster Vertrauter von Uno-Generalsekretär Dag Hammarskjöld, in: Westfälischer Anzeiger, 15. Februar 2014 (Westfälische Heimatblätter).

50 Freundliche Auskunft von Philipp Frank M.A. (Gemeindearchiv Bönen), 19.02.2021.

51 Vgl. z. B. International Travel Maps, Rwanda & Burundi, Scale 1:300.000, Richmond, BC., 2019.

52 Bernd-Stefan Grewe: Das schwierige Erbe des Kolonialismus. Probleme und Potenziale für den Geschichtsunterricht, in: Marianne Bechhaus-Gerst/Joachim Zeller (Hg.): Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, Berlin 2018, S. 473–502, Zitat S. 485.

Teil 2

**Das koloniale Erbe
im Fokus einer Stadt –
Versuch einer Bestandsaufnahme
bisheriger Ausstellungen**

Postkolonialismus – ein Versuch über Empathie in der Selbstdarstellung

Nina Lawryniuk

„Postimperial bedeutet zu verstehen, dass wir alle auf sich überschneidenden Territorien leben, dass alle unsere Vorstellungen von uns selbst durch andere hindurchgegangen sind. Andere, die uns diskriminiert haben, uns nicht zu Wort kommen ließen und für uns antworteten, oder Andere, die wir unterdrückt haben, die wir zum Schweigen brachten oder die wir zum Objekt unseres Wissens degradierten. Die große menschliche Aufgabe bleibt, den Anderen zu sehen und den Dialog zu beginnen.“¹

Die Kolonialgeschichte Europas wird oft als blinder Fleck in der Erinnerungskultur bezeichnet. Erste Ansätze in Deutschland, den unter anderem von Jürgen Zimmerer als „koloniale Amnesie“² bezeichneten Zustand zu überwinden, sind in erster Linie vielfältigen zivilgesellschaftlichen Gruppen, Initiativen und Vereinen sowie engagierten Lehrenden zu verdanken, die in den nachfolgenden Ausstellungsbeschreibungen von ihren Forschungsergebnissen und Vermittlungsangeboten berichten und auch auf geplante Ausstellungen hinweisen.

Seit Anfang der 2000er Jahre stellen sich zunehmend mehr regionale Seminare und Projekte der Aufgabe, das Thema sichtbar und reflektierbar zu machen. Die öffentliche Wahrnehmung war lange Zeit auf Diskussionen um Straßen fokussiert, die nach vermeintlichen „Kolonialhelden“ benannt wurden oder Denkmäler, die Kolonialverbrechern weiterhin huldigen. Diese unkommentiert im öffentlichen Raum zu belassen kann angesichts der Gräueltaten und der menschenverachtenden Haltung, für die sie teilweise stehen, keine Option sein, wenn man es mit der Aufarbeitung ernst meint. Aber die Rechercheergebnisse in Stadt-, Landes-, Bundes- oder auch Missionsarchiven führen weit über Straßennamen und Denkmäler hinaus.

Immer mehr ergiebige Quellen und vielfältige Spuren der Kolonialzeit, die Beamte, Missionare, Händler, Forscher, Militärs, Professoren, Politiker und Wirtschaftsführer in allen Gesellschaftsbereichen hinterlassen haben, werden ausgewertet

und im jeweiligen Kontext präsentiert.³ Durch die Recherche entsteht ein Bewusstsein dafür, wie Bilder und Mythen Generationen überdauert haben – in der Werbung, in Filmen, in Büchern und Liedern, letztendlich im allgemeinen Sprachgebrauch.⁴ Die Kombination von wirtschaftlichen und politischen Interessen und die mediale Verbreitung verschafften der Kolonialpropaganda eine oft unterschätzte strukturelle Reichweite, deren Auswirkungen bis heute präsent sind und der Vorstellung von der Kolonialzeit als gesellschaftlicher Randerscheinung widersprechen.

„Tatsächlich fällt es um 1900 ganz Europa schwer, sich andere Kulturen, andere Existenzen, andere Wünsche, unabhängig von den eigenen, vorzustellen.“⁵ Diese Haltung prägte auch die Literatur, die Vorurteile und Stereotype manifestierte und von der Perspektive der Kolonisierten zumeist völlig absah. Wissenschaftliche Forschungen entstanden größtenteils im Auftrag des Kolonialamtes, d. h. die insinuierte Haltung trägt wenig zum Erkenntnisgewinn bei. Diese Quellenlage erschwert zusätzlich die überfällige Aufarbeitung der Kolonialzeit. Im besten Fall bietet sich die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit Institutionen vor Ort, in den ehemaligen Kolonien. So kann die weiterhin unterrepräsentierte Perspektive der „Anderen“ sichtbar und hörbar werden. Denn Kolonialgeschichte ist stets eine geteilte Geschichte der Kolonisatoren und der Kolonisierten, deren Präsentation in Form einer „asymmetrische[n] Benennungspraxis“⁶ überwunden werden muss.

1 Marc Terkessidis: Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute, Hamburg 2019, S. 202.

2 Jürgen Zimmerer: Kulturgut aus der Kolonialzeit – ein schwieriges Erbe? In: Museumskunde 80.2/15 (2016), S. 22-25, hier S. 22.

3 Aufgrund der besseren Lesbarkeit und dem zeitlichen Kontext wird an dieser Stelle die männliche Form verwendet.

4 Adibeli Nduka-Agwu/Antje Lann Hornscheidt (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen, Frankfurt am Main 2010.

5 Bénédicte Savoy: Die Provenienz der Kultur. Von der Trauer des Verlusts zum universalen Menschheitserbe, 4. Aufl., Berlin 2021, S. 35.

6 Anna Greve: Koloniales Erbe in Museen. Kritische Weißseinsforschung in der praktischen Museumsarbeit, Bielefeld 2019, S. 101.

Die *Critical Whiteness Theory* befasst sich mit dem „Weißsein als Herrschaftssystem“⁷ und gerade bei der postkolonialen Aufarbeitung ist es unabdingbar sich permanent zu vergegenwärtigen, dass es sich um „eine sozial unmarkierte Norm handelt, deren Konstruiertheit in aller Regel unbewusst bleibt“⁸. Sonst besteht die Gefahr, dass nur die Zuschreibungen verändert werden, ohne wirklich zu verstehen. Die unterstellte Opferrolle der ehemals Kolonisierten tritt in der Präsentation oft in den Vordergrund, während ihre vielfältige Widerständigkeit sich kaum oder erst durch beigefügte Erläuterungen erschließt. Die Grundfrage bleibt: „Gelingt es der neuen Inszenierung, Weißsein als Norm zu dekonstruieren?“⁹

„Ganz selten kann ein Text ein Bild im Grunde korrigieren, wenn das Bild in der Welt ist.“¹⁰

Für die Afrika-Abteilung im Überseemuseum in Bremen hat man Kunstwerke bei afrikanischen Künstlerinnen und Künstlern in Auftrag gegeben, um die Objekte aus der Kolonialzeit darüber in einen Dialog zu bringen, der die bisherige Deutungshoheit auflöst. In der lebensgroßen Metallfigur der Künstlerin Sokari Douglas Camp „spiegeln sich die Besucherinnen und Besucher in der Oberfläche [...] und werden so in das Werk miteinbezogen.“¹¹

Bei der Ausstellung „Decolonize München“ wurden die Objekte hinter reflektierenden Scheiben präsentiert. Im Zusammenspiel mit der interaktiven Lichtsteuerung bewirkte dies die Konfrontation der Besucherinnen und Besucher mit sich selbst und dem eigenen Blick. Auch bei der Konzeption der Ausstellung „Köln Postkolonial – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“ wurde diese Problematik ausgiebig erörtert:

Das koloniale Bildregime wurde dadurch gebrochen, dass kleine Quadrate aus dem Bild „gestanzt“ und dann weiter unten willkürlich verteilt wurden. In der „Werkstattausstellung über das schwierige Erbe des Linden-Museums und Württembergs im Kolonialismus“ wurden Klappen mit einem Trigger-Symbol vor Werbeanzeigen mit stereotypen Darstellungen angebracht, um die Bilder nicht einfach zu reproduzieren. Das seit Anfang des 15. Jahrhunderts, mit Beginn der sogenannten „Europäisierung“ der Welt, institutionalisierte Blickregime sichtbar zu machen, es immer wieder zu durchbrechen und dadurch zur

Selbstreflexion anzuregen, bleibt eine der ganz großen Aufgaben.

Mit viel Engagement und Eigeninitiative setzt sich das wachsende Netzwerk der Akteurinnen und Akteure dafür ein, dass der blinde Fleck der kolonialen Vergangenheit nicht mehr durch rhetorische Strategien überdeckt, sondern durch Selbsterkenntnis überwunden wird. Zahlreiche MA-Arbeiten, Dissertationen, Studien und weitere Publikationen entstehen, die künftige Forschungen erleichtern. Alle Beteiligten tragen dazu bei, endlich in einen Dialog mit den ehemals kolonisierten Gesellschaften zu treten und mit einem offenen Blick zurück die Weichen für die gesellschaftlichen Herausforderungen der Zukunft zu stellen. „Diese kulturgeschichtliche Innenschau ist, in Europa, das erste Zeichen der Freundschaft und des Respekts, welches wir jenen geben können, die uns bereichert haben.“¹²

7 Ebd., S. 94.

8 Ebd., S. 94.

9 Ebd., S. 95.

10 L.I.S.A. Redaktion, Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung (2018): Kolonialgeschichte Kreativ. Das Generalinterview mit Prof. Dr. Jürgen Zimmerer | Episode 3, (11:53). Online verfügbar unter https://isa.gerda-henkel-stiftung.de/das_generalinterview_mit_prof._dr._juergen_zimmerer?nav_id=7778, 2.2.2021.

11 Greve: Koloniales Erbe in Museen, S. 99.

12 Savoy: Die Provenienz der Kultur, S. 54.

Ausstellungen zur Aufarbeitung der lokalen kolonialen Vergangenheit – Versuch einer Übersicht

Ort	Titel der Ausstellung / Ort(e)	Laufzeit(en)	Verantwortlich bzw. Kontakt
Aachen	„Aachen und der deutsche Kolonialismus – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“, Volkshochschule Aachen	18.02.2013 – 05.04.2013 23.09.2019 – 07.10.2019	Marianne Bechhaus-Gerst, Pädagogisches Zentrum Aachen e.V.
Berlin	Auftaktausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen – postkoloniale erinnerungskultur. Geschichte, Kunst und Beteiligung“, Galerie des August Bebel Instituts im Kurt-Schumacher-Haus	28.08.2010 – 03.10.2010	Berlin Postkolonial e.V. Projektbüro Christian Kopp und Projekt afrika-hamburg.de Hannimari Jokinen
Berlin	„zurückgeschaut – Erste Deutsche Kolonialausstellung 1896 in Treptow“, Museum Treptow	seit Oktober 2017 Teil der Dauerausstellung	Projekt des Museums Treptow-Köpenick in Kooperation mit der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland und Berlin Postkolonial
Berlin	„Forschungswerkstatt: Kolonialgeschichte in Tempelhof und Schöneberg“, Schöneberg Museum	19.05.2017 – 29.10.2017	Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg, Abteilung Bildung, Kultur und Soziales; Museen Tempelhof-Schöneberg
Berlin	„Berlin – Ein postkolonialer Gedächtnisraum“, Afrika-Haus	seit August 2017	Afrika-Haus, Bochumer Straße 25, Berlin
Bielefeld	„Kauft deutsche Bananen! Kolonialwaren und ihr Handel in Bielefeld“, Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld	20.09.2007 – 30.11.2007	Arbeitskreis Bielefeld postkolonial, Welthaus Bielefeld e.V.
Bünde	„Kolonialismus – hier doch nicht!? Koloniale Spuren in Bünde und Umgebung“, in Bünde - im Rahmen des Programms „Der Kultur-Container des LWL-Preußenmuseums Minden zu Gast in OWL“, dann weitere Orte in Bünde und im Kreis Herford (darunter Schulen, VHS)	17.09.2021 – 19.09.2021	Fachstelle NRWeltoffen: Lokales Handlungskonzept gegen Rechtsextremismus und Rassismus im Kreis Herford, www.gegenrechts.info
Düsseldorf	„Koloniale Verbindungen Rheinland/Grasland -Deutschland/Kamerun. Liaisons coloniales. Rhénanie/Grassfields – Allemagne/Cameroun“, Stadtmuseum Düsseldorf	2016	Projektleitung: Albert Gouaffo (Département des Langues Etrangères Appliquées der Universität Dschang); Stefanie Michels (Institut für Geschichtswissenschaften/Universität Düsseldorf)
Düsseldorf	„Liaisons coloniales. Rhénanie/Grassfields – Allemagne/Cameroun. Colonial Connections. Rhineland/Grassfields – Germany/Cameroon“, Musée des Civilisations Dschang	2018	Projektleitung: Albert Gouaffo (Département des Langues Etrangères Appliquées der Universität Dschang); Stefanie Michels (Institut für Geschichtswissenschaften/Universität Düsseldorf)
Düsseldorf	„Koloniale Verbindungen Düsseldorf“, Buchhandlung BiBaBuZe, Düsseldorf	22.11.2019 – 23.01.2020	Arbeitskreis düsseldorf postkolonial und Rheinland-Global (Historikerinnenkollektiv im Verein deutschland postkolonial e.V.), Stefanie Michels, Yagmur Karakis, Caroline Authaler

Bemerkungen, Angaben zu weiteren Materialien / Website

www.aachen-postkolonial.de

Zum Thema „Kolonialismus und Rassismus“ wurde ein Bildungskoffer erstellt, die Wanderausstellung kann gegen eine Verleihgebühr ausgeliehen werden.

Wanderausstellung:
(weitere Stationen u.a. Kunsthaus Hamburg, Münchner Stadtmuseum)
www.freedom-roads.de

www.berlin.de/museum-treptow-koepenick/ausstellungen/artikel.649851.php

www.berlin.de/ba-tempelhof-schoeneberg/aktuelles/pressemitteilungen/2017/pressemitteilung.587714.php

www.afrikahaus-berlin.de/neue-ausstellung-berlin-ein-postkolonialer-gedaechtnisraum

www.stadtarchiv-bielefeld.de/Stadtgeschichte/Online-Ausstellungen/Kauft-deutsche-Bananen-Kolonialwaren-und-ihr-Handel-in-Bielefeld

Die Ausstellung besteht aus 8 Roll-ups.

Martin Doll/Stefanie Michels (Hg.): Liaisons coloniales. Rhénanie/Grassfields – Allemagne/Cameroun.
Catalogue des expositions à Düsseldorf et Dschang / Colonial Connections. Rhineland/Grassfields – Germany/Cameroon.
Catalogue of the Exhibitions in Düsseldorf and Dschang, Berlin 2021.
Albert Gouaffo/Stefanie Michels (Hg.): Koloniale Verbindungen – transkulturelle Erinnerungstopographien.
Das Rheinland in Deutschland und das Grasland Kameruns, Bielefeld 2019.
www.deutschland-postkolonial.de

Martin Doll/Stefanie Michels (Hg.): Liaisons coloniales. Rhénanie/Grassfields – Allemagne/Cameroun.
Catalogue des expositions à Düsseldorf et Dschang / Colonial Connections. Rhineland/Grassfields – Germany/Cameroon.
Catalogue of the Exhibitions in Düsseldorf and Dschang, Berlin 2021.
Albert Gouaffo/Stefanie Michels (Hg.): Koloniale Verbindungen – transkulturelle Erinnerungstopographien.
Das Rheinland in Deutschland und das Grasland Kameruns, Bielefeld 2019.
www.deutschland-postkolonial.de

www.bibabuze.de/23-01-2020-koloniale-verbindungen-duesseldorf

Ort	Titel der Ausstellung / Ort(e)	Laufzeit(en)	Verantwortlich bzw. Kontakt
Erfurt	„Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“, Haus Dacheröden	14.03.2020 – 11.05.2020	Urs Lindner, Decolonize Erfurt
	Thüringer Landtag	13.05.2020 – 31.05.2020	
	Universitätsbibliothek Erfurt	08.11.2020 – 21.12.2020	
Flensburg	„Rum, Schweiß und Tränen – Flensburgs koloniales Erbe“, Flensburger Schifffahrtsmuseum	11.06.2017 – 04.03.2018	Susanne Grigull, Marco L. Petersen
Freiburg	„Freiburg Colonial. Kolonialismus gestern und heute – ein Stadtrundgang“, Volkshochschule Freiburg	Eröffnung: 24.11.1992	Aktion Dritte Welt e.V. / iz3w, Regine Wlassitschau, Uwe Honecker, Uwe Hartwig
	Stadtbibliothek Freiburg	03.04.1993 – 30.04.1993	
Freiburg	„Freiburg und die deutsche Kolonialgeschichte in Afrika“, Bürgerhaus Seepark	04.06.2010 – 06.06.2010	Heiko Wegmann
	Evangelische Hochschule	17.06.2010	
	Alter Wiehrebahnhof	12.10.2010 – 20.11.2010, 22.10.2012 – 20.11.2012, 16.09.2015 – 07.10.2015	
	iz3w Freiburg	18.11.2010 – 17.12.2010	
Freiburg	„Freiburg und Kolonialismus. Gestern? Heute!“, Augustinermuseum	25.06.2022 – 11.06.2023	Beatrix Hoffmann-Ihde Mail: Hoffmann.Bea@gmx.de
Göttingen	„Göttingen – eine Kolonialmetropole?“, Kulturwissenschaftliches Zentrum	01.03.2018 – 07.04.2018	Rebekka Habermas, Karolin Wetjen
Hagen	„Fernes Hagen. Kolonialismus und wir“, Universitätsbibliothek	18.10.2022 – 16.01.2023	Barbara Schneider, Jeanine Tuschling-Langewand, Fabian Fechner
Hamburg	„Branntwein, Bibeln und Bananen“, weitere Ausstellungsorte bundesweit	ab 1989	Heiko Möhle
Hamburg	„Zwischen Völkerschau und Kolonialinstitut. AfrikanerInnen im kolonialen Hamburg“	03.11.2004 – 30.11.2004	Eine-Welt-Netzwerk Hamburg e.V. und St. Pauli-Archiv e.V.
Hamburg	„Vom Togokai zum Tansaniapark – Hamburg Postkolonial“	2004/2005	Hamburg Postkolonial im Bündnis mit Eine Welt Netzwerk Hamburg e.V. und CulturCooperation e.V., Hafengruppe Hamburg, Institut für Migrations- und Rassismusforschung, Hannimari Jokinen, St. Pauli-Archiv e.V. und Werkstatt 3 e.V.
Hamburg	„afrika-hamburg.de“	2004/2005 31.11.2005 – 02.12.2005	Hannimari Jokinen

Bemerkungen, Angaben zu weiteren Materialien / Website

Fotostrecke: www.facebook.com/decolonizeef/posts/2712227572177425

www.schiffahrtsmuseum-flensburg.de/files/PDF/Downloads/Flensburger_Schiffahrtsmuseum_DMB_Muku_218_05%20Grigull.pdf
ausleihbare Wanderausstellung:
www.sonderjylland-schleswig-kolonial.eu/de/vermittlung.html

Ein 14-seitiges „Begleitheft zur Ausstellung“ von 1991 ist im iz3w-Archiv belegt.

www.freiburg-postkolonial.de/pics/2012-10-22-BZ-Freipok-Ausstellung-KoKi.jpg

Ausstellungskatalog:
Städtische Museen Freiburg/Beatrix Hoffmann-Ihde (Hg.): Freiburg und Kolonialismus. Gestern? Heute!, Dresden 2022.
ergänzend im Museum Natur und Mensch die Ausstellung „Handle with care – Sensible Objekte der Ethnologischen Sammlung“
(01.06.2022 – 22.01.2023)

<https://blog.forum-wissen.de/goettingen-eine-kolonialmetropole>

Die ausleihbare Wanderausstellung wird auch an weiteren Campusstandorten der FernUniversität gezeigt; das vorliegende Heft ist die
Ausstellungspublikation

Heiko Möhle (Hg.):
Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche, Hamburg 1999 (5. Aufl. Berlin 2017).

Schaufenster-Ausstellung. Begleitbroschüre zur Ausstellung:
Zwischen Völkerschau und Kolonialinstitut: AfrikanerInnen im kolonialen Hamburg
[Hg.: Eine-Welt-Netzwerk Hamburg e.V. und St. Pauli-Archiv e.V.]. Heiko Möhle; Susanne Heyn; Susann Lewerenz.

www.hamburg-postkolonial.de/hamburg-postkol.html
Veranstaltungsreihe mit Ausstellungen, Kunst, Vortragsreihe, Lesungen, Workshops, Stadtrundgängen, Exkursionen

www.afrika-hamburg.de
Kunstprojekt mit dem Wissmann-Kolonialdenkmal
„afrika-hamburg.de“
Dokumentierende Ausstellung im Kunsthaus Hamburg, Lange Nacht der Museen

Ort	Titel der Ausstellung / Ort(e)	Laufzeit(en)	Verantwortlich bzw. Kontakt
Hamburg	„wandsbektransformance. Die Gegenwart des Kolonialen“	Künstlerische Interventionen im Stadtraum Wandsbek: 13.09.2007 – 16.09.2007 Ausstellung im Kunsthaus Hamburg: 04.03.2008 – 06.04.2008	Hannimari Jokinen
Hamburg	„away is a place“, Ghana/Hamburg	16.07.2011 – 06.08.2011	Hannimari Jokinen
Hamburg	„freedom-roads! koloniale straßennamen • postkoloniale erinnerungskultur Geschichte, Kunst und Beteiligung“	13.08.2013 – 22.09.2013	Berlin Postkolonial e.V., Projektbüro Christian Kopp und Projekt afrika-hamburg.de Hannimari Jokinen
Hamburg	„ort_m - migration memory“	August – Dezember 2015	Hannimari Jokinen
Hamburg	„SANKOFA – Altona in der Karibik“	Mai – September 2017	Hannimari Jokinen
Kiel	„Sklaven – Zucker – Rum. Dänemark und Schleswig-Holstein im atlantischen Dreieckshandel“, Kieler Schloss	20.02.1994 – 10.04.1994	Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek
Köln	„Köln Postkolonial – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“, Stadtmuseum	22.11.2008 – 15.03.2009	Marianne Bechhaus-Gerst, KopfWelten e. V./Köln Postkolonial
Köln	„Die Geschichte des Afrika-Viertels in Nippes“, Bezirksrathaus Köln-Nippes	02.11.2010 – 26.11.2010	Marianne Bechhaus-Gerst, KopfWelten e. V./Köln Postkolonial
München	Decolonize München“ „freedom roads!“ „Spuren Blick Stören“ Georges Adéagbo Münchner Stadtmuseum	25.10.2013 – 23.02.2014	Decolonize München: info@decolonize-muenchen.de Projektgruppe: Eva Bahl, Sarah Bergh, Tahir Della, Modupe Laja, Zara Jakob Pfeiffer, Martin Rühlemann ADEFRA e.V., afrika-hamburg.de, Arbeitskreis Panafrikanismus, Berlin Postkolonial e.V., Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V., [muc] münchen postkolonial, mapping.postkolonial.net, Nord Süd Forum München e.V., Ökumenisches Büro für Frieden und Gerechtigkeit e.V.
Oldenburg	„Das Somali-Dorf in Oldenburg 2005 – Eine vergessene Kolonialgeschichte?“, Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg	26.06.2005 – 28.08.2005	Evelyn Kloos, Swantje Henning
Rostock	„Folgen des Kolonialismus in Rostock und Mecklenburg“, Ökohaus Rostock	Eröffnung: 12.02.2019	Hannes Sternkiker, Thomas Kalweit, Adelwin Südmersen
Stuttgart	„Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus – eine Werkstattausstellung“, Linden-Museum	16.03.2021 – 08.05.2022	Kuratoren: Markus Himmelsbach und Heiko Wegmann

Bemerkungen, Angaben zu weiteren Materialien / Website

www.wandsbektransformance.de

Kunstprojekt zur Schimmelmännbüste in Hamburg-Wandsbek

Katalog: Jokinen, Hannimari / Uhlmann, Gordon (Hg.):

„wandsbektransformance. Die Gegenwart des Kolonialen“, Hamburg 2008, ISBN 978-3-937904-67-2

www.wandsbektransformance.de/Katalog.html

www.away-is-a-place.de

Internationales Kunstprojekt über Neokolonialismus und die Rolle von Hamburgs Hafen in Westafrika

Katalog: Kulturbehörde Hamburg (Hg.): „zongo. caravans of hope“, Hamburg 2012 (Engl.), www.away-is-a-place.de/catalogue.html

Wanderausstellung:

www.freedom-roads.de

Kunstworkshops zur Flucht und zum Kolonialismus, Ausstellung in der Galerie des Frappant Katalog: Jokinen, Hannimari / Hoang,

Dieu-Thanh (Hg.): „ort_m - migration memory“, Hamburg 2016, ISBN 978-3-95763-365-1 (Deutsch/Engl.) www.ort-m.de/katalog.html

www.sankofa-altona-vi.de

Internationales Kunstprojekt über die dänisch-altonaische Beteiligung am transatlantischen Versklavungshandel

Altonaer Museum und Stadtteilarchiv Altona

Lohmeier, Dieter (Hg.):

Sklaven – Zucker – Rum. Dänemark und Schleswig-Holstein im atlantischen Dreieckshandel, Heide in Holstein 1994.

Virtuelles Museum:

www.kopfwelten.org/kp/virtualmuseum

Ab November 2022 wird die Ausstellung an weiteren Orten in Köln gezeigt.

www.kopfwelten.org/kp/virtualmuseum

Decolonize München:

www.decolonize-muenchen.de

Wanderausstellung:

www.freedom-roads.de

Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum München: Eva Bahl, Sarah Bergh, Tahir Della, Zara S. Pfeiffer, Martin W. Rühlemann

(Hg.): Decolonize München. Dokumentation und Debatte, Münster 2015, ISBN 978-3-942885-92-8. Zugänglich als pdf unter

www.decolonize-muenchen.de/wp-content/uploads/2016/08/DECOLONIZE-M%C3%BCnchen_Katalog.pdf

Ausstellungskatalog:

Mamoun Fansa (Hg.): Das Somali-Dorf in Oldenburg 2005 – Eine vergessene Kolonialgeschichte? Oldenburg 2005.

www.svz.de/lokales/rostock/Aufarbeitung-Folgen-des-Kolonialismus-in-Mecklenburg-id22182892.html

Heiko Wegmann: Schwieriges Erbe – Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus, in:

Tribus. Jahrbuch des Linden-Museums Stuttgart 69 (2020), S. 100–142.

Linden-Museum Stuttgart, Inés de Castro (Hg.): Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus.

Eine Werkstattausstellung, Stuttgart 2021.

„Aachen und der deutsche Kolonialismus – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“

Marianne Bechhaus-Gerst

Am Anfang dieses Ausstellungsprojekts stand die Idee zu zeigen, dass das koloniale Projekt keineswegs ein Randphänomen war, das auf wenige Metropolen beschränkt blieb, sondern eines, das vielmehr das gesamte Deutsche Reich durchdrang und auch in der „kolonialen Provinz“, zu der Aachen sicher gehörte, präsent war.

Bei Beginn der Recherchen für das Ausstellungsprojekt gab es weder erste Forschungen noch Veröffentlichungen zu Aachens kolonialer Vergangenheit. Erschwert wurde die vorbereitende Arbeit darüber hinaus durch die Schließung des Stadtarchivs, das im Umzug begriffen war. Recherchen im Bundesarchiv, in Missionsarchiven, in der zeitgenössischen Literatur sowie in den lokalen Zeitungen erwiesen sich aber als ergiebig genug, das Projekt durchführen zu können.

Die Themenauswahl und das Design orientierten sich an der Kölner Ausstellung, wobei aber u. a. in Zusammenhang mit dem kolonialen Engagement der Hochschule, den in der Stadt sehr prominenten Missionsgesellschaften und diversen kolonialen oder kolonialrevisionistischen Großveranstaltungen verschiedene für Aachen spezifische Schwerpunkte gesetzt wurden.

Von Beginn an gab es die Vorgabe, eine Ausstellung zu erarbeiten, die nach der Eröffnung in den Räumen der VHS ohne allzu großen Aufwand an mehreren, auch räumlich beschränkten Orten, wie z.B. Schulen, gezeigt werden könnte. Deshalb fiel früh die Entscheidung, anstelle massiver Standtafeln so genannte Roll-up-Displays zu verwenden, die eingerollt nur wenig Platz beanspruchen und in einem PKW transportiert werden können.

Die Ausstellung umfasste schließlich 30 dieser Roll-ups (1m x 2m), die ergänzt wurden durch Vitrinen mit dreidimensionalen Ausstellungsobjekten, wie z.B. Missionsspardosen, so genannte Kolonialwaren, wie Kakaobohnen, Schokolade und Gummibjunkte, sowie Kinderbücher.

Die Auswahl an Kinderliteratur ergab sich aus den zum Zeitpunkt der Ausstellungseinrichtung gerade auch in den Printmedien teils sehr heftig und polemisch geführten Diskussionen über den Umgang mit rassistischer Sprache in bekannten und beliebten Kinderbüchern.

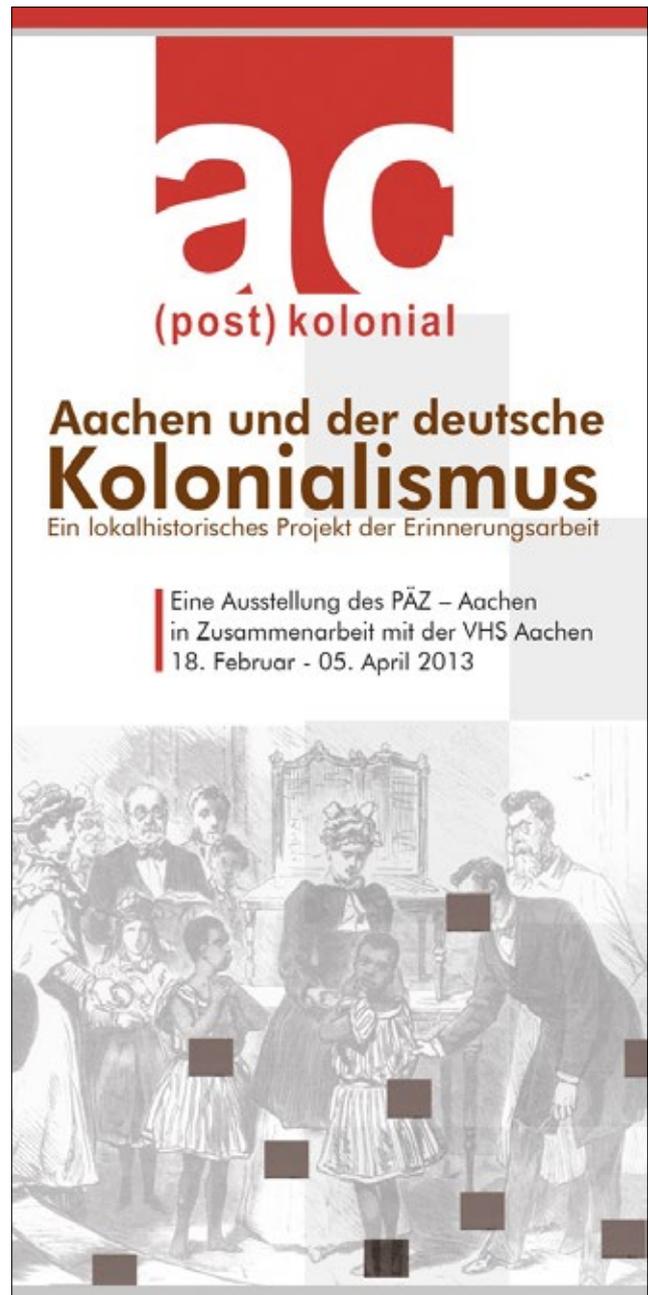


Abb. 1: Deckblatt des Begleitprogramms zur Ausstellung.

Eingerichtet wurde die Ausstellung in einem mehrere Meter breiten Flur, der von Besucher*innen der VHS durchlaufen werden muss, um in die verschiedenen Unterrichtsräume zu gelangen. So war sichergestellt, dass sie nicht nur von Interessent*innen besucht wurde, sondern von einer großen und diversen „Laufkundschaft“ passiert werden musste.

Die Ausstellung wurde von einem umfangreichen Rahmenprogramm begleitet, das aus Vortrags- und Diskussionsabenden zur afrodeutschen Geschichte und zum Thema „Entwicklungszusammenarbeit als neue sog. ‚Zivilisierungsmission‘“, zwei Filmabenden und Workshops für Multiplikator*innen zum The-

ma der Ausstellung bestand. Führungen konnten von Gruppen unentgeltlich gebucht werden, ein Angebot, das vor allem von Schulklassen extensiv genutzt wurde.

Seit der Eröffnung 2013 ist die Ausstellung mehrfach ausgeliehen und an verschiedenen Orten gezeigt worden, 2019 noch einmal in der VHS Aachen. Leider wurden die dreidimensionalen Objekte bei den weiteren Einrichtungen wegen des Aufwands oder aus Platzmangel nicht wieder präsentiert. Diese machen jedoch vor allem für Kinder und Jugendliche die verschiedenen Themen sehr viel anschaulicher und begreifbarer als Texte und selbst Bilder.



Abb. 2: Ankündigungsplakat der Aachener Ausstellung.

„freedom roads! koloniale straßennamen | postkoloniale erinnerungskultur“.

Geschichte, Kunst und Beteiligung (Wanderausstellung, 2010–2014)

Christian Kopp

Im Zuge der 2020 wiederauflebenden Black Lives Matter-Bewegung sind in zahlreichen Städten der Bundesrepublik Umbenennungen von Straßen, deren Namen Schwarze Menschen diskriminieren oder europäische Kolonialakteure glorifizieren, gefordert und diskutiert worden. Die größte mediale Aufmerksamkeit erhielt dabei wohl die Berliner Mohrenstraße, über deren Zukunft im August 2020 entschieden wurde. Nach dem Willen der Bezirksverordnetenversammlung von Berlin Mitte soll sie fortan den Namen Anton Wilhelm Amos tragen, des ersten Dozenten afrikanischer Herkunft an einer preußischen Universität.

Das Bezirksparlament folgt damit einem erinnerungskulturellen Prinzip, um dessen Verbreitung und Umsetzung sich das beteiligungsorientierte Wanderausstellungsprojekt „freedom roads! koloniale straßennamen | postkoloniale erinnerungskultur“ von Berlin Postkolonial und HMJokinen, afrika-hamburg.de schon mit Beginn der 2010er Jahre bemüht hat. Kern dieses Prinzips ist es, nicht nur die Umbenennung von Straßen mit kolonialpropagandistischen Namen, sondern zugleich die Würdigung von Gegner:innen des Kolonialismus anzustreben, sodass Kolonialgeschichte nicht ausgelöscht, sondern auf eine andere, kritische Art und Weise erinnert wird. Die Geschichte der bisher geehrten Kolonialakteure, der Umbenennung und der nun gewürdigten Persönlichkeit soll dabei z.B. auf Info tafeln im öffentlichen Raum nachhaltig dokumentiert werden.

Bereits in den 1980er Jahren hatten Berliner Aktivist:innen die Umbenennung der Petersallee, des Nachtigalplatzes und der Lüderitzstraße im sogenannten Afrikanischen Viertel zu Ehren südafrikanischer Anti-Apartheid-Kämpfer gefordert. Doch erst 2007 konnte das Prinzip des dekolonialen Namenswechsels bei der Umbenennung der Von-Trotha-Straße in Hererostraße in München erstmals erfolgreich umgesetzt werden. 2009/10 folgte die Umbenennung des Berlin-Kreuzberger Gröbenufers in May-Ayim-Ufer, bei der zudem auch eine zweisprachige Infosteile zur historischen Kontextualisierung des Umbenen-

nungsvorgangs errichtet wurde. Mittlerweile sind in Berlin auch die Umbenennungen des Nachtigalplatzes in Manga-Bell-Platz, der Lüderitzstraße in Cornelius-Fredericks-Straße, der Petersallee in Maji-Maji-Allee und Anna-Mungunda-Allee (2018) sowie der Neuköllner Wissmannstraße in Lucy-Lameck-Straße (2020) beschlossen worden.

Damit sind neben dem Prinzip der kontextwahrenden Umbenennung auch drei konkrete Namensvorschläge der Besucher:innen der ersten Ausstellungsstation von freedom roads! im Herbst 2010 in Berlin aufgegriffen worden. Unweit des größten deutschen Kolonialviertels in Berlin-Mitte (Wedding) klärte die beteiligungsorientierte Ausstellung in der Galerie des August Bebel Instituts mit Installationen, Texten, Objekten, Bildern, Sammelaktionen und künstlerischen Performances über die drei Begründer der deutschen Kolonien in Afrika, über die Geschichte des antikolonialen Widerstands im deutschen Kolonialreich sowie über dessen Protagonist:innen als alternative Namensgeber:innen auf. Im Rahmen eines bundesweiten Treffens von dekolonialen Initiativen im Ausstellungsgebäude wurde zudem eine Resolution zur Dekolonisierung des öffentlichen Raums verfasst, die dann vom Deutschen Städtetag aufgegriffen und mit Empfehlung an seine Mitgliedskommunen versandt wurde.

Mit dem erklärten Ziel einer überregionalen Vernetzung dekolonialer Initiativen wanderte freedom roads! vom 13.8. bis zum 22.9.2013 ins Kunsthaus Hamburg. Bei der Vorbereitung und Realisierung dieser Ausstellungsstation kam es zu einer engen Zusammenarbeit mit Initiativen und Institutionen aus Hamburg und bundesweit, wie u.a. mit dem AK Hamburg Postkolonial, dem Eine Welt Netzwerk Hamburg, dem Zentralrat der Afrikanischen Gemeinde in Deutschland, der Evangelischen Akademie der Nordkirche sowie der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Die Ausstellung zu Hamburgs Kolonialstraßen wurde von einem vielfältigen Programm begleitet und gab mit seiner weit über Straßenumbenennungen hinausgehenden Agenda

wichtige Impulse für den 2014 folgenden Beschluss der Hamburger Bürgerschaft zur gesamtstädtischen Aufarbeitung der Kolonialgeschichte. Auch hier wurde im Rahmenprogramm ein bundesweites Treffen dekolonialer Initiativen organisiert.

In München wurde die Wanderausstellung sogar zur Keimzelle eines größeren Kooperationsprojekts mit dem Titel „DECOLONIZE MÜNCHEN freedom roads! | Spuren Blicke Stören | George Adéagbo“. Im Rahmen einer mehrjährigen Zusammenarbeit mit [muc] münchen postkolonial, der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland ISD und dem Stadtmuseum München wurde dabei eine aus drei Teilausstellungen bestehende Gesamtschau entwickelt, bei der neben den kolonialen Münchner Straßennamen auch andere Spuren des Kolonialismus im öffentlichen

Raum sowie im Stadtmuseum selbst dokumentiert und kritisch kontextualisiert wurden. Begleitend schuf der Künstler George Adéagbo eine speziell auf Münchens Kolonialgeschichte bezogene beeindruckende Installation. Die von einem umfangreichen Rahmenprogramm begleitete Ausstellung war vom 25.10.2013 bis zum 23.2.2014 im Stadtmuseum der bayerischen Landeshauptstadt zu erleben und ist im ansprechenden Katalog DECOLONIZE MÜNCHEN dokumentiert.

Die drei Stationen Berlin, Hamburg und München der Wanderausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen | postkoloniale erinnerungskultur“ und die jeweiligen Begleitprogramme sind auf der Website „www.freedom-roads.de“ ausführlich dargestellt.



Abb. 1: Aufbau der Wanderausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen | postkoloniale erinnerungskultur“ im August Bebel Institut Berlin, 2010.

„zurückGESCHAUT. Die Erste Deutsche Kolonialausstellung in Treptow 1896“.

Zur Dauerausstellung im Museum Treptow (Berlin)

Christian Kopp

2016 jährte sich die Erste Deutsche Kolonialausstellung, die 1896 als Teil der großen Berliner Gewerbeausstellung im Treptower Park vor den Toren Berlins organisiert worden war, zum 120. Mal. Aus diesem Anlass konzipierte das Bezirksmuseum Treptow-Köpenick im Laufe des Jahres 2015 eine Sonderausstellung, als deren Herzstück die Geschichten einer deutschen Siedler-, einer Missionars- und einer Offiziersfamilie vorgesehen waren. Im Rahmen dieser Planungen kam es zu einem Beratungstreffen mit Vertretern von Berlin Postkolonial und der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland ISD.

Anders als im Zusammenhang mit der fast zeitgleichen großen Sonderausstellung „Deutscher Kolonialismus. Fragmente seiner Vergangenheit und Gegenwart“ des Deutschen Historischen Museums in Berlin, das keinen Wert auf eine engere Kooperation mit den dekolonialen Initiativen der Zivilgesellschaft legte, entwickelte sich diese im Ergebnis des intensiven Austauschs des Bezirksmuseums mit der ISD und Berlin Postkolonial. In ihrem Verlauf wurde für die geplante Ausstellung ein neues, grundverschiedenes Konzept erarbeitet.

Im Fokus der Ausstellung standen nun nicht mehr weiße deutsche Kolonialakteure als vielmehr die 106 Teilnehmenden der zur Kolonialausstellung 1896 gehörenden „Völkerschau“ aus den ehemaligen deutschen Kolonien Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Neuguinea sowie die vielfältigen gegenwärtigen Aktivitäten dekolonialer Gruppen in Berlin. Zudem erklärte sich das Museum bereit, den Eröffnungstermin um ein ganzes Jahr auf den Herbst 2017 zu verschieben, um statt einer temporären Sonderausstellung die erste Dauerausstellung zu einem kolonialgeschichtlichen Thema in einer Berliner Institution realisieren zu können.

Die überaus gut besuchte Eröffnungsveranstaltung zur Ausstellung fand im Beisein der Botschaftsvertreter:innen Tansanias, Namibias und Kameruns sowie von Herero- und Nama-Aktivist:innen statt. Auch im Nachgang riss das Interesse an der Ausstellung nicht ab: Neben den bis heute zahlreich anfragenden Schulklassen und Studierendengruppen wurde zurückGE-

SCHAUT vor allem von Interessierten aus den afrikanischen/Schwarzen Communities sowie aus dem musealen, kuratorischen und erinnerungspolitischen Kulturbetrieb besucht. 2018 kamen viermal so viele Besucher:innen in das eher abgelegene Museum nach Treptow als im Jahr zuvor.

Die Ausstellung hat wesentlich dazu beigetragen, dass 2018/19 das seit 2020 laufende Kulturprojekt „Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt“ entwickelt und finanziert wurde, an dem neben der ISD und Berlin Postkolonial der Verein Each One Teach One EOTO e.V. und das Stadtmuseum Berlin beteiligt sind. Im Rahmen dieses Projekts ist für 2021 eine Weiterentwicklung/Überarbeitung der Dauerausstellung zurückGESCHAUT geplant, bei der nun eine größere Vielfalt an Ausstellungsmedien zum Einsatz kommen soll.



Abb. 1: Die Delegation der Ovaherero und Nama zur Ersten Deutschen Kolonialausstellung 1896 in Treptow bei Berlin. Von links, stehend: Josaphat Kamatoto, Friedrich Maharero, Ferdinand Zeemundja, Titus Huaaraka, Petrus Jod, Daniel Christian Volmink. Sitzend v.l.: Martha Kamatoto, Viytje Bank, Katharina Draghoener. Abb. aus Theodor Leutwein: Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, 1906.

„Kauft deutsche Bananen! Kolonialwaren und ihr Handel in Bielefeld“

Barbara Frey

Um 1900, als Bielefeld noch deutlich kleiner war als heute, gab es in der Stadt 81 Geschäfte, die Kolonialwaren führten.¹ Darunter waren nicht nur Lebensmittelläden, die Genusswaren wie Kaffee, Tee, Reis, Bananen, Zucker, Tabak, Kakao oder Schokolade verkauften, sondern auch Gaststätten, Drogerien und Stärkefabriken. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts waren die Produkte aus tropischen und subtropischen Gebieten aus privaten Haushalten kaum noch wegzudenken. Kolonialwarenläden waren in gewisser Weise zur Schnittstelle der Bevölkerung zu den Kolonien geworden: Durch die in den Kolonien erzeugten Produkte hielt der Kolonialismus Einzug in den Alltag der Bürgerinnen und Bürger. Zumal der Handel mit diesen Produkten auch die treibende Kraft hinter den deutschen Kolonialbestrebungen war. Auch heute sind importierte Waren aus dem globalen Süden unverzichtbarer Teil unseres Alltags – nur dass sie nicht mehr als Kolonialwaren bezeichnet werden.

Diese Überlegungen führten zur Konzeption der Ausstellung „Kauft deutsche Bananen!“. Der Arbeitskreis ‚Bielefeld postkolonial‘, hervorgegangen aus einer Ausstellungsreihe 2005 zum Thema „Erinnern und Verantworten – Namibia und Deutschland“,² war zuvor mit Veranstaltungen und Aktionen zur Umbenennung der Bielefelder Karl-Peters-Straße in Erscheinung getreten.³ Die kritische Beschäftigung mit dem Thema Kolonialwarenhandel erlaubte zum einen, deutsche Kolonial- mit Bielefelder Stadtgeschichte zu verknüpfen; zum anderen sollten die Besucherinnen und Besucher mit ihren eigenen Konsumgewohnheiten konfrontiert und über entwicklungspolitische Handlungsansätze (Kauf von Fair Trade-Produkten) informiert werden.

Die ehrenamtlich vom Arbeitskreis ‚Bielefeld postkolonial‘ konzipierte und in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv realisierte Ausstellung wurde in den Fluren und im Treppenhaus eines

ehemaligen Industriegebäudes der Anker-Werke gezeigt – seinerzeit Sitz des Stadtarchivs Bielefeld. Wichtiger Bestandteil der Ausstellung waren die Objekte in Vitrinen, die die Aussagen auf den Texttafeln veranschaulichten und ergänzten:

„Mehr als 200 Stücke trugen die Ausstellungsmacher zusammen. Angefangen vom Puppengeschirr für Kaffee und Kakao, über Tee- und Kaffeedosen, dem Tropenhelm, bis hin zur Bananenkiste der Firma Steinkrüger für Kamerun-Bananen und dem Bajonett für die Schutztruppen in Afrika, das aus der Waffenschmiede von Anker in Bielefeld stammt.“⁴



Abb. 1: Vitrine der Ausstellung mit Kiste „Deutsche – Kamerun – Bananen“ und Seitengewehr, montiert bei den Bielefelder Anker-Werken.

1 Stadtarchiv Bielefeld, Adreßbuch für die Stadt Bielefeld 1900/01, S. 283.

2 Folgende Ausstellungen wurden 2005 in Haus Dankort (Bielefeld-Bethel) gezeigt: „Erinnert Namibia! Mission, Kolonialismus und Freiheitskampf.“ Wanderausstellung der Vereinigten Evangelischen Mission Wuppertal (19.4.–2.5.2005); „Waterberg. Ravensberger Missionare im Kolonialkrieg im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika“, Frigga Tilettschke/Wolfgang Dörscheln, Spenge (3.–27.5.2005) und „Bielefelds koloniales Erbe – Deutsch-Südwestafrika“ von Karsten Wilke/Welthaus Bielefeld e.V. (19.4.–27.5.2005). Siehe auch Webwecker Bielefeld: Deutschland und Namibia. www.webwecker-bielefeld.de/entry_26114.0.html, [2.1.2021].

3 Die Straße in Bielefeld wurde erst 1963 nach Karl Peters benannt. 2008 wurde sie nach langen Debatten schließlich einem gleichnamigen Bielefelder „Industriepionier“ gewidmet. Anfang 2021 wurden die Forderungen nach einer Umbenennung vom Bündnis Decolonize Bielefeld erneut aufgegriffen.

4 Thomas Güntter: Kaffee und Kondome. Ausstellung über Kolonialwaren und ihr Handel in Bielefeld, Neue Westfälische, 14.9.2007.

Der allgemeinen Einführung in deutsche Kolonial- und Handelsgeschichte wurden neben Büchern, Sammelalben und Verpackungen (Bananenkiste, Kaffeedose) auch Objekte zur Seite gestellt, die Einschüchterung, Machtausübung und Zwangsarbeit verkörperten (Flinte, Nilpferdpeitsche, Tropenhelm). Werbeplakate und Kochbücher vermittelten, dass bei den Endverbraucherinnen und -verbrauchern erst die Bereitschaft zu Kauf und Verwendung der in den Kolonien erzeugten Produkte geweckt werden musste. Im Treppenhaus geleiteten Anzeigen von Kolonialwarenläden aus den Bielefelder Adressbüchern und Fotografien dieser Läden die Besucherinnen und Besucher in den ersten Stock. Dort wurde nicht nur der Handel mit Kolonialwaren anhand einzelner Produkte verdeutlicht (Kautschuk, Kakao, Tabak, Baumwolle, Tee, Zucker und Kaffee),⁵ sondern auch der Bezug zu Bielefelder Industrieunternehmen hergestellt: Kautschuk war z.B. ein wichtiger Rohstoff für die Fahrradindustrie; in den über 200 Wäschefabriken der Stadt wurde auch Baumwolle verarbeitet. Produktverpackungen, Fotos und Dokumente aus Museen, Geschäften, Unternehmen sowie Leihgaben von Privatpersonen veranschaulichten die Inhalte der Ausstellungstafeln und konkretisierten den Bezug zu Bielefeld.

Die Überschrift „Kolonialware Mensch“ auf einer weiteren Tafel war bewusst provokativ gewählt: Hier ging es um Versklavungshandel und die menschenverachtenden Arbeitsbedingungen auf Plantagen – aber es wurde auch deutlich, dass ohne Zwangs- oder Kontraktarbeit die Produktionskosten nicht so niedrig und die Produkte in den hiesigen Läden nicht so preiswert gewesen wären.

Ein weiterer Ausstellungsbereich war der „Bielefelder Kolonialgeschichte“ vorbehalten: Prominente Befürworter bzw. treibende Kräfte von Kolonialismus und Mission, die direkt oder indirekt mit Bielefeld verbunden waren („Der Kaufmann“ Adolph Woermann,⁶ „der Theologe“ Friedrich von Bodelschwingh („Bethel-Mission“), „der Eroberer“ Carl Peters⁷), wurden vorgestellt. Ein Innenstadtplan wies Orte der Bielefelder Altstadt aus, an denen koloniale Spuren festgemacht werden können. Mit der Kontinuität der „kolonialen Strukturen“ im Welthandel beschäftigte sich der letzte Ausstellungsbereich und stellte den Ansatz des „Fair Trade“ Handels vor – mit Hinweis auf die Bielefelder „Weltläden“, in denen fair gehandelte Produkte erworben werden können.



Abb. 2: Anzeige des Kolonialwarenladens Friedrich Riemeier aus dem Bielefelder Adreßbuch 1900. Heute ist die „Friedrich Riemeier KG“ ein Fachgeschäft für Zoo, Garten und Kräuter.

Adressat der Ausstellung „Kauft deutsche Bananen“ war die interessierte Öffentlichkeit. Da die Ausstellung in einem öffentlichen Raum (Stadtarchiv Bielefeld) und ohne Eintritt gezeigt wurde, gab es keine Erfassung der Besucherinnen und Besucher. Die Rückmeldungen zur Ausstellung waren weitgehend positiv – einige ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger wehrten sich jedoch, eine geliebte Kindheitserinnerung (Einkauf im Kolonialwarenladen) unter kritischen Aspekten zu betrachten und hatten Schwierigkeiten, zu abstrahieren (O-Ton eines Besuchers: „Was haben Sie gegen Kolonialwarenläden? Dort roch es immer so gut!“).

Das Begleitprogramm zur Ausstellung beinhaltete Vorträge zu Kolonial- und Missionsgesellschaften sowie zur Globalisierung des Handels. Eine Modenschau im Bielefelder Museum Wäschefabrik stellte Produkte und Fakten rund um die Kolonialware Baumwolle vor – und erstmalig wurde der „Kolonialgeschichtliche Stadtrundgang“ durchgeführt. Dieser Rundgang ist bis heute Teil des öffentlichkeitswirksamen Angebots von ‚Bielefeld postkolonial‘.⁸

5 Die einzelnen Ausstellungstafeln siehe www.stadtarchiv-bielefeld.de/Stadtgeschichte/Online-Ausstellungen/Kauft-deutsche-Bananen-Kolonialwaren-und-ihr-Handel-in-Bielefeld, [2.1.2021].

6 Carl Woermann, Vater von Adolph Woermann, entstammte einer angesehenen Bielefelder Leinenhandelsfamilie.

7 Siehe Anm. 3.

8 www.stadterkundungen-bielefeld.de/erkundungen/kolonialgeschichtlicher-stadtrundgang, [2.1.2021]. Dieser Rundgang wurde von 2007 bis 2014 in Zusammenarbeit mit dem Bielefelder Tunnel-Theater szenisch gestaltet, seit 2015 wird er von Einzelpersonen geführt.

Ausstellung(en) „Koloniale Verbindungen. Rheinland/Grasland – Deutschland/Kamerun“

2017 im Stadtmuseum Düsseldorf und 2018 im Musée des Civilisations in Dschang

Yagmur Karakis

Die Ausstellungen „Koloniale Verbindungen. Rheinland/Grasland – Deutschland/Kamerun“ 2017 im Stadtmuseum Düsseldorf und 2018 im Musée des Civilisations in Dschang (Kamerun) waren Teilergebnisse der dreijährigen Institutspartnerschaft (2015-2018) zwischen dem Département des Langues Etrangères Appliquées der Universität Dschang und dem Institut für Geschichtswissenschaften der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. In diesen drei Jahren haben Studierende und Lehrende beider Universitäten gemeinsam geforscht, in Kamerun und in Deutschland, und haben ihre Forschungsansätze sowie -ergebnisse in Dschang und in Düsseldorf in Form von Ausstellungen und einem breiten Veranstaltungsprogramm einer öffentlichen Diskussion zugänglich gemacht.

Ausgangspunkt für die gemeinsame Forschung bildete die geteilte koloniale Geschichte Deutschlands und Kameruns. Im ersten Schritt gingen die Beteiligten der Vermutung nach, dass die geteilte koloniale Vergangenheit an den jeweiligen Standorten der beiden Universitäten, Düsseldorf und Dschang, unterschiedlich erinnert wird. Sie interviewten in Düsseldorf und in Dschang und Umgebung sowohl zufällig ausgewählte Passant*innen im öffentlichen Raum wie auch Vertreter*innen von mit Geschichte befassten Institutionen zu den Verbindungen zwischen den beiden Orten und ihrer Erinnerung an die deutsche Kolonialzeit. Durch das konzeptuelle und physische Überschreiten nationaler Grenzen und die Fokussierung auf die Verbindungen zwischen zwei Regionen wollten die Forscher*innen neue und zum Teil andere Perspektiven auf die deutsche Kolonialherrschaft in Kamerun insgesamt gewinnen. Das Projekt untersuchte mit einem symmetrischen Forschungsdesign beide Erinnerungsräume und förderte stark asymmetrische Erinnerungen auf beiden Seiten zu Tage: In Düsseldorf existierte kaum Wissen über die deutsch-kamerunische

Geschichte. In Dschang und Umgebung hingegen konnten sowohl zufällig Befragte als auch „Geschichtsexpert*innen“ (z.B. Professor*innen, politische Autoritäten und „Chiefs“) die Geschichten der deutschen Kolonialzeit von vielen Orten, Dingen und Ereignissen detailreich wiedergeben. Neben diesen Befragungen wurden Zeugnisse der Kolonialzeit in beiden Regionen gesammelt, gesichtet und dokumentiert; in Dörfern, Städten, Museen, Archiven und Bibliotheken. Dabei entstand ein vielfältiges Konvolut an historischem und aktuellem Material wie etwa Fotografien, (Kunst-)Objekten, Audioaufnahmen, Büchern und rechtlichen Dokumenten, die in beiden Ausstellungen präsentiert wurden.

Sowohl die Ausstellungen in Düsseldorf und in Dschang als auch das Begleitprogramm versuchten, „die Komplexitäten der kolonialen Situation, deren Paradoxien und Ambivalenzen“¹ zu zeigen. „[U]m für die Unmöglichkeit zu sensibilisieren, die kolonialen Verbindungen jemals in ihrer Totalität erfassen zu können, wurden die Exponate und ihre Beziehungen in beiden Ausstellungen regelrecht im Raum zerstreut präsentiert. Dennoch war die Ausstellungsfläche gegliedert in verschiedene thematische Einheiten. In Düsseldorf: Handel, Herrschaft und Prestige, Migration, Weiblichkeiten. In Dschang: Bauen, Reisen, Sammeln, Teilhaben, Frauen.“²

In der Düsseldorfer Ausstellung nahmen die auf große im Raum schwebende Banner gedruckten Abbildungen von dem gebürtigen Düsseldorfer Eugen Zintgraff und Fon Galega I., dem Herrscher des Bali-Chamba Reiches im Grasland, einen prominenten Raum ein. Diese Bilder standen für die Beziehungen zwischen den beiden Regionen. Galega und Zintgraff gingen 1891 ein vertraglich und durch eine Blutsbruderschaft geschlossenes militärisches Bündnis ein, weil sie zunächst ähnliche stra-

1 Martin Doll/Stefanie Michels: Koloniale Verbindungen. Zur Einleitung, in: dies. (Hg.): Liaisons coloniales. Rhénanie/Grassfields – Allemagne/Cameroun. Catalogue des expositions à Düsseldorf et Dschang / Colonial Connections. Rhineland/Grassfields – Germany/Cameroun. Catalogue of the Exhibitions in Düsseldorf and Dschang, Berlin 2021, S. 6-9, hier S. 6.

2 Ebd., S. 7.



Abb. 1: Ausstellungsansicht im Stadtmuseum Düsseldorf.

teigische Ziele im Grasland verfolgten. Anhand von Biografien und heute musealen Objekten wurde die Mobilität zwischen beiden Regionen im 19. und frühen 20. Jahrhundert dargestellt. Mit Josef Mamingo und Bai Tabe wurden zwei bisher unbekannte Biografien aufgezeigt, die das große Potential weiterer Forschungen andeuten. Aus dem Städtischen Museum Braunschweig wurde ein fragiles Objekt geliehen: ein von Frauen getragener „Lendenschurz“, der zu den wenigen deutschen Überlieferungen weiblicher Lebensformen im Grasland zählen. Eugen Zintgraff hatte diesen „Schurz“ aus dem Grasland mitgebracht. Anders als in der ethnografischen Ausstellungspraxis in Deutschland wurde das Objekt hier in seinen historischen Kontext gesetzt und ihm der verdiente Raum gewidmet.

Die Veränderung der thematischen Einheiten und damit der gesamten Präsentation in der zweiten Ausstellung in Dschang lag zum einen im Fortschritt der Forschung begründet. Es waren studentische Arbeiten entstanden, Kontakte mit weiteren Wissenschaftler*innen und anderen Personen aus dem Grasland geknüpft und vertieft worden. Und auch in Düsseldorf wurden neue Materialien und Zugänge entdeckt, die durch unsere erste Ausstellung und begleitende Veranstaltungen angestoßenen Debatten in der Stadt weitergeführt worden waren. Zu den Veränderungen zwangen uns zum anderen die Unterschiede der Ausstellungsräume, die Unterschiede der verfügbaren Ressourcen für den Ausstellungsaufbau sowie die Undurchführbarkeit der Versicherung und des Transportes der in Düsseldorf ausgestellten musealen Objekte nach Kamerun.

Die aus dieser scheinbaren Notsituation geborene Neukonzeptionierung der Ausstellung in Dschang brachte wiederum neue Geschichten, neues Material und neue historische sowie aktuelle Verbindungen hervor. Zum Beispiel wurde im Zentrum der Ausstellung die Kopie einer Skulptur von einer Tochter des 1914 von der deutschen Kolonialverwaltung erhängten Königs in Foto-Dschang, Foo Nelo, präsentiert. Das Original der Skulptur befindet sich nach Angaben der Chefferie Foto in einem Museum in Deutschland. Ebenfalls aus der Sammlung der Chefferie Foto erhielt die Ausstellung Backsteine aus der deutschen Kolonialzeit, deren Produktion im Grasland zu dieser Zeit begann. Heute werden die Backsteine in Kamerun anders produziert und von den historischen Brennöfen sind nur noch Spuren zu finden. Mit diesen historischen Backsteinen, Wellblech, das ebenfalls ein weit verbreitetes Baumaterial während der deutschen Kolonialzeit im Grasland war, und regionalen Ressourcen wie Raphia wurden die Ausstellflächen konstruiert.



Abb. 2: Ausstellungsöffnung im Musée des Civilisations, Dschang.

Beide Male waren die Ausstellungs- und Objekttexte in zwei Sprachen verfasst: in Düsseldorf Deutsch und Französisch, in Dschang Englisch und Französisch.

Detaillierte Beschreibungen und einige Ergebnisse des Projektes sind u.a. auf der Webseite³ und in Publikationen⁴ zu finden. Weitere Informationen, einige Ausstellungstexte und -fotografien sowie ein Gesamtverzeichnis der Exponate beider Ausstellungen sind im Katalog⁵ zur Ausstellung zu finden.

3 www.deutschland-postkolonial.de, [2.1.2021].

4 Albert Gouaffo/Stefanie Michels (Hg.): Koloniale Verbindungen – transkulturelle Erinnerungstopographien. Das Rheinland in Deutschland und das Grasland Kameruns, Bielefeld 2019.

5 Martin Doll/Stefanie Michels (Hg.): Liaisons coloniales. Rhénanie/Grassfields – Allemagne/Cameroun. Catalogue des expositions à Düsseldorf et Dschang / Colonial Connections. Rhineland/Grassfields – Germany/Cameroon. Catalogue of the Exhibitions in Düsseldorf and Dschang, Berlin 2021.

„Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“

Urs Lindner

Die Universität Erfurt bietet mit dem Studium Fundamentele ein Format, das alternative Formen der Wissensaneignung und -vermittlung fördert. Innerhalb ihres BA-Studiums müssen die Studierenden mehrere interdisziplinäre Seminare besuchen, die entweder von ihnen selbst oder von mindestens zwei Lehrenden aus verschiedenen Fächern organisiert werden. Die Ausstellung „Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“ geht auf ein solches Format zurück. Studierende und Lehrende, die teils in der Initiative Decolonize Erfurt aktiv waren – Pia Gleich, Charlotte Hoes, Rojda Kizilpinar, Urs Lindner, Jannes Pittermann, Luise Sasse, Cécile Stehrenberger, Juhi Tyagi und Vivianne Moana Wilmot –, haben im Wintersemester 2018/19 gemeinsam den Kurs „Deutschlands koloniale Vergangenheit in Geschichte und Gegenwart“ angeboten. Neben der Ausstellung wurde dort ein dekolonialer Stadtrundgang entwickelt.

Zentral für die Ausstellung wie auch den Stadtrundgang ist die Annahme, dass sich Kolonialismus hierzulande nicht auf die Zeit des Kolonialbesitzes des Deutschen Reiches zwischen 1884 und 1919 beschränkt. Die koloniale Eroberung der Welt wurde nicht von einzelnen Nationalstaaten, auch nicht von einzelnen Imperien vollzogen. Sie war ein gesamteuropäisches Projekt der Kooperation und Konkurrenz mehrerer Imperien,

das auch das kontinentale Hinterland, das spätere Deutschland, einschloss. Eine solche „transimperiale Perspektive“¹ erlaubt es, deutsche Beteiligungen am Kolonialismus in ihrer ganzen Breite zu untersuchen und nicht-staatliche Akteure wie Handels Häuser, Missionsgesellschaften und vielfältig aktive Einzelpersonen einzubeziehen. Entsprechend beginnen die kolonialen Verflechtungen, die die Ausstellung thematisiert, bereits lange vor 1884, nämlich im Jahr 1503, als die Kaufmannsfamilie der Fugger in Erfurt eine Faktorei errichtete. Und sie haben auch nach 1919 fortgewirkt – vermittelt über Rassismus und globale Ungleichheit bis in die Gegenwart: „Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“.

Die Ausstellung bestand zunächst aus 15 Postern, einem einführenden und 14 thematischen, die je eine Station des Stadtrundgangs repräsentieren und von der Erfurter Graphikdesignerin Marianne Conrad gestaltet wurden. Die thematischen Poster richten sich einerseits auf lokale Spezifika des kolonialen Erbes: die Erfurter Baumwollfirma Johann A. Lucius, die eine Plantage in Deutsch-Ostafrika besaß, den auf Kartographie spezialisierten Gothaer Perthes-Verlag, der heute über die Universitätsbibliothek mit der Thüringer Landeshauptstadt verbunden ist, das in Deutschland einmalige Burenhaus, das an den zweiten Burenkrieg erinnert, die vom Erfurter Kolonialbeamten Wilhelm Knappe zusammengetragene „Südseesammlung“, den ebenfalls aus Erfurt stammenden Antikolonialisten Willi Münzenberg sowie die rassistische Hetzjagd auf algerische Vertragsarbeiter, die 1975 in der damaligen DDR-Bezirkshauptstadt stattfand. Andererseits nehmen die Poster das Allgemeine des Kolonialismus und seiner Nachwirkungen in den Blick: anhand der Faktorei der Fugger den deutschen Frühkolonialismus, anhand der M-Apotheke kolonialrassistische Symboliken, anhand des Nettelbeckufers den Versklavungshandel, anhand der Konrad-Adenauer-Stiftung den Kolonialrevisionismus ihres Namensgebers, anhand des Zoos Völkerschauen und Exotismus, anhand von Smartphones neokoloniale Produktionsketten und Konsummuster, anhand des Theaters die Praxis des Blackfacing sowie anhand des mittlerweile geschlossenen GIZ-Ablegers die Kolonialität von Entwicklungspolitik. Indem



Abb. 1: Vitrine der Ausstellung „Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“ zur „Kolonialität der Blumenstadt“, Dezember 2019, Universitätsbibliothek Erfurt.

¹ Daniel Hedinger/Nadine Heé: Transimperial History – Connectivity, Cooperation and Competition, in: *Journal of Modern European History* 16, Heft 4 (2018), S. 429–452; Urs Lindner/Cécile Stehrenberger: Thüringens koloniales Erbe. Ein Überblick, in: *Heimat Thüringen* 27, Heft 1 (2020), S. 2–8, <https://decolonizeerfurt.wordpress.com/thuringens-koloniales-erbe-ein-ueberblick/>, [2.1.2021].

die Ausstellung das Allgemeine (in seinen gegenständlichen Manifestationen) und das Lokalspezifische des kolonialen Erbes miteinander verknüpft, gibt sie Einblick in die Vielgestaltigkeit des Kolonialismus als Herrschafts- und Wissensform. Versucht wurde dabei auch, Perspektiven der unmittelbar vom Kolonialismus/Rassismus Betroffenen einzubeziehen und Geschichten des Widerstands zu erzählen bzw. diesen zu einem Orientierungspunkt zu machen.²

Gezeigt wurde die Ausstellung im Frühjahr 2019 zunächst sechs Wochen lang im Haus Dacheröden, einem zentralen Ort des Erfurter Kulturlebens, sowie zwei weitere Wochen im Thüringer Landtag. Am Ende des Jahres war sie nochmals, in erweiterter Fassung, für sechs Wochen in der Bibliothek der Universität Erfurt zu sehen. Hinzu kamen dabei zwei neue Poster: eines zu dem anticolonialen Vortrag, den der Kiswahili-Dozent Mdachi Bin Sharifu 1919 im Erfurter Kaisersaal hielt, das andere zur Show des indischen Menaka-Balletts im Reichshallentheater im Jahr 1936. Ein Informationstisch der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland bot mit Büchern und einem Bildschirm die Möglichkeit, sich mit afrodeutschen Perspektiven auf Rassismus und Kolonialismus näher auseinanderzusetzen. Last but not least wurden die Poster durch drei Vitrinen mit Objekten ergänzt. Diese erzählen anhand von selbstgebastelten, gekauften oder geliehenen Alltagsgegenständen weitere Kolonialgeschichten aus Erfurt und Thüringen. So z.B. anhand zweier Plastik-Usambaraveilchen die Kolonialität von Zierpflanzen und die Rolle, die das Erfurter Gartenbauunternehmen Bernary darin gespielt hat. Konzipiert wurde diese Erweiterung der Ausstellung in einem zweiten Studium Fundamentale-Seminar, das Bernhard Kleeberg, Urs Lindner und Cécile Stehrenberger im Wintersemester 2019/20 angeboten haben.

Ausstellung und Stadtrundgang haben das koloniale Erbe zu einem Thema gemacht, das in der Erfurter Stadtgesellschaft kontrovers diskutiert wird. Zusammen mit der Kampagne zur Umbenennung des Nettelbeckufers in Gert-Schramm-Ufer, die 2020 von Decolonize Erfurt und der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland begonnen wurde, haben sie Stadtrat und Stadtverwaltung dazu gebracht, sich der Aufarbeitung der Erfurter Kolonialgeschichte zu verpflichten. Bei diesem Erfolg dürften zwei Faktoren ausschlaggebend gewesen sein: zum einen die allgemeine kulturpolitische Konjunktur, die in Richtung Erweiterung der Erinnerung weist. Zum anderen scheint die Ausstellung die richtige geschichtspolitische Balance ge-

funden zu haben. Sie war wissenschaftlich fundiert genug, um ernst genommen zu werden. Sie war hinreichend provokativ und konfrontativ, um so manches Gemüt zu erhitzen. Etwa, wenn es auf dem Einführungsposter heißt:

„Anders als Reformation, Industrialisierung oder Nationalsozialismus gehört der Kolonialismus nicht zu den historischen Phänomenen, die üblicherweise mit Deutschland im Allgemeinen und Erfurt im Besonderen in Verbindung gebracht werden. Nach wie vor gibt es für ihn kaum Platz in der öffentlichen Erinnerungskultur und der Auseinandersetzung der deutschen Mehrheitsgesellschaft mit ihrer Vergangenheit. So existiert auch in Erfurt kein Denkmal, das an den Genozid an den Herero und Nama erinnern würde. Stattdessen wird an verschiedenen Orten der Stadt auf historische Figuren, Praktiken und Konstellationen verwiesen, ohne deren Kolonialität kritisch zu befragen. Schweigen, Bagatellisieren und mitunter sogar die Umwendung ins Positive sind gängige Umgangsweisen.“

Allerdings bleibt die Ausstellung in mindestens einer Hinsicht einem klassischen Verständnis von Kolonialismus verhaftet: der sog. „Salzwasser-These“.³ Kolonialismus wird als etwas präsentiert, das sich in Übersee abgespielt bzw. uns durch unsere überseeischen Beziehungen und Begegnungen geprägt hat. Außen vor bleiben damit Kolonisierungsprozesse, wie sie auf dem europäischen Kontinent stattgefunden haben, allen voran die deutsche Ostexpansion seit dem späten 18. Jahrhundert.⁴ Werden diese Prozesse in den Blick genommen, kompliziert sich das ohnehin schon hochkomplexe Kolonialismusverständnis weiter. Im Raum stehen dann Fragen wie diejenige nach dem Verhältnis von (Siedlungs-)Kolonialismus und NS bzw. nach dem Verhältnis von antischwarzem Rassismus und antislawischem Rassismus, Antiziganismus und Antisemitismus. Diese Fragen werden Nachfolgeprojekte beschäftigen.



Abb. 2: Hängung der Tafeln zur Ausstellung „Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“, Dezember 2019, Universitätsbibliothek Erfurt.

² Vgl. Viviann Moana Wilmot/Mirjam Elomda/Cécile Stehrenberger/Urs Lindner/Naomie Gramlich/Jana Mangold: Erfurt dekolonisieren, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft 12, Heft 1, 2020, S. 106–120, www.zfmedienwissenschaft.de/heft/text/erfurt-dekolonisieren, [2.1.2021].

³ Robert L. Nelson: Introduction: Colonialism in Europe? The Case against Salt Water, in: ders. (Hg.): Germans, Poland, and Colonial Expansion to the East. 1850 Through the Present, Basingstoke 2009, S. 1–9.

⁴ Vgl. auch Marc Terkessidis: Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute, Hamburg 2019.

„Rum, Schweiß und Tränen“.

Die regionale Aufarbeitung eines binationalen Kolonialerbes

Marco L. Petersen

Rum, Schweiß und Tränen – hinter dem gleichsam plakativen wie provokanten Titel für eine Sonderausstellung im Flensburger Schiffahrtsmuseum stand ein als „mutig“ geadeltes Projekt, das rückblickend betrachtet auch durch ein gewisses Maß an Naivität getragen wurde. Der Titel der Ausstellung sollte dazu beitragen, die unbequemen Aspekte der Flensburger Kolonialgeschichte zu thematisieren. Eine Geschichte, welche die Stadt an der Förde zwar nachhaltig prägte, seit Jahrzehnten aber allenfalls in Erscheinung trat, um als romantisierendes Klischee dem maritimen Tourismusprofil der Hafenstadt einen exotischen Anstrich zu verleihen. Um einen nötigen Perspektivwechsel einzuleiten und erstmals auch einen kritischen afrikanisch-karibischen Blick auf diesen Teil der Stadtgeschichte zu werfen, konnte man dank eines Förderprogramms der Bundeskulturstiftung die jamaikanische Kulturwissenschaftlerin Dr. Imani Tafari-Ama als Kuratorin für die Ausstellung gewinnen.

Und tatsächlich zeichnete sich bereits im Vorfeld der Ausstellung ein enormes Medieninteresse ab, das getragen durch eine überregionale Kolonialismusdebatte dem Flensburger Projekt bundesweite Aufmerksamkeit bescherte. Lange vor der Eröffnung gab es Interviewanfragen großer überregionaler Zeitungen und Rundfunkhäuser. Die lokale Politik zeigte sich angesichts des Medienechos zwar geschmeichelt, äußerte jedoch auch Besorgnis. Es wurde angemahnt, die zukünftige Ausstellung nicht zu politisch auszurichten, um das nachbarschaftliche Verhältnis zu Dänemark nicht zu belasten. Das zeigt, dass man im Norden der Bundesrepublik, zusätzlich zum ohnehin schon schwierigen Diskurs um das koloniale Erbe, auch noch vor der Herausforderung zweier beteiligter Nationalstaaten steht.

Bevor die ehemaligen Herzogtümer Schleswig und Holstein im Zuge der Reichseinigungskriege dem Deutschen Reich angegliedert wurden, das nicht lange nach seiner Gründung auch einen „Platz an der Sonne“ beanspruchte, waren sie Teil des dänischen Gesamtstaates, der seinerseits während der Blütezeit der Handelskompanien als Kolonialakteur auftrat. Durch eine Volksabstimmung nach dem Ersten Weltkrieg wurden die nördlichen Gebiete des Landesteils Schleswig wieder Dänemark zugesprochen, während der südliche Teil, wie auch Holstein, beim Deutschen Reich verblieb. Diesen territorialen Verschiebungen ist es zu verdanken, dass man die kolonialen Rückbe-



Abb. 1: Die Plakatgestalter der Ausstellung griffen das Maskottchen eines Flensburger Rumhauses auf, versahen es aber mit trauriger Mimik und blutroten Tränen. Während man in Flensburg die Intention des Entwurfs nachvollziehen konnte, begegnete man überregional dem zulässigen Vorwurf, stereotype Darstellungen zu reproduzieren.



Abb. 2: Ein Ziel der Ausstellung war es, mit der Gegenüberstellung von tradierten eurozentrischen Sichtweisen und afrikanisch-karibischen Perspektiven neue Denkweisen zu provozieren.

züge Deutschlands und Dänemarks auch im jeweils anderen Land finden kann. Vor den national determinierten und teils konkurrierenden Erinnerungskonzepten der beiden Staaten ist dies eine besondere Herausforderung für ein ohnehin schwieriges gemeinsames Erbe.

Nirgendwo in Norddeutschland wird diese Problematik so deutlich wie in Flensburg. Die heutige Grenzstadt war einst die zweitgrößte Hafenstadt Dänemarks und profitierte maßgeblich vom Handel mit den überseeischen Besitzungen der Monarchie.

Dass das kleine Dänemark als ehemalige europäische Mittelmacht seit dem 17. Jahrhundert einer der ersten und einflussreichsten Kolonialstaaten war, ist heute aber weitgehend unbekannt. Das mag auch daran liegen, dass die dänisch kontrollierten Gebiete (wenn man von den um das Nordmeer gelegenen Kolonien wie Island und Grönland einmal absieht) in ihrer flächenmäßigen Ausdehnung im Vergleich zu den Kolonialreichen anderer europäischer Staaten eher klein waren. Die Lage der überseeischen Stützpunkte eignete sich jedoch besonders, um einen florierenden transatlantischen Dreieckshandel zu betreiben. Zu den Forts an der Küste des heutigen Ghanas und einigen Inseln in der Karibik kamen Handelsstationen in Indien. Vor allem der Handel mit „Dänisch-Westindien“, womit die karibischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. John gemeint waren, bescherte Flensburg im 18. und 19. Jahrhun-

dert eine wirtschaftliche Blütezeit. Flensburgs Handwerk und die Landwirtschaft der weiteren Umgebung versorgten die Inseln mit Nahrungsmitteln und Bedarfswaren des täglichen Lebens. Auch große Mengen an Ziegelsteinen nahmen die Schiffe an Bord. Auf den heutigen US Virgin Islands ist die daraus entstandene Architektur als materielles Kulturerbe ebenso allgegenwärtig wie die repräsentativen Kaufmannshäuser im Flensburger Stadtbild, die durch koloniale Gewinne finanziert wurden.

Mit ihrer Rückkehr aus der Karibik hatten die Flensburger Schiffe vornehmlich Rohrzucker von den Plantagen und den so genannten „Pure Rum“ eingeführt. Dieser wurde in unzähligen Zuckersiedereien und Destillen der Hafenstadt zu Rum-Verschnitt veredelt, ein lukratives Geschäft, das Flensburgs Ruf als Deutschlands bekannteste „Rum-Stadt“ begründete.

Der direkte Handel mit versklavten Afrikanern war den Flensburger Kaufleuten nicht gestattet. Seinerzeit wurde dies bedauert und missbilligt – heute wird der Umstand hingegen gerne als Beleg angeführt, frei von Schuld am Unrecht der Versklavung zu sein. So bietet die „Rumregatta“ als unbestrittener Höhepunkt der Stadt- und Hafenfeste ein ebenso ungetrübtes Vergnügen wie die nach den karibischen Inseln benannte Beach-Bar oder die bei Touristen beliebte „Rum & Zucker Meile“, bei der die architektonischen Überreste der ehemals namhaften Spirituosenanbieter bestaunt werden können.



Abb. 3: Die Anordnung vieler Exponate in Themenboxen auf dem Boden zwang die Besucher eine andere „Haltung“ einzunehmen.

Erklärtes Ziel der Ausstellungskuratorin war, diese als „koloniale Amnesie“ diagnostizierte Ausblendung der eigenen Verflechtung in die Schattenseiten des Kolonialismus schonungslos darzulegen. Gemeinsam mit der Kreativagentur Impuls Design wurde ein Konzept entwickelt, um jene Strategien und Praktiken von Gewalt, Rassismus und Stereotypisierung zu zeigen, die die koloniale Herrschaft über Jahrhunderte legitimierten. Auch Formen des afrikanischen Widerstands, der Selbstbehauptung und des Überlebens sollten wichtige Aspekte der Installation sein.

Der Besucher sollte irritiert und herausgefordert werden. Ein Großteil der Exponate wurde darum in Themenboxen auf dem Boden angeordnet. Auf diese Weise musste man sich bücken und eine andere „Haltung“ einnehmen. Währenddessen liefen die Besucher auf dem Umriss eines historischen Sklavenschiffes, auf dem, dicht an dicht in weißen Linien, menschliche Umrisse gemalt waren, was die Assoziation eines Tatortes wecken sollte. Das Sklavenschiff wies in Fahrtrichtung von Ghana zu den Jungferninseln und ragte über das Gebäude des Schiffahrtsmuseums hinaus in den Stadtraum.

Die Ausstellung hat polarisiert und eine emotionale öffentliche Debatte ausgelöst. Das Museum verzeichnete einen Besucherrekord und erhielt eine ungewöhnlich hohe Zahl an Dankesbriefen. Dabei wurde häufig die Notwendigkeit unterstrichen, die Sonderausstellung dauerhaft ins Museum zu integrieren. Ein Großteil der überregionalen Presse lobte den Ansatz, erstmals das koloniale Erbe auf diese Weise thematisiert zu haben. Gleichwohl gab es auch empörte Reaktionen über die Inse-

nierung eines unmittelbaren Zusammenhangs zwischen Versklavung und örtlichem Handel. Die Sorge der Politik teilten einige Nachfahren aus der örtlichen Kaufmannschaft, die das Ansehen ihrer Vorfahren beschmutzt sahen. Als zu emotional und damit unwissenschaftlich kritisierten zudem einzelne Stimmen die Herangehensweise der engagierten Kuratorin.

Während sich die regionalen afrikanischen Communities zurückhaltend zeigten, kam auch eine große Zahl von Besuchern aus Dänemark. Entgegen aller Befürchtungen blieb die Kritik von Seiten des nördlichen Nachbarn aus. Dies könnte auch dem Umstand geschuldet sein, dass man Flensburger Geschichte als eine deutsche Angelegenheit betrachtet. Umso wichtiger erscheint es darum, jegliche Bemühungen zur Aufarbeitung dieser Vergangenheit gemeinsam mit dänischen Partnern anzugehen.

Auch die Ausstellung „Rum, Schweiß und Tränen“ war Teil eines größeren grenzüberschreitenden Vorhabens. Das Projekt „Sønderjylland-Schleswig Kolonial“ wurde seit 2014 vom Schiffahrtsmuseum Flensburg gemeinsam mit dem dänischen Museum Sønderjylland sowie der Zentralbibliothek für die dänische Minderheit in Deutschland als deutsch-dänische Kooperation zur Aufarbeitung der gemeinsamen Kolonialgeschichte initiiert. Anlass war der einhundertste Jahrestag des Verkaufs der dänischen Karibikinseln mitsamt ihren Bewohnern an die USA im Jahre 1917. Im Rahmen des Projektes hatte man eine ganze Reihe von Aktivitäten durchgeführt. Dazu gehörte eine Tagung mit internationalen Wissenschaftlern, Fortbildungen für Gästeführer und Lehrer, die Erarbeitung von Unterrichtsmaterialien, regelmäßige World-Cafés sowie weitere Ausstellungen.



Abb. 4: Dass es auch in Dänemark vielfältige Spuren deutscher Kolonialgeschichte gibt, wurde erstmals mit der Ausstellung „Der Traum von Afrika“ gezeigt.

Eine mobile Ausstellung von knapp zwei Dutzend Roll-ups, die koloniale Erinnerungsorte und Bezüge der gesamten Region vorstellten, wurde über fast zwei Jahre in verschiedenen öffentlichen Institutionen des gesamten Grenzlandes gezeigt.

Als Äquivalent zur Flensburger Ausstellung zeigte das Museum Sønderjylland im dänischen Aabenraa (Apenrade) zudem eine Ausstellung über regionale Bezüge des deutschen Kolonialismus in Dänemark. Im Mittelpunkt standen Nachlässe von Militärs, Beamten, Landwirten, Missionaren, Kaufleuten und Ingenieuren, die aus der damals deutschen Region nach Afrika gingen, um Teil des kolonialen Projektes zu sein. Ihre Motivationen waren so vielfältig, wie die Erfahrungen und Objekte, die sie mit nach Hause brachten. Diese konnten für die Ausstellung in dänischen Familien oder Archiven aufgespürt und so erstmals der Öffentlichkeit gezeigt werden. Ein zweisprachiger Ausstellungskatalog fasst die Geschichte der Menschen und die Wirkung der Kolonien auf die damalige Gesellschaft zusammen. Neben der eher wissenschaftlichen Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit war es dem Projekt ein Anliegen, die Thematik auch durch künstlerische und kulturtragende Ansätze zu erschließen. Damit sollten neue Perspektiven ermöglicht und zudem weitere Bevölkerungsgruppen angesprochen werden. Ein kommentiertes Live-Hörspiel, Performances internationaler Künstler, dramaturgische Erzählungen und szenische Vorträge in Zusammenarbeit mit Theaterwerkstätten gehörten ebenso zum Programm wie Lesungen von Schriftstellern.

Den Abschluss des Projektes bildete die Herausgabe eines großformatigen Sammelbandes, der auf knapp 500 Seiten die kolonialen Erinnerungsorte der Region vorstellt. Durch die weltweite „Black-Lives-Matters-Bewegung“ befördert, stießen auch die regionalen Kolonialbezüge inzwischen auf ein breites Interesse. Einige Artikel haben darum erneut, wie schon im Fall der Flensburger Ausstellung, für ein bundesweites Medienecho gesorgt. Spätestens seitdem von verschiedenen Seiten gefordert wurde, die im öffentlichen Raum nun als kolonial belastet geltenden Benennungen zur Diskussion zu stellen, befasst sich auch die Politik mit der Thematik. Die Emotionalität im Diskurs um eine postkoloniale Erinnerungskultur lässt sich aber weiterhin nicht selten an der polemischen Kritik erkennen. Insofern wäre es nachvollziehbar, wenn Wissenschaftler ein solches Projekt scheuen. Im Falle der Flensburger Initiative waren Mut und ein wenig Naivität der Projektpartner größer als die möglichen Bedenken und so konnte letztlich ein wichtiger Impuls zur Aufarbeitung eines binationalen kolonialen Erbes gegeben werden.



Abb. 5: Die auf St. Croix geborene performance-Künstlerin Oceana James reflektiert für das Projekt die afrikanischen Wurzeln der karibischen Kultur.

Publikationen im Kontext der Ausstellungen:

- Susanne Grigull: „Rum, Schweiß & Tränen – Flensburgs koloniales Erbe“, in: *Museumskunde* 83, Heft 2 (2018), S. 21–23.
- Jesper Leth Mikkelsen: *Drømmen om Afrika. Der Traum von Afrika. Sønderjyderne og de tyske kolonier. Die Schleswiger und die deutschen Kolonien, Aabenraa 2017.*
- Marco L. Petersen (Hg.): *Sønderjylland-Schleswig Kolonial. Kolonialismens kulturelle arv i regionen mellem Kongeåen og Ejderen. Das kulturelle Erbe des Kolonialismus in der Region zwischen Eider und Königsau, Odense 2018.*
- Imani Tafari-Ama: *Rum, Schweiß und Tränen. Flensburgs Kolonialgeschichte und Erbe*, in: ADS-Grenzfriedensbund e.V., Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig (Hg): *Grenzfriedenshefte, Jahresband 2017*, S. 85–104.
- Darstellung des Projektes auf der Internetpräsenz des Unternehmens Impuls Design: www.impuls-design.de/koloniales-erbe, [09.12.2020].

„Freiburg und die deutsche Kolonialgeschichte in Afrika“.

Eine folgenreiche Ausstellung von freiburg-postkolonial. Ein Erfahrungsbericht

Heiko Wegmann

Das Forschungs- und Bildungsprojekt freiburg-postkolonial wurde Anfang 2005 von mir gegründet. Nach mehreren Jahren Recherche begann ich 2010 mit der Erstellung einer Ausstellung.¹ Sie bildete neben wissenschaftlichen und journalistischen Publikationen, einer Website sowie Stadtführungen einen weiteren Baustein, der zur öffentlichen Sensibilisierung und Vermittlung der Forschungsergebnisse beitragen sollte.

Diese Ausstellung mit dem Titel „Freiburg und die deutsche Kolonialgeschichte in Afrika“ gab den Anstoß für eine breitere Auseinandersetzung der Öffentlichkeit mit der Thematik. Dies trug unter anderem dazu bei, dass derzeit an einer Sonderausstellung der städtischen Museen Freiburgs zum Thema gearbeitet wird, deren Eröffnung Mitte 2022 vorgesehen ist.

Meine Ausstellung ist in zwölf Themenbereiche gegliedert. Der Umfang wurde im Laufe der Zeit von 23 auf 31 Plakate erweitert.² Darauf werden Aspekte wie Auswanderung im 19. Jahrhundert, Exotismus, museale Sammlungen und kolonialpolitische Öffentlichkeit und die Kolonialbewegung in Freiburg als Teil der deutschen Kolonialgeschichte dargestellt. In einer Beschreibung aus dem Jahr 2012 heißt es:

„1884 begann das Deutsche Reich mit der Aneignung und Ausbeutung von Kolonien in Afrika, Asien und dem Pazifik. Sie wurden benutzt als Rohstofflieferanten, Exportmärkte, Auswanderungsgebiete und Prestigeobjekte. Diese Prozesse schlugen sich auch in Freiburg im Breisgau nieder, nicht nur in Berlin oder Hamburg. Beamte, Missionare, Händler und Forscher gingen in die Kolonien und brachten ihre Erfahrungen mit nach Hause. Militärs wurden oft für den Rest ihres Lebens vom Kolonialdienst geprägt. Gemeinsam

mit Professoren, Wirtschaftsführern und anderen Honoratioren engagierten sie sich in diversen Kolonialvereinen. Über Jahrzehnte – auch zur NS-Zeit – bildeten diese Gruppen Teile der lokalen Öffentlichkeit, deren Presse ohnehin prokolonial eingestellt war. Daneben stand die universitäre Kolonialforschung in Form von »Rassenforschung«, Völkerkunde, Geografie oder Volkswirtschaft. Inszenierte »Völkerschauen« führten den Freiburger*innen Kolonisierte vor, um exotistische Bedürfnisse zu befriedigen und sie in ihrem Glauben an die eigene höhere Zivilisation zu bestärken.“³

Das erste Mal wurde die Ausstellung im Rahmen des „Deutsch-Afrikanischen Wirtschafts- und Entwicklungs-Forums Freiburg“ (4.-6. Juni 2010) im Bürgerhaus Seepark gezeigt. Dieser Anlass war auch einer der Gründe dafür, sich in der Ausstellung auf Afrika zu konzentrieren und die anderen ehemaligen Kolonialgebiete eher am Rande zu thematisieren. Das zweite Mal wurde die Ausstellung begleitend zu einem der in Deutschland und insbesondere auch Freiburg seltenen Vorträge von afrikanischen Aktivist*innen präsentiert: Ebenfalls im Juni 2010 hielt Esther Utjua Muinjangu an der Evangelischen Hochschule Freiburg den Vortrag „100 years of silence. The case of the Ovaherero Genocide“. Sie war zu der Zeit Vorsitzende des Ovaherero Genocide Committee und Dozentin der University of Namibia (Windhoek).

Von Mitte November bis Mitte Dezember 2010 wurde die Ausstellung erstmals über einen längeren Zeitraum in den Räumen des iz3w Freiburg („informationszentrum 3. Welt“) gezeigt. Sie begleitete die große Wanderausstellung „Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“ von recherche international e.V., die mehrere Institutionen nach Freiburg geholt hatten.

1 An der Erstellung hat Korbinian Böck im Rahmen eines studienbegleitenden Praktikums mitgewirkt.

2 Die Papier-Plakate sind etwa 31 cm breit, 83 cm hoch und an Aluminiumröhrchen befestigt. Sie lassen sich so relativ leicht einrollen, transportieren und aufhängen. Diese Herstellungsweise durch den Layouter Jürgen Baumeister ermöglicht kurzzeitige „pop up“-Ausstellungen, auch wenn ein gewisser Raumbedarf besteht.

3 Gedrucktes Veranstaltungsprogramm 10/2012 des Kommunalen Kinos Freiburg, siehe auch www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/va.htm, [15.11.2020].

Im Jahr 2012 stand die Ausstellung im Zentrum der Veranstaltungsreihe „DEUTSCHER KOLONIALISMUS – VERGANGENHEIT UND GEGENWART“, die von iz3w und freiburg-postkolonial in Zusammenarbeit mit Kommunalem Kino, Literaturbüro und Eine Welt Forum Freiburg organisiert wurde.⁴ Erstmals wurde auch ein englischsprachiges Handout „German Colonialism in Local History“ ausgelegt.⁵ Die Kombination der in der „Galerie“ des Kinos dargebotenen Ausstellung mit Filmen, Vorträgen und Diskussionen erwies sich als sehr vorteilhaft.

Die Veranstaltungsreihe hat unterschiedlichste Reaktionen hervorgerufen: Auf eine positive Besprechung in der Badischen Zeitung reagierte die Pressestelle der Freiburger Universität, indem sie Druck auf die Zeitung ausübte. Sie drohte mit presserechtlichen Schritten, weil sie ihren Umgang mit menschlichen Überresten aus ehemaligen Kolonien in ihrer anthropologischen Alexander-Ecker-Sammlung sachlich falsch dargestellt sah. Abgesehen von einer kritisierbaren Wortwahl des Rezensenten – er hatte das Schädel-Magazin des Uni-Archivs in seinen eigenen Worten als „Asservatenkammer“ bezeichnet – ging es der Universität um das Ansehen ihrer Rolle in der Restitutionsdebatte. Letztlich druckte die Zeitung eine kurze, aus meiner Sicht problematische „Richtigstellung“ im Sinne der Pressestelle ab, sowie als Reaktion darauf noch einen klärenden Leserbrief von mir.⁶

Auf der anderen Seite wurde die Veranstaltungsreihe vom deutschen Kinematheksverbund als ein herausragendes Beispiel für „kommunales und soziales Engagement“ unseres Mitveranstalters gewürdigt: Das Kommunale Kino Freiburg erhielt den 3. Preis des Kinopreises 2013 in dieser Kategorie. In der Begründung wurde neben dem „großen Zuschauerzuspruch“ auch auf den politischen Erfolg hingewiesen.⁷ Durch die Ausstellung war nämlich ein Mitglied des Stadtrates, Timothy Simms (Bündnis 90/Die Grünen), auf das Thema aufmerksam und aktiv geworden. In Zusammenarbeit mit mir organisierte er Ende 2012 einen Antrag an die Freiburger Stadtverwaltung zum Umgang mit der Kolonialgeschichte. Dieser Antrag wurde von einem erstaunlich breiten, fraktionsübergreifenden Bündnis getragen. In der Begründung wurde explizit auf die Vorarbeiten von freiburg-postkolonial und die Ausstellung hingewiesen.⁸ Das Thema wurde daraufhin 2013 erstmals in dieser Form im Kultur- und im Migrationsausschuss des Gemeinderats debattiert.



Abb. 1: Ein Blick in die Ausstellung in der Galerie des Kommunalen Kinos Freiburg (Oktober 2012).

Die Freiburger Stadtverwaltung stand dem Thema zunächst eher ablehnend gegenüber. Dies geht aus der Informationsvorlage für den Migrationsausschuss hervor: Obwohl die Stadt zum Beispiel korporatives Mitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft gewesen war und 1935 massiv die Durchführung der Freiburger „Reichskolonialtagung“ gefördert hatte, schrieb sie, es gebe „keine direkte Verbindung zwischen der kolonialen Vergangenheit Deutschlands und der Institution der Stadt Freiburg. [...] Wenn an die Untaten des deutschen Kolonialismus erinnert werden soll, kann nur insgesamt an die deutsche Verantwortung erinnert werden.“

Zwar wurde auf bereits 1995 publizierte Forschungen zur städtischen ethnologischen Sammlung verwiesen. In Bezug auf die im Antrag angefragte Berücksichtigung in der Dauerausstellung des Museums für Stadtgeschichte meinte das Kulturamt aber, es gelte „die Einschätzung des Stadtarchivs, dass sich für Freiburg keine besondere Verstrickung in den Kolonialismus feststellen lässt, die eine besondere Heraushebung des Themas rechtfertigt.“ Vage hieß es, im Rahmen von Sonderausstellungen werde „allerdings auch ein Fokus auf das Thema Kolonialismus gerichtet werden“. Darüber hinaus sehe die Verwaltung „gegenwärtig keine Notwendigkeit, einen zusätzlichen Erinnerungsort in Freiburg zu schaffen, da Freiburg wie

4 Die Reihe fand vom 12.10. bis 20.11.2012 statt, die Ausstellung wurde aufgrund der guten Resonanz um zwei Wochen verlängert, siehe Anm. 3.
 5 Angesichts der in den ehemaligen Kolonien verbreiteten Sprachen und Freiburgs Nähe zu Frankreich wäre mindestens auch eine französische Fassung wünschenswert gewesen.
 6 Hartmut Buchholz: Viele Berührungspunkte. „Freiburg und die deutsche Kolonialgeschichte in Afrika“: Eine materialreiche Ausstellung im Alten Wiehrebahnhof, Badische Zeitung, 22.10.2012; Richtigstellung Herero-Schädel, Badische Zeitung, 24.10.2012; Heiko Wegmann: Rückgabe der Herero-Schädel. Welchen Opfergruppen wurde etwas erklärt?, Leserbrief, Badische Zeitung, 2.11.2012.
 7 Pressemitteilung vom 13.9.2013 zum Kinopreis des Kinematheksverbundes 2013.
 8 Umgang der Stadt Freiburg mit der deutschen Kolonialgeschichte, interfraktioneller Antrag der Fraktionsgemeinschaften von Junges Freiburg und Die Grünen, der Unabhängigen Listen und der Fraktionen von CDU, SPD, FDP und Freien Wähler vom 12.11.2012 an Oberbürgermeister Dr. Dieter Salomon und Bürgermeister Ulrich von Kirchbach.

viele andere Städte auch im Kaiserreich Teil einer politischen Struktur gewesen ist, die im ganzen Deutschen Reich koloniale und imperiale Strukturen befördert hat.“⁹

Die Ausschussmitglieder lehnten die hier deutlich werdende Haltung jedoch ab und befürworteten eine tiefergehende Aufarbeitung. Darauf ließ sich die Verwaltung im zweiten Schritt ein.¹⁰ Nachdem auch der Migrationsausschuss dies forderte, erteilte die Stadt Mitte 2015 – erst zwei Jahre später – einem Team unter der Leitung von Professor Bernd Grewe von der Pädagogischen Hochschule Freiburg den Auftrag zur Erstellung einer Studie. Diese wurde schließlich unter Mitarbeit von mir sowie von zwei weiteren Wissenschaftlern erstellt, Ende 2016 dem Kulturstadtrat übergeben und im Mai 2018 von den Autoren im Kulturausschuss präsentiert. Die Studie wurde vom Stadtarchiv herausgegeben und der Öffentlichkeit Anfang 2019 in Buchform präsentiert.¹¹ Außerdem arbeiten die städtischen Museen Freiburgs in der Folge an der zuvor erwähnten großen Sonderausstellung mit dem Arbeitstitel „Freiburg und Kolonialismus: Gestern? Heute!“. Sie soll vom 25.6.2022 bis 11.6.2023 im Augustinermuseum gezeigt werden.



Abb. 2: Vernissage mit Neriman Bayram (Leiterin des Kommunalen Kinos) und Heiko Wegmann (September 2015).

Die Ausstellung von freiburg-postkolonial wurde noch einmal im Rahmen eines größeren Veranstaltungsprogrammes zum zehnjährigen Bestehen des Projektes vom 16.9. bis 10.11.2015 im Kommunalen Kino gezeigt. Dabei wurde eine Station ergänzt, an der der eigens dafür von Martina Backes in Zusammenarbeit mit mir produzierte Audio-Guide „postkoloniale Spurensuche in Freiburg“ zu hören war. Das zweidimensionale Format der Plakate bekam so eine dritte Dimension.¹² Für 2021 war eine überarbeitete Neuauflage avisiert, die im Rahmen der dritten Freiburger antirassistischen und antikolonialen Tagung „Dear White People... Check Your Privilege!“ (DWP)¹³ hätte gezeigt werden können. Im Anschluss an Debatten über die zweite Ausgabe von DWP wurden allerdings Quotierungen für ReferentInnen bei DWP 3 eingeführt: Diese müssen mindestens zu 75% aus Personen bestehen, die sich als BIPOC¹⁴ definieren und ebenfalls müssen auch 75% zu den FLINT¹⁵ zählen. Dies soll gewährleisten, dass üblicherweise marginalisierte Stimmen hier deutlich im Vordergrund stehen.

Die Autoren der freiburg-postkolonial-Ausstellung (ebenso wie der Studie) bilden hinsichtlich Herkunft und Gender jedoch nicht die zu wünschende Diversität ab, auch wenn ihre Arbeit von kosmopolitischen Ansprüchen geleitet ist. Nach der ursprünglichen Kooperationsanfrage an freiburg-postkolonial wurde deshalb seitens des Organisationsteams von DWP 3 schließlich mitgeteilt, dass die Ausstellung wegen des Quotierungsbeschlusses nicht gezeigt werden dürfe. Es bleibt zu hoffen, dass sich zukünftig auch in Freiburg eine integrative und von diversen Perspektiven geprägte Forschungs- und Erinnerungskultur in Bezug auf den deutschen Kolonialismus entwickelt, die den Realitäten einer Einwanderungsgesellschaft gerecht wird.

9 Informations-Vorlage vom Dezernat/Amt III, Städtische Museen Freiburg, Umgang der Stadt Freiburg mit der deutschen Kolonialgeschichte, Drucksache MA-13/002 vom 10.4.2013.

10 Anja Bochtler: Freiburg und seine Kolonialgeschichte. Kulturausschuss diskutiert Verstrickungen der Stadt, Badische Zeitung, 20.4.2013; Informationsvorlage vom Dezernat/Amt III, Städtische Museen Freiburg vom 5.6.2013 für den Migrationsausschuss, Drucksache MA-13/002.1.

11 Bernd-Stefan Grewe/Markus Himmelsbach/Johannes Theisen/Heiko Wegmann: Freiburg und der Kolonialismus. Vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 42), Freiburg im Breisgau 2018.

12 Zum Programm siehe www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/va-2015_10-Jahre-freipok.htm, der Audioguide ist nachzuhören unter www.fernseht-bildung.org/medien/audioguide [beide 15.11.2020].

13 <https://zlev.de/kunst-kultur/dear-white-people-check-your-privilege/programm>, [5.1.2021].

14 BIPOC ist die Abkürzung von Black, Indigenous, People of Color und bedeutet auf Deutsch Schwarz, Indigen während der Begriff People of Color nicht ins Deutsche übersetzt wird.

15 Diese Abkürzung bedeutet Frauen, Lesben, Inter-Menschen, Nichtbinäre Menschen und Trans Menschen.

„Köln Postkolonial – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“

Marianne Bechhaus-Gerst

Dem Ausstellungsprojekt zu Kölns Geschichte als Kolonialmetropole des Westens ging im Sommersemester 2007 ein von mir veranstaltetes Hauptseminar im Fach Afrikanistik mit dem Titel „Afrika und Köln: Eine (post)koloniale Spurensuche“ voraus. Da es zu diesem Thema so gut wie keine Literatur gab, waren eigene Recherchen durch die Teilnehmer*innen gefragt. Erste Ergebnisse dieser Recherchen wurden auf der damals vom Verein „KopfWelten – gegen Rassismus und Intoleranz e.V.“ neu eingerichteten Internet-Präsenz „www.koeln-postkolonial.de“ veröffentlicht. Das Interesse der Studierenden an den eigenständigen Recherchen, die für das Fach Afrikanistik keinesfalls üblich waren, und den unterschiedlichen zu bearbeitenden Themenbereichen war so groß, dass nicht nur verschiedene Magisterarbeiten und eine Dissertation aus dem Seminar hervorgingen, sondern auch eine mögliche Ausstellung bereits angedacht wurde.

Ich entwarf daraufhin ein erstes Ausstellungskonzept, auf dessen Grundlage ich im Sommersemester 2008 ein weiteres Hauptseminar anbot, das die Erarbeitung und Einrichtung der Ausstellung zum Ziel hatte. Bei der Suche nach einem möglichen Ort für diese Ausstellung nahm ich Kontakt zum damaligen Direktor des Kölnischen Stadtmuseums Dr. Werner Schäfke auf. Wenngleich zu diesem Zeitpunkt Kölns koloniale Vergangenheit weder in aktuellen Debatten in der Stadtgesellschaft noch in der historischen Forschung zu Köln eine Rolle spielte, war die Reaktion von Museumsseite so positiv, dass wir nicht nur eingeladen wurden, unsere Ausstellung im Museum zu zeigen, sondern darüber hinaus die nötigen finanziellen Mittel vom Museum bereitgestellt wurden. Die Ausstellung konnte daher durch ein Team aus Studierenden und Mitgliedern unseres Vereins „KopfWelten – gegen Rassismus und Intoleranz e.V.“ unter Federführung des Vereins realisiert werden.

Als besonders positiv muss herausgestellt werden, dass von Museumsseite das Angebot gemacht wurde, die Ausstellung nicht in einem sonst für Sonderausstellungen vorgesehenen, separaten Saal einzurichten, sondern eingebunden in die Dauerausstellung. Da die einzelnen Abteilungen des Museums thematisch geordnet waren, konnten wir mit den verschiedenen Stationen unserer Ausstellung jeweils andocken. So wurde z.B. die Station „Koloniale Wirtschaft“ mitsamt einem vom Mu-

seum eigens aufgebauten Kolonialwarenladen mitten in der Abteilung „Kölner Wirtschaft“ eingerichtet, der „Koloniale Karneval“ wurde der Kölner Karnevalsgeschichte zugeordnet. So konnte die koloniale Vergangenheit Kölns als nicht von der allgemeinen Stadtgeschichte separiert, sondern als integrierter Bestandteil derselben präsentiert werden.

Die Ausstellung umfasste schließlich 36 Standtafeln (1m x 2m), die ergänzt wurden durch Vitrinen mit dreidimensionalen Ausstellungsobjekten, dem bereits erwähnten Kolonialwarenladen sowie einer Hör- und einer Filmstation. Neben allgemeinen Einführungen in die Kolonialgeschichte und das Ziel der Ausstellung wurden die Themen Kolonialer Karneval, Die Anfänge des Kolonialismus in Köln, Koloniale Gewalt, Streben nach Rückgewinnung/Kolonialrevisionismus, Mission und Kolonisation, Wissenschaft und Kolonialismus, Die Kölner Wirtschaft und die Kolonien, Koloniale Kinderwelten, Die (koloniale) Begegnung, Und heute? behandelt. Unter letztgenannter Überschrift wurden sowohl koloniale Spuren im öffentlichen Raum, wie z.B. Straßennamen, als auch Spuren kolonialer Denkmuster in der deutschen Sprache sowie die machtvolle Position des Weißseins in unserer Gesellschaft thematisiert. Die thematischen Schwerpunkte ergaben sich zum einen aus der Zugänglichkeit von Archivquellen in Köln, so wurden u.a. Recherchen im Stadtarchiv, im Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchiv sowie im Universitätsarchiv vorgenommen. Zum anderen sollte ein deutlicher Bezug zur Stadt vorhanden sein, weshalb ein Thema wie der Karneval nicht fehlen durfte.

Die intensivsten Diskussionen im Ausstellungsteam gab es über die Frage, wie mit dem visuellen Erbe des Kolonialismus umgegangen werden sollte. Einigkeit bestand von Beginn an darüber, dass eine bloße Reproduktion von Kolonialfotografien und anderen zeitgenössischen Abbildungen den kolonialen Blick und koloniale Diskurse unbeabsichtigt fortschreiben und bestätigen würde, und zwar unabhängig von den begleitenden kritischen Texten. Wir entschieden uns schließlich dafür, alle Bilder zu dekonstruieren, indem wir eine gewisse Anzahl an kleinen Quadraten, „Pixel“, ausschnitten und aus den Bildern herausfließen ließen. Die kolonialen Bildregime wurden so zerstört und der Blick der Betrachter*innen auf die Bilder wurde irritiert. Von dieser Praxis ausgenommen waren nur Fotografien, auf denen

sich Menschen aus den überseeischen Gebieten möglicherweise selbst präsentierten. Dass diese Irritation gelang, konnten wir den Reaktionen der Ausstellungsbesucher*innen entnehmen. Die Ausstellung wurde durch ein umfangreiches Rahmenprogramm begleitet, das aus neun Vorträgen, einer Podiumsdiskussion zum Thema „Koloniale Straßennamen – wie gehen wir mit diesem Erbe um?“ sowie einem Filmabend („Recolonize Cologne“ von Kanak TV) bestand. Jeden Sonntag um 12 Uhr wurden von unserem Ausstellungsteam offene Führungen angeboten, zusätzliche Führungen konnten gebucht werden. Beide Angebote wurden stark in Anspruch genommen.

Am Tag nach der Ausstellungseröffnung fand in Kooperation mit freiburg-postkolonial.de/ Heiko Wegmann das erste Vernetzungstreffen Postkolonialer Initiativen am Ausstellungsort statt. Die Besucherstruktur des Kölnischen Stadtmuseums ist sehr heterogen, weshalb wir die Ausstellung auf ein sehr gemischtes Publikum ausrichten wollten. Da das Museum nicht zuletzt von vielen Schulklassen besucht wird, sollten die Texte auf den Tafeln für Schüler*innen ab der Mittelstufe verstehbar sein.

Wie viele Besucher*innen sich die Ausstellung schließlich ansahen, lässt sich nicht bestimmen, da sie mit dem allgemeinen Ticket besucht werden konnte. Es wurde aber ein deutlicher Anstieg der Ticketverkäufe beobachtet. Besonders viele Schulklassen aus Köln und der näheren Umgebung besuchten in dieser Zeit das Museum und buchten Führungen durch die Sonderausstellung. Von vielen Lehrer*innen kam die Rückmeldung, das Thema Kolonialgeschichte sei durch den lokalen Bezug sehr viel einfacher zu vermitteln. Aufgrund der großen Nachfrage nach Führungen und der insgesamt hohen Besuchszahlen wurde die Ausstellung, die eigentlich bereits am 21. Februar 2008 hätte enden sollen, bis zum 15. März verlängert.



Abb. 1: Ankündigungsplakat der Ausstellung im Kölnischen Stadtmuseum.

Köln Postkolonial – „Die Geschichte des Afrika-Viertels in Nippes“

Marianne Bechhaus-Gerst

Das so genannte Afrika-Viertel im Kölner Stadtteil Nippes ist ein kolonialer Gedächtnisraum, dessen Namensgebung mit der in Köln starken kolonialrevanchistischen Bewegung der 1930er Jahre sowie der NS-Zeit zusammenhängt und der das Interesse der Bevölkerung am kolonialen Projekt wachhalten sollte. Drei Straßen dieses Viertels erhielten die Namen vermeintlicher kolonialer Helden: Gustav-Nachtigal-Straße, Carl-Peters-Straße und Lüderitzstraße. Zwei Straßen des Ensembles wurden nach den ehemaligen Kolonien „Kamerun“ und „Togo“ benannt. Mit der „Tangastraße“ wollte man an die aus deutscher Sicht „ruhmreiche“ Schlacht des Ersten Weltkriegs bei Tanga im damaligen Deutsch-Ostafrika gegen eine englische Übermacht erinnern. Die Benennungen erfolgten 1935.

Ein Jahr nach dem Ende der Ausstellung im Kölnischen Stadtmuseum erhielt der Verein KopfWelten eine Einladung der Bezirksvertretung des Kölner Stadtteils Nippes, Teile der Ausstellung im Foyer des Bezirksrathauses zu zeigen. Gewünscht war ein Fokus auf die Straßennamen mit kolonialen Bezügen im „Afrika-Viertel“. Damit sollte eine breitere Öffentlichkeit über die Problematik der Benennungen informiert werden. Da zwei der Straßen, die Carl-Peters-Straße und die Lüderitzstraße, 1990 umbenannt worden waren, ohne den historischen Kontext der Benennungen zu berücksichtigen – in geografischer Verkehrung wurde aus der Lüderitzstraße die Usambarastraße, die Carl-Peters-Straße wurde in Namibiastraße umbenannt –, sollte auch diese Problematik angesprochen werden.

Da das Thema „Straßennamen mit kolonialen Bezügen“ in der ersten Ausstellung nur auf einer Tafel und mit einer Hörstation behandelt worden war, wurden nun für die Ausstellung in Nippes neue Tafeln zu den einzelnen Straßen, zum Afrika-Viertel allgemein sowie zur Umbenennung geschaffen. Das Ausstellungsdesign wurde beibehalten.

Auch bei den Texten auf den neuen Tafeln richteten wir uns an ein sehr heterogenes Publikum. Das Foyer des Bezirksrathauses bzw. Bürgeramts Nippes als nicht-musealer Ort mit starkem Publikumsverkehr – Kundenzentrum für Pass-, Führerschein- und Meldeanliegen, VHS und Stadtteilbibliothek – bot die Möglichkeit, ein neues Publikum an das Thema heranzuführen. Menschen, die sich noch nie mit der kolonialen Vergangenheit ihrer

Stadt auseinandergesetzt hatten und eine solche Ausstellung nicht im Museum angeschaut hätten, wurden auf ihrem Gang ins Rathaus eher beiläufig – wenn man so will, „unfreiwillig“ – mit dem Thema konfrontiert. Uns erschien es aus diesen Gründen als ein idealer Ort, eine solche Ausstellung zu zeigen.



Abb. 1: Beispiel für eine Texttafel aus der Ausstellung zum Thema der Umbenennung von Straßen.

„DECOLONIZE MÜNCHEN“

Eva Bahl, Zara Jakob Pfeiffer, Martin W. Rühlemann

„Wollen wir koloniale Aufarbeitung oder wollen wir Deutschlands Kultur dekolonialisieren?“

(Kien Nghi Ha)

Als im Oktober 2013 die Ausstellung „Decolonize München“ im Münchner Stadtmuseum eröffnet wurde, war dem ein mehrjähriger Prozess vorausgegangen. Das Bündnis antirassistischer und dekolonialer Gruppen, das zentral an der Planung und Durchführung des Projektes beteiligt war, hatte sich ursprünglich zusammengefunden, um die Ausstellung „freedom roads!“ – eine Wanderausstellung zu kolonialen Straßennamen – nach München zu holen. Die Raumsuche gestaltete sich als schwierig und langwierig. Die Möglichkeit, mit dem Stadtmuseum zu kooperieren, einem Ort im Stadtzentrum, der sich als „kollektives Gedächtnis der Stadt“¹ präsentiert, stellte sich als einmalige Chance dar, um ein großes und vielfältiges Publikum mit dem Projekt zu erreichen. Gleichzeitig wurde aber in den Verhandlungen mit der städtischen Kulturinstitution deutlich, dass es einen neuen und münchenspezifischen Ausstellungsteil brauchen würde, der sowohl das Museum selbst als auch den städtischen Raum in den Mittelpunkt stellt. Durch eine Kooperation mit dem Kulturreferat sollte auch ein künstlerischer Kommentar zu Deutschlands Kolonialgeschichte und postkolonialer Gegenwart Teil der Ausstellung werden. So kam es, dass die Ausstellung, die von Oktober 2013 bis Februar 2014 geöffnet hatte, letztlich aus drei Teilen bestand: aus der – um einen München-Teil erweiterten – Wanderausstellung „freedom roads!“, einer Installation des beninischen Künstlers Georges Adéagbo und der Ausstellung „Spuren, Blicke, Stören“. Auf diese werden wir im Folgenden etwas genauer eingehen.²

Beim Blick auf die Spuren des Kolonialismus in der Stadt konnten wir auf schon vorliegende Rechercheergebnisse zurückgreifen. Seit einigen Jahren hatten wir als Gruppe [muc] münchen postkolonial zu verschiedenen Themen wie „Münchner koloniale Akteur*innen“ oder „koloniales Raubgut“ u.a. in Münchner Archiven geforscht und einzelne Artikel publiziert.³

Um die Umbenennung von Straßen, die nach kolonialen Verbrechen oder deutschen Kolonien benannt sind, wurde in München in den 2000er Jahren öffentlich gestritten, nachdem ein Antrag der Grünen-Stadtratsfraktion diese gefordert hatte. 2007 wurde die Von-Trotha-Straße schließlich in Hererostraße umbenannt und erinnert seitdem an den antikolonialen Widerstand der Herero gegen die deutsche Kolonialmacht.

Eine Momentaufnahme unserer Forschungen veröffentlichten wir 2011 als postkolonialen Stadtplan.⁴ Damit machten wir unsere Rechercheergebnisse erstmals für eine breitere Öffentlichkeit zugänglich und somit sichtbar, dass sich koloniale Verhältnisse bis heute ins Stadtbild einschreiben. Darauf bauten wir bei der Konzeption der Ausstellung „Spuren, Blicke, Stören – ...“ im Münchner Stadtmuseum auf. Parallel zur Konzeption der Ausstellung entwickelten wir das Online-Projekt [mapping.postkolonial.net](http://muc.postkolonial.net), das Spuren und Erzählungen zu postkolonialer Gegenwart und kolonialer Vergangenheit in München verzeichnet und miteinander in Verbindung bringt.

1 www.muenchner-stadtmuseum.de/muenchner-stadtmuseum/sanierung-jetzt, [14.11.2020].

2 Zu den am Projekt beteiligten Gruppen und Personen siehe <http://decolonize-muenchen.de>, [14.11.2020].

3 Vgl. hierzu <http://muc.postkolonial.net/publikationen>, [14.11.2020].

4 <http://muc.postkolonial.net/files/2015/08/stadtplan-muc-postkolonial.pdf>, [14.11.2020].



Abb. 1: Blick in den Eingangsraum zur Ausstellung DECOLONIZE MÜNCHEN. An der Wand befindet sich eine Auswahl post/kolonialer Spuren im Münchner Stadtraum.

Wie hat sich der Kolonialismus in das Münchner Stadtbild eingeschrieben? Welche Kolonisierungseffekte sind heute noch in München sichtbar? Wo gibt es Leerstellen? An welchen Orten der Stadt verdichten sich postkoloniale Auseinandersetzungen? Wie gehen wir mit den Spuren der kolonialen Vergangenheit in unserer Stadt um? Was bedeutet dekolonisieren heute?

Geleitet von diesen Fragen präsentierte sich der Eingangsraum der Gesamtausstellung schließlich unter dem Titel dekolonisieren.münchen. Beim Betreten der Ausstellung fiel der Blick zuerst auf ein großflächiges Foto, das die Umbenennung der Von-Trotha-Straße zeigte. Eine große Stadtkarte Münchens an einer der Wände verzeichnete koloniale Spuren und Leerstellen – also Orte, an denen koloniale Spuren heute nicht mehr sichtbar sind, weil sie verwischt, verdrängt oder vergessen wurden.

Diese Unsichtbarkeiten und Leerstellen erzählen oft mehr über den gegenwärtigen Umgang mit der kolonialen Vergangenheit als das vermeintlich Offensichtliche. Ihrer Geschichte nachzugehen, sie zu befragen nach den historischen Kontexten ihres Entstehens und Verblässens und die oft verschwiegene Gewalt, die sie repräsentieren, aufzuzeigen, verändert den Blick auf die Stadt – und auch auf das Museum selbst. Die Spuren auf dem

Stadtplan waren verschiedenen Kategorien wie etwa „Wissen“, „Zurschaustellung“ oder „Schwarze Akteur*innen“ zugeordnet, die an der gegenüberliegenden Wand erläutert wurden.

Jede Kategorie erhielt eine eigene Farbe und eine eigene Tafel mit Erklärtext. Durch die farbliche Zuordnung der Kategorien sollte den Besucher*innen der Bezug zwischen der Münchenkarte an der gegenüberliegenden Wand und den Kategorien rasch ins Auge fallen. Die Spuren wurden mit kurzen Texten auf Postkarten erläutert, die von den Besucher*innen mitgenommen werden konnten. Damit konnte am Beispiel der Stadt München die vermeintlich banale Alltäglichkeit kolonialistischer Weltbilder und post/kolonialer Verhältnisse in ihren Breiten- und Tiefenwirkungen an die Oberfläche geholt werden, um sie auf diese Weise reflektier- und verhandelbar zu machen. Dieses Sichtbarmachen und Reflektieren ist unserer Ansicht nach gleichermaßen Bedingung und Teil eines für eine demokratische Gesellschaft notwendigen Dekolonisierungsprozesses.

In einem zweiten Ausstellungsraum mit dem Titel dekolonisieren.museum wurde dann der Blick vom Stadtraum auf das Museum selbst gelenkt. Beispielhaft wurde dort der koloniale Kontext der Entstehung und Aneignung von Objekten thema-

tisiert, die heute zur Sammlung gehören. Anhand von afrikanischen Instrumenten aus der Sammlung Musik wurde die Frage von Provenienz in den Blick genommen. Weiterhin wurden in diesem Raum Werke von Kolonialkünstler*innen – d.h. Künstler*innen, die ihre Inspiration aus den Kolonien schöpften und Anhänger*innen des kolonialen Projektes waren – gezeigt: eine Maske von Clary Ruckteschell-Trüeb und eine Tierplastik von Fritz Behn.

Ein dritter Aspekt des Raumes widmete sich der Frage von Repräsentation und rassistischen Darstellungen im städtischen Wissensfundus. Um nicht durch das Ausstellen von Faschingsplakaten und Nippesfiguren, die rassistische Darstellungen Schwarzer Menschen enthalten, diese epistemische Gewalt zu wiederholen, mussten die Ausstellungsbesucher*innen ein Licht anknipsen, wenn sie diese Gegenstände sehen wollten.



Abb. 2: Von Missionaren oder Händlern erworbene afrikanische Musikinstrumente aus der Sammlung Musik des Münchner Stadtmuseums.

Die interaktive Lichtsteuerung war so angebracht, dass die Besucher*innen beim Betrachten der Gegenstände, die sich hinter einer reflektierenden Scheibe befanden, immer auch mit einer Spiegelung von sich selbst und den eigenen Blicken konfrontiert waren.

Die beiden Ausstellungsräume dekolonisieren.münchen und dekolonisieren.museum umschlossen die anderen Teile der Ausstellung – also die Ausstellung „freedom roads!“ und die Installation „L’Allemagne avant la guerre et l’Allemagne après la guerre“ von Georges Adéagbo – und gaben ihr so einen besonders auf den Münchner Kontext zugeschnittenen Rahmen. Der letzte Raum, durch den die Besucher*innen der Ausstellung geleitet wurden, war ein Archiv- und Werkstatttraum, der Raum für Rückmeldungen und das Ergänzen weiterer kolonialer Spuren gab sowie Bücher und Informationsmaterial zur Verfügung stellte. Auch das Online-Projekt mapping.postkolonial.net war hier über einen Rechner zugänglich und lud zum Weiterforschen ein.

Die Ausstellung richtete sich an die gesamte Stadtgesellschaft und wurde von einer Vielzahl von Veranstaltungen, Rundgängen und weiteren Aktivitäten in- und außerhalb des Stadtmuseums begleitet. Darunter waren Stadtteilrundgänge im Münchner „Kolonialviertel“ in Trudering, Lesungen, Filmpräsentationen, Workshops mit Schulklassen und eine Reihe von Vorträgen und Podiumsdiskussionen im großen Saal des Stadtmuseums. Das von der Stadt München finanzierte und mit viel ehrenamtlichem Engagement der beteiligten Gruppen und Personen organisierte interdisziplinäre Kulturprogramm hatte mit den Worten des damaligen Kulturreferenten Dr. Hans-Georg Küppers das Ziel, „verdrängtem Wissen neuen Raum zu verschaffen und eine reflexive Auseinandersetzung mit kolonialen Denkmustern und gängigen Rassismen in Gang zu setzen.“⁵

Im Anschluss an die Ausstellung entstand folgende Dokumentation:

Eva Bahl/Sarah Bergh/Tahir Della/Zara S. Pfeiffer/Martin W. Rühlemann (Hg.): Decolonize München. Dokumentation und Debatte. Katalog zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum vom 25.10.2013 bis 23.02.2014, Münster 2015.

http://decolonize-muenchen.de/wp-content/uploads/2016/08/DECOLONIZE-M%C3%Bcnchen_Katalog.pdf, [14.11.2020].

5 Decolonize München. Ausstellung und Kulturprogramm (hg. v. Kulturreferat der Landeshauptstadt München), München 2013, S. 3. http://decolonize-muenchen.de/wp-content/uploads/2013/10/decolonize-muenchen_programmheft.pdf, [14.11.2020].

„Das Somali-Dorf in Oldenburg 1905 – eine vergessene Kolonialgeschichte?“

Eine Völkerschau in der Provinz

Evelyn Kloos

Unter dem Titel „Das Somali-Dorf in Oldenburg 1905 – eine vergessene Kolonialgeschichte?“ präsentierte das Landesmuseum Natur und Mensch in Oldenburg eine Sonderausstellung im Rahmen des Projektes „Jahrhundertschritt 05. Tradition – Innovation – Vision“ zum 100-jährigen Jubiläum der „Landes-Industrie- und Gewerbeausstellung verbunden mit einer Nordwestdeutschen Kunstausstellung und einer Ausstellung Kunstgewerblicher Alt-tümer“ vom 26. Juni bis zum 28. August 2005.¹

Die Ausstellung nahm das Oldenburger Somali-Dorf von 1905 zum Anlass, nach heutigen Spuren der Völkerschau sowie des deutschen Kolonialismus in Oldenburg und dem Weser-Ems-Gebiet zu suchen. Die Idee des „Jahrhundertschritt 05“ wurde aufgegriffen, um an die fast vergessene Kolonialgeschichte Deutschlands zu erinnern und speziell die deutschen Kolonien in Afrika zu beschreiben sowie die Jahre 1905 und 2005 zu vergleichen.

Anhand von zahlreichen Objekten und Fragestellungen wurden das zeitgenössische Bild von Afrika sowie der Umgang mit Menschen afrikanischer Herkunft und schwarzen Deutschen beleuchtet und Überlegungen aufgezeigt, ob und in welchen Formen heute noch koloniale Strukturen und Denkmuster existieren und wie sie überwunden werden können. Je nach Quellenlage wurde in jedem Themenbereich auch der „Blick zurück“ präsentiert, um mit diesem Perspektivwechsel eine persönliche Auseinandersetzung zu ermöglichen.

Ziel war, den kolonialen Blick Europas und seine Spuren in Oldenburg anhand von Weltausstellungen und Völkerschauen zu dokumentieren und zu reflektieren. Die Völkerschau in Oldenburg von 1905 in Form eines inszenierten Somali-Dorfes stand dabei exemplarisch für den Umgang und die Sichtweise Europas auf fremde Völker in der Kernphase des deutschen Kolonialismus.

Das Somali-Dorf in Oldenburg 1905

Auf dem Gelände des Vergnügungsparks der Gewerbeausstellung präsentierten 65 Frauen, Männer und Kinder aus der Region Djibuti vom 9. Juni bis zum 20. September 1905 das „authentische“ Alltagsleben einer Dorfgemeinschaft. Sie lebten in „landestypischen“ Hütten, arbeiteten in Werkstätten, verkauften selbstgefertigte Erzeugnisse auf dem Bazar, gingen in die Schule und die Moschee und führten täglich Schwert- und Festtänze vor. Ein besonderer Höhepunkt war ein Hochzeitsfestzug, der bei den Gästen so beliebt war, dass er ein weiteres Mal durchgeführt wurde.

Die Gruppe erreichte von Djibuti aus im Mai 1905 den Hafen von Marseille und reiste dann über Paris nach Köln. Nach Oldenburg folgten weitere Veranstaltungsorte in Den Haag, Amsterdam, Berlin, Leipzig, Halle/Saale und Zwickau (bis September 1906). Vier dieser Veranstaltungsorte waren zoologische Gärten. In Leipzig verstarb der 32 Jahre alte Schuhmacher Hassan Essahas an einer Lungenentzündung. Er wurde auf dem Südfriedhof beerdigt.²

Die Ausstellung in Oldenburg 2005

Basis der Ausstellungsgestaltung war ein Boden in Form einer begehbaren Landkarte von Afrika in flächentreuer Peters-Projektion in einer Größe von 5 x 12 Metern mit eingezeichneten Staatsgrenzen und einer farblichen Hervorhebung der ehemaligen deutschen Kolonien. Ziel war, den europäisch geprägten Blick auf Afrika zu verdeutlichen. Um diese Karte herum waren die einzelnen Themenbereiche gruppiert, jeweils durch ein Tor verbunden, um an den Eingang des Ausstellungsgeländes von 1905 zu erinnern.

Die Ausstellung umfasste sechs Themenbereiche sowie eine Länderkunde über die ehemaligen Kolonialgebiete. Zunächst

¹ Der vorliegende Artikel entstand mit freundlicher Unterstützung durch das Landesmuseum Natur und Mensch, Damm 38–44, 26135 Oldenburg.

² Swantje Henning: Die Geschichte eines Somali-Dorfes – Völkerschau in Oldenburg, in: Mamon Fansa (Hg.): Das Somali-Dorf in Oldenburg 1905 – eine vergessene Kolonialgeschichte?, Oldenburg 2005, S. 11–26.

wurde das *Somali-Dorf in Oldenburg im Jahr 1905* präsentiert mit Fotos, Werbebroschüren, Schriftwechsel der Ausstellungsleitung, Zeitungsbeiträgen und Objekten aus der eigenen Ostafrikasammlung. Der „Blick zurück“ in Form einer regelmäßigen Kolumne von „Scheich Essa“ (dem Leiter der Gruppe) in der Oldenburger Tageszeitung wurde als fragwürdig dargestellt.

Im zweiten Themenbereich erfolgte die Vorstellung der Zusammenhänge zwischen *Völkerschauen und Weltausstellungen – der Zeitgeist der Jahrhundertwende und der koloniale Blick* mit dem „Blick zurück“ in Form des Films von Tink Diaz „Die Wilden kommen“ von 1994 sowie zeitgenössischen Karikaturen.

In *„Ein Platz an der Sonne“ – Deutschland als Kolonialmacht* lag neben einer kurzen Einführung über den europäischen Kolonialismus der Schwerpunkt auf den deutschen Kolonien in Afrika. Im „Blick zurück“ wurde gefragt, wie die kolonisierten Menschen die Europäer sahen. Colon-Figuren³ sowie militärischer Widerstand in den Kolonien gaben Antworten. Als Überleitung zum nächsten Thema diente eine kurze Vorstellung von drei der im Haus befindlichen Sammlungen aus den Kolonialgebieten in Ostafrika (Langheld), Samoa (Deeken) und Ozeanien (Baudissin).

Der vierte Themenbereich widmete sich dem *Kolonialismus in Oldenburg – eine Spurensuche*. Vorgestellt wurden Handelsbeziehungen, die Beteiligung von Oldenburger Soldaten an der Niederschlagung von Aufständen in den Kolonien, die Präsenz im Alltag in Form von Kolonialwarenläden, Straßennamen, Informationen in der Tageszeitung, Schulwandbildern und Sammelbildern.

Koloniale Strukturen gestern und heute. Im fünften Themenbereich wurden Fragestellungen präsentiert über heute noch vorhandene politische, wirtschaftliche und psychische Strukturen des Kolonialismus, die sichtbar werden in der Werbung, in Filmen, Büchern, Liedern und der Sprache. Die beabsichtigte Provokation an zwei großformatigen Schaumküssen aus Pappmaché mit der Frage „Wie heiße ich? Schokokuss? Negerkuss? Mohrenkopf?“ führte zu lebhaften und kontroversen Diskussionen. Im „Blick zurück“ bzw. in der schwarzen Antwort auf den weißen Blick wurden Berichte von schwarzen Deutschen über alltäglich erlebten Rassismus, der Film „Schwarzfahrer“ von Pepe Danquart (1992), das Gemälde „Bitte nicht füttern“ von Yvonne Buntrock sowie die Steinplastik „in defense of herstory“ von Stephan Lawson präsentiert. Unerwartete Aktualität erhielt die Ausstellung durch das umstrittene „african village“ im Zoo Augsburg (9. bis 12. Juni 2005), welches im Stil der Völkerschaulprospekte der Firmen Hagenbeck und Bamberger

von 1905 angekündigt wurde, und der „Völkerschau 1905“ in Oldenburg räumlich gegenüberstand. Hier wurden die Ankündigung des Zoos Augsburg, die Reaktion der Zooleitung auf die Anfrage eines schwarzen Schweizer Bürgers sowie das Protestschreiben der „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e. V.“ vorgestellt.

Im letzten Themenbereich *Visionen* stellten sich folgende lokale und bundesweite Initiativen vor, die sich mit Kolonialismus und Rassismus bzw. deren Überwindung auseinandersetzen: ISD (Initiative Schwarze Menschen in Deutschland); von der Universität Oldenburg Dr. Eske Wollrad (Schwerpunkt Postkolonialismus), Prof. Dr. Rudolf Leiprecht (Schwerpunkt Migration, Antirassismus, interkulturelle Pädagogik), Afrika-AG; Schule ohne Rassismus in Rastede, IBIS (Interkulturelle Arbeitsstelle Oldenburg), ESG (Evangelische StudentInnengemeinde) Oldenburg, Norddeutsche Mission, VIB (Verein für Integration und Bildung) Oldenburg.

Den Abschluss bildeten Zitate von Bischof Desmond Tutu, Nelson Mandela, Wangari Maathai und Tirmiziu Diallo mit Blick auf die Zukunft Afrikas.

Das Begleitprogramm

Das Begleitprogramm entstand in Kooperation mit dem Ökumenischen Zentrum Oldenburg, dem Förderverein Internationales Fluchtmuseum, dem Oldenburger Gesprächskreis Geschichte, der Universität Oldenburg, dem OTM (Oldenburger Tourismus Marketing) sowie dem Überseemuseum Bremen.

Es bestand aus dem Eröffnungsvortrag „Der Kolonialismus und seine Rückwirkungen auf die deutsche Bevölkerung“ von Priv. Doz. Dr. Dr. Ulrich van der Heyden (168 Personen); einer Lesung mit Inge Vielt „Morengas Erben“; einem Dia-Vortrag von Dr. Hilke Thode-Arora „Für fünfzig Pfennig um die Welt – die Hagenbeck’schen Völkerschauen“; einem Vortrag an der Universität Oldenburg über die Ausstellung von Evelyn Kloos; zwei pädagogischen Angeboten „Schnitzelreise durch Afrika“ und „Von Oldenburg nach Djibuti“ mit Alexandra Reith mit insgesamt 70 Personen. Am „Tag der Museen“ innerhalb des Kultursommers (freier Eintritt mit insgesamt 2381 Gästen) stand die Ausstellung im Mittelpunkt mit Führungen, Märchenlesungen und dem Märchentrickfilm „Kiriku und die Zauberin“ von Michel Ocelot (1998).

An 14 Führungen (öffentliche Führungen und angemeldete Gruppen, durchgeführt von Dr. Aïssatou Bouba, Prof. Dr. Marron C. Fort, Swantje Henning M.A., Evelyn Kloos M.A.) nahmen

³ Colon-Figuren entstanden in Afrika während der Kolonialzeit als neue Skulpturenform, sie spiegeln Spuren und Bilder der Herrschaft der Kolonialbeamten wider.

insgesamt 273 Personen teil. Das Konzert mit der ivoirischen Gruppe „Ramadia“ mit Musik, Gesang und Tanz besuchten 100 Personen.

Während der gesamten Ausstellungsdauer konnten fair gehandelte Waren des Weltladens Oldenburg sowie Bücher mit ergänzender Literatur im Museumsshop erworben werden.

Die nachhaltige Wirkung der Ausstellung und ihrer Inhalte ist, wie bei jeder Ausstellung, schwer messbar. Während der Führungen gab es teilweise lebhaftes und auch kontroverse Gespräche und es wurden Erinnerungen an eigene Familiengeschichten geweckt. Mit der Einbindung der genannten Institutionen und Initiativen, die als Multiplikatoren wirken, sahen wir die Möglichkeit einer Anregung, sich weiterhin dem Thema Kolonialismus und dessen Folgen zu widmen. Die Oldenburger Ausstellung sah ihren Beitrag darin, eine Selbstreflexion und damit einen Prozess der Aufarbeitung anzustoßen.

Zur Ausstellung erschienen ein gleichnamiger Begleitband mit 104 Seiten im Isensee Verlag Oldenburg⁴ sowie eine Sonderausgabe der Zeitschrift „Vernissage“ über das gesamte Ausstellungsprojekt „Jahrhundertschritt 05“.⁵

Weitere Ausstellungen, die sich mit Kolonialismus und dessen Auswirkungen beschäftigen, waren:

- „Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen“, von 09/2001 bis 01/2002, Martina Johannsen.
- „Erinnert Namibia!“ im April 2005, Vereinte Evangelische Mission, Wuppertal.
- „Böser Wilder, friedlicher Wilder. Wie Museen das Bild anderer Kulturen prägen“ von 06/2015 bis 09/2015, Glenn Arthur Ricci.

Aktuell wird in folgenden Projekten am Landesmuseum zum Thema Kolonialismus geforscht:

- Provenienzforschung in außereuropäischen Sammlungen und der Ethnologie in Niedersachsen (PAESE), gefördert von der VolkswagenStiftung. Durchführung des Oldenburger Teilprojektes durch Jennifer Tadge M.A. (mit Unterstützung von Martin Henze M.A.).⁶
- Provenienzforschung zur anthropologischen Schädelammlung im Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg (LMNM), gefördert vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste, durchgeführt von Dr. Yvonne Kaiser (mit Unterstützung von Marianne Kupetz im Rahmen von MUSEALOG 2019/2020).⁷

Zur Samoa-Sammlung von Richard Deeken wurde eine Masterarbeit eingereicht.⁸

4 Mamon Fansa (Hg.): Das Somali-Dorf in Oldenburg 1905 – eine vergessene Kolonialgeschichte? (Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch Oldenburg, Heft 35), Oldenburg 2005.

5 Darin zur hier besprochenen Ausstellung: Evelyn Kloos: Das Somali-Dorf 1905 in Oldenburg. Eine Völkerschau in der Provinz, in: Vernissage. Die Zeitschrift zur Ausstellung. Jahrhundertschritt 05. Tradition – Innovation – Vision. Veranstaltungsreihe in Oldenburg, Delmenhorst, Lohne und Wilhelmshaven, Heidelberg 2005, S. 26–29.

6 Weitere Informationen auf www.postcolonial-provenance-research.com/paese/teilprojekte/sammelpraktiken-in-militaerischen-kontexten, [2.1.2021].

7 Weitere Informationen auf www.kulturgutverluste.de/Webs/DE/Start/Index.html und www.musealog.de/publ/Kursbuch-Musealog20192020.pdf, [2.1.2021].

8 Sophie Müller: „[Z]ur Sammlung ethnographischer Sachen, Vogelbälgen und anderer Kuriositäten“. Spartenübergreifende Provenienzforschung am Beispiel zweier Objekte aus der Sammlung Richard Deeken am Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg, Masterarbeit, Carl von Ossietzky Universität, Oldenburg 2020.

Die Stuttgarter Werkstattausstellung „Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus“

Heiko Wegmann, Markus Himmelsbach

Seit mehreren Jahren ist eine zunehmend breitere wissenschaftliche wie auch öffentliche Debatte über den deutschen Kolonialismus und seine Folgen zu verzeichnen.¹ In diesem Zusammenhang ist konkret zu fragen, was Institutionen wie das Stuttgarter Linden-Museum und sein früherer Trägerverein, der *Württembergische Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande* (WVHGeo), mit dem deutschen Kolonialismus zu tun hatten und mit welchem Erbe sie heutzutage umzugehen haben. Und in einem regionalen Kontext: Welche württembergischen Akteure und Institutionen waren außerdem am Kolonialismus beteiligt? Wie präsent war er in der württembergischen Alltagswelt? Und wo finden sich heute noch materielle und immaterielle Spuren?

Bisher ist wenig Systematisches darüber bekannt. Die von uns kuratierte Ausstellung „Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus“ zeigt Beispiele, Strukturen und Zusammenhänge auf, präsentiert aber auch viele offene Fragen (die für den 26. November 2020 geplante Eröffnung für das Publikum konnte aufgrund der Corona-Pandemie zunächst nicht stattfinden und erfolgte am 15. März 2021 digital).² Die Ausstellung lädt dazu ein, aus verschiedenen Blickwinkeln auf das Thema zu schauen. Der Fokus liegt weniger auf den Auswirkungen in den deutschen Kolonien, sondern darauf, wie sich der Kolonialismus im Linden-Museum und in Württemberg zeigte und bis heute fortwirkt. In die Ausstellung fließt zum einen die hauseigene Provenienzforschung des Mitautors Markus Himmelsbach ein. Außerdem wurde eine Untersuchung zu Württemberg und dem Kolonialismus in Auftrag gegeben, mit der der andere Kurator und Mitautor dieses Beitrages, Heiko Wegmann, betraut wurde. Damit stellt sich das Museum der Verantwortung für die eigene Geschichte und reflektiert seine kolonialen Wurzeln kritisch.

Die Ausstellung hat in mancher Hinsicht einen Werkstatt-Charakter. Auf die Unabgeschlossenheit von Recherche wie Debatte verweist, dass die Besucher*innen aufgefordert werden, sich an mehreren interaktiven Stationen zu beteiligen, abzustimmen und ihre Anmerkungen zur Ausstellung, zu einzelnen Themen und Textstellen mitzuteilen. Diese können – in gewissen Grenzen – schrittweise in die Ausstellung eingearbeitet werden, etwa durch bedruckte Folien, die auf den Ausstellungsflächen angebracht werden. Ein Raum dient als Bibliothek für eine vertiefte individuelle Beschäftigung sowie für Workshops. Dort werden deren Arbeitsergebnisse ausgehängt.

Ausstellungskonzeption, Themen und Module

Die Ausstellung ist in acht Themenbereiche oder Module gegliedert. Ihr Fokus liegt auf der Zeit zwischen 1882 und ca. 1943, also von der Gründung des WVHGeo bis zur kriegsbedingten Einstellung kolonialpolitischer Aktivitäten. Sie bezieht darüber hinaus auch Auswirkungen bis in die Gegenwart mit ein.

Das erste Modul führt in die Ausstellung ein und steht unter dem Motto *Orientierung*. Ein Zeitstrahl verschafft dabei einen ersten Überblick über die in der Ausstellung behandelten Themen, Ereignisse und Personen (Abb. 1). Er ist in drei miteinander verbundene Ebenen gegliedert, die sich wie ein roter Faden durch die Ausstellung ziehen: Die Geschichte des Museums, Württembergs und des Deutschen Reiches mit seinen Kolonien. In diesem ersten Modul wird die eigene Wahrnehmung der Welt in Frage gestellt und gebrochen. Wo liegt das Zentrum der Welt und wie ist dies von unserem Standpunkt abhängig? Das Aufzeigen von verschiedenen Perspektiven auf einzelne Objekte, Texte, Sichtweisen oder Ereignisse ist ebenfalls ein

1 Dieser Beitrag beruht auf einer längeren Fassung, die unter dem Titel „In fernen Ländern gibt es ganze schwäbische Kolonien.“ Die Werkstattausstellung über das schwierige Erbe des Linden-Museums und Württembergs im Kolonialismus“ erschienen ist in: *Bürger & Staat*, Heft 1/2021, Download unter www.buergerundstaat.de

2 Nähere Informationen zur tatsächlichen Laufzeit, zum bereits gestarteten Begleitprogramm und allgemein zum Linden-Museum siehe www.lindenmuseum.de. Im Zusammenhang des Projekts „Schwieriges Erbe“ sind unter anderem erschienen: Heiko Wegmann: Schwieriges Erbe – Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus, in: *Tribus. Jahrbuch des Linden-Museums Stuttgart* 69 (2020), S. 100–142; Gesa Grimme: Abschlussbericht Provenienzforschung im Projekt „Schwieriges Erbe: Zum Umgang mit kolonialzeitlichen Objekten in ethnologischen Museen“, Linden-Museum 2018 www.lindenmuseum.de/fileadmin/Dokumente/SchwierigesErbe_Provenienzforschung_Abschlussbericht.pdf, [24.03.2021].

Element, das sich durch die gesamte Ausstellung zieht. Dazu dienen besonders markierte „Standpunkte“. Dies bedeutet keine Beliebigkeit, sondern spiegelt die Vielschichtigkeit von Sichtweisen wider, die hier in Beziehung gesetzt werden.

Den Besucher*innen wird in diesem Modul unter dem Motto „Sprache und Bilder hinterfragen“ auch ein zentrales Element der Ausstellungskonzeption erläutert, das gemeinsam mit dem „LindenLAB 5“ umgesetzt wurde. Dabei handelt es sich um eine museumsinterne Arbeitsgruppe im Rahmen der Neuausrichtung des Museums. Sie betrachtet Beziehungen zwischen Menschen, Objekten und der Institution Museum anhand von Sprache und Bildern, da diese unsere Vorstellungen von Realität formen.³ Das Linden-Museum setzt sich mit seiner Geschichte, seinen Sammlungen und deren Erwerb auseinander. In diesem Zusammenhang wird intensiv über rassistische, verletzend und diskriminierende Begriffe, Bilder und Gedankengut diskutiert, die insbesondere auch den Kolonialismus prägten. Dieser Prozess wird in der Ausstellung systematisch durch eine Vielzahl an Anmerkungen, Erklärungen oder Verfremdungen von Bildern sichtbar gemacht. Kolonialgeschichte wird also nicht einfach dokumentiert und durch die Form der Präsentation quasi

verdoppelt. Es wird vielmehr deutlich gemacht, dass viele historische Begriffe nicht von vornherein neutral sind, sondern spezifische Konzeptionen beinhalten und Standpunkte und Interessen widerspiegeln. Allein schon der neutral erscheinende Begriff des „Sammelns“ von ethnografischen Objekten kann verdecken, unter welchen problematischen Bedingungen dies teilweise geschah.

Dass man verschiedene Standpunkte in Bezug auf die Geschichte einnehmen kann, wird auch schnell im zweiten Modul, *Das Linden-Museum und seine Sammler*, deutlich. Im Zentrum steht Karl Graf von Linden (1838–1910), nach dem das Museum seit seiner Neueröffnung am Hegelplatz im Jahre 1911 benannt ist.

Von 1889 bis zu seinem Tod hatte er den Vorsitz des WVHGeo inne und leitete zugleich die Geschicke des Museums während der Kolonialzeit. Wie gelang es ihm, ein weltweites Netzwerk von Sammler*innen aufzubauen und abertausende Objekte nach Stuttgart in „sein“ Museum zu dirigieren? Welche Ziele verfolgte er mit dem Sammeln von Objekten und wie wurden diese überhaupt beschafft? War Karl Graf von Linden ein „Retter“ der materiellen Kultur „untergehender“ Gesellschaften im Sinne eines universalen Erbes oder ein „Räuber“ großen Stils, der durch die massenhafte Entnahme zu ihrem Untergang beitrug?⁴

Daneben werden im dritten Modul *Biografien zwischen Württemberg und den Kolonien* Persönlichkeiten vorgestellt, die Teil von Geschichten sind, die sich zwischen dem Museum, Württemberg und den Kolonien abspielten. Wer waren die Menschen, die sich in die Kolonien begaben und dort für das Museum sammelten? Was wollten sie dort, welche Funktionen hatten sie inne und welches Bild der Kolonien vermittelten sie später in der Heimat? Gab es umgekehrt Kolonisierte, deren Kulturerzeugnisse gesammelt wurden, die nach Württemberg kamen und andere Perspektiven einnahmen?



Abb. 1: Der Zeitstrahl als erster Überblick.

3 Wir bedanken uns für die gute Zusammenarbeit bei den Kolleg*innen des Linden-Museums, den Kooperationspartner*innen, Archiven und Leihgeber*innen außerhalb des Museums, insbesondere Joachim Zeller, der uns beratend zur Seite stand und einige Fotos zur Verfügung stellte, sowie dem Gestaltungsbüro 2xGoldstein und Holzer Kobler Architekturen.

4 Markus Himmelsbach: Briefe aus der „Mitte der Massai-Steppe“, „praktische Ehrungen“ und der „Berliner Moloch“ – Einblicke in das Sammlernetzwerk des Karl Graf von Linden, in: Tribus. Jahrbuch des Linden-Museums Stuttgart 68 (2019), S. 110–145.

Das vierte Modul trägt den Titel *Koloniale Vereine vom Kaiser- bis zum NS-Reich*. Vereine wie die Deutsche Kolonialgesellschaft, koloniale Frauen-, Krieger- und Jugendvereine, aber eben auch der Trägerverein des Museums prägten das gesellschaftliche Leben und dienten als Multiplikatoren kolonialer Ideologien. Im Deutschen Reich existierten mehrere Kolonialverbände sowie weitere Verbände anderer Ausrichtung, die aber die Grundhaltung teilten: Sie alle propagierten das Recht auf sowie die Notwendigkeit von Kolonialbesitz. Zusammen bildeten sie die Kolonialbewegung. Sie betrieben Lobbyarbeit, unterstützten Expeditionsreisen, sammelten Fachwissen, setzten Hilfsprojekte für weiße Siedler*innen um, sammelten Spendengelder für Soldaten und betrieben Traditionspflege. Eine Haupttätigkeit bestand in der Öffentlichkeitsarbeit durch die Herausgabe zentraler Verbandszeitungen, wobei Kolonialismus wirtschaftlich und „zivilisatorisch“ legitimiert sowie als patriotisches Projekt positiv besetzt wurde.

Wichtige Ereignisse waren größere Kolonialtagungen in Stuttgart wie in den Jahren 1911, 1914, 1928 und 1942. Im kleineren Rahmen wurden koloniale Traditionen auch nach 1945 weiter gepflegt. Dies alles war aber nicht automatisch gegeben. Es gab sowohl grundsätzliche Kritik am Kolonialismus als auch solche, die auf „Auswüchse“ beschränkt blieb. Einen Gegenpol bildete etwa 1907 der Internationale Sozialistenkongress in Stuttgart. Hier wurde heftig darüber gestritten, ob die Kolonialpolitik reformierbar oder gänzlich abzulehnen sei. Am Ende wurde mit knapper Mehrheit eine klar antikoloniale Resolution angenommen.

Der nächste Themenschwerpunkt befasst sich mit *Kolonialismus und Gewalt*. Gewalt oder ihre Androhung waren wichtige Bestandteile des Kolonialismus. Ihre Ausübung variierte stark: Sie hing davon ab, welche Ansichten die ausübende Kolonialmacht über die kolonisierte Bevölkerung hatte und in welchem Ausmaß sie sich von ihr bedroht sah. Auch spielte eine Rolle, inwieweit der Einsatz von Gewalt national, in der Kolonie und international legitimiert werden konnte und musste. Das Spektrum reichte vom Zeigen von Waffen beim Abschluss sog. Schutzverträge über polizeiliche Maßnahmen, sog. militärische „Strafexpeditionen“, und jahrelangen Kriegszügen bis hin zu großen Kolonialkriegen. Im Falle Deutschlands sind zu letzteren – vom Ersten Weltkrieg abgesehen – unter anderem der sog. „Boxer“-Krieg in China (1900/01), der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika (1905–1907) und die Kriege gegen Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika (1904–1907) zu zählen. Kolonialismus und die Kolonialkriege werden in der öffentlichen Wahrnehmung oftmals mit Kolonialismus in Afrika und dem Genozid an den Herero und Nama gleichgesetzt oder darauf reduziert. Die vorherige Auflistung zeigt aber, dass es eben nicht nur diesen einen Krieg gab und auch nicht nur in Afrika. In der Ausstellung wird der Fokus in diesem Modul daher

auf den Schauplatz China verlagert. Der „Boxer“-Krieg nimmt eine Sonderstellung unter den Kolonialkriegen ein, weil er von einer internationalen Allianz geführt wurde und China formell keine Kolonie war. Hunderte Württemberger Soldaten zogen freiwillig dorthin und das Linden-Museum besitzt im Ergebnis in diesem Krieg geplünderte Objekte. Württembergern, die an Kolonialexpeditionen und -kriegen teilnahmen, wurde ehrend mit Gedenktafeln und Denkmälern gedacht, die es teilweise noch heute gibt.

Das sechste Modul zum Thema *Alltagskultur* erweitert das Blickfeld auf alltagskulturelle Phänomene des Kolonialismus. Er durchdrang das tägliche Leben in Württemberg auf unterschiedlichste Weise: Die Presse diskutierte kolonialpolitische Ereignisse, es fanden wie beschrieben regelmäßig Veranstaltungen und Ausstellungen von Kolonialvereinen und Missionen statt. Aber auch exotisierende Werbung für Kolonialwaren prägte die Anzeigenteile der Zeitungen und damit die Vorstellungswelt. Kolonialwarenläden waren weit verbreitet. Koloniale Themen und Motive hielten Einzug in Literatur, Theater, Kino, Fastnacht sowie Spielwaren. Diese Motive leben teilweise bis heute fort, wie an Beispielen in der Ausstellung gezeigt wird. Die Besucher*innen erwarten hier eine Inszenierung, bei der sie zeitgenössische Werbeanzeigen sehen können. Dazu zählen auch zahlreiche Anzeigen von Firmen aus dem württembergischen Raum.

Problematisch ist in diesem Zusammenhang auch wieder die Text- und Bildsprache und dies erfordert eine entsprechende kritische Aufarbeitung sowie einen sensiblen Umgang. Die komplette Inszenierung ist beispielsweise eingefärbt, rassistische Äußerungen oder Begriffe wurden unkenntlich gemacht. Vor Werbeanzeigen, die stereotype Darstellungen beinhalten, wurden Klappen angebracht, denn diese Bilder sollen nicht eins zu eins reproduziert werden (Abb. 2). Daher befindet sich auf der Klappe von außen sichtbar nur eine verfremdete Darstellung der Anzeige und ein „Trigger“-Symbol, also eine Warnung, dass sich unter der Klappe die originale Darstellung befindet.

Die gesamte Inszenierung fragt auch danach, ob heutige Werbung wirklich anders ist oder inwieweit sie diese stereotypen und exotisierenden Bilder teilweise in modernerem Gewand reproduziert. Hierfür sind zwei Bildschirme angebracht, die aktuelle Werbung zeigen. Ein anderes Ereignis des kolonialen Alltags waren sog. Völkerschauen. Dort wurden Menschen, die man als fremd und weniger „zivilisiert“ ansah, ausgestellt und massenhaft angestarrt, sei es in Nill's Tiergarten oder im Stadtgarten. Durch die Inszenierung soll wieder die vorgegebene Art der Betrachtung gebrochen werden. Die Priorität liegt also nicht darauf, das historische Material lediglich zu dokumentieren. Vielmehr soll gerade durch die Verfremdung erkennbar werden, dass bereits die Originale Inszenierungen sind.

Das anschließende Modul widmet sich *Denkmälern*. Kolonialismus hinterließ seine Spuren auch in Form von Gedenksteinen, -plaketten oder Straßennamen. Manche sind heute noch zu sehen, andere existieren nicht mehr. Und vielen Orten sieht man ihre koloniale Vergangenheit nicht an. Kolonialismus war jedoch ein gesamtgesellschaftliches Phänomen und somit an vielen Orten präsent. Dazu gehörten beispielsweise Gebäude wie Königs- und Wilhelmsbau (Stadtpalais), in denen koloniale Vorträge oder Ausstellungen stattfanden, oder deren Namensgeber sich in der Kolonialbewegung engagierten, etwa im Falle des bekannten Gustav-Siegle-Hauses am Stuttgarter Leonhardsplatz. An einer Medienstation wird gefragt, wie heute mit kolonialen Denkmälern umgegangen werden sollte. Nach Abgabe der Stimme sehen die Besucher*innen den Zwischenstand der Abstimmung.

Das Einholen von Feedback und Kommentaren spielt auch im abschließenden Modul *Das Linden-Museum heute und in Zukunft* eine wichtige Rolle. Den Besucher*innen wird hier erneut die Möglichkeit gegeben, abzustimmen oder freie Kommentare zu hinterlassen, die dann auch in die Ausstellung integriert werden können. Ein Beispiel hierfür ist die Frage, ob das Linden-

Museum weiterhin diesen Namen tragen sollte. Welcher Name wäre besser geeignet, um die Weiterentwicklung und Neuausrichtung des Museums widerzuspiegeln? Im Fokus stehen heute ein dynamisches Kulturverständnis sowie neue Formen von Begegnung und Dialog. Wir bestimmen nicht weiter allein darüber, welche Geschichte(n) erzählt werden.

Gemeinsam mit Vertreter*innen der Herkunftsgesellschaften, mit Wissenschaftler*innen aus aller Welt und mit interessierten Stuttgarter*innen bearbeiten, erforschen und rekonstruieren wir die Wissenskontexte unserer Sammlungen und betreiben Provenienzforschung. Wir entwickeln Wege, diese Zusammenarbeit auch in den Ausstellungen und mit Veranstaltungen transparent zu machen. In zahlreichen Projekten erproben wir, wie wir Partizipation in den Kern unserer Arbeit bringen und die Sammlungen noch zugänglicher machen können. Videoinstallationen in diesem Modul geben Einblicke in Projekte und Perspektiven verschiedener Akteur*innen, die sich intensiv mit der Sammlung und der Neuausrichtung des Hauses beschäftigen. Eines dieser Projekte ist *With Namibia – Engaging the Past, Sharing the Future* im Rahmen der „Namibia-Initiative“ des Landes Baden-Württemberg.

Fazit

Die Museums- und Landesgeschichte im Lichte postkolonialer Fragestellungen zu betrachten und die vielen Querverbindungen zwischen Institutionen, Personen und Ereignissen herauszuarbeiten, ist ein neuer Ansatz. Zentral sind dabei kritische Distanz und Multiperspektivität, um Kolonialgeschichte nicht einseitig oder gar nostalgisch aus der Sicht württembergischer Akteur*innen nachzuerzählen. Auch wenn manche Themen schon früher bearbeitet wurden, setzt die wissenschaftliche Forschung und Debatte bei vielen anderen Fragen gerade erst ein. Einige Themen schneiden wir in der Ausstellung an, verweisen aber auch auf Leerstellen.

Dass die Auseinandersetzung stark in Bewegung ist, wird also bereits in der Ausstellung sichtbar gemacht. Die Charakterisierung als Werkstattausstellung mit ihren offenen Fragen verdeutlicht, dass es hier nicht um ein „erledigtes“ Kapitel der Geschichte und abgeschlossene Wissensbestände geht, die nur noch zu präsentieren und zu vermitteln seien. Und es geht auch nicht um einfache Antworten. Vielmehr geht es um einen Prozess der individuellen wie auch öffentlichen Bewusstwerdung, Irritation gewohnter Sichtweisen wie auch Ausblendungen und schließlich um eine lebendige, vielfältige Auseinandersetzung. Deshalb sind Besucher*innen und Leser*innen aufgefordert, ihr Wissen, ihre eigenen Gedanken sowie ihre Kritik einzubringen und in Austausch mit uns zu treten.



Abb. 2: Verfremdung rassistischer und exotisierender Werbung.

Von der „Leerstelle“ zur „Lehrstelle“

Nachtrag zur Stuttgarter Ausstellung „Schwieriges Erbe“

Markus Himmelsbach, Heiko Wegmann

Unter den gerade auch für Museen sehr schlechten Bedingungen der Corona-Pandemie wurden 2021/2022 immerhin knapp 15.000 Besucher*innen in der Ausstellung „Schwieriges Erbe“ registriert. Diese beteiligten sich weit überdurchschnittlich: Über die bereitgestellten Eingabemöglichkeiten vor Ort wie auch über andere Kanäle erreichten das Museum mehrere hundert verwertbare Kommentare. Daraus lässt sich schließen, dass die institutionelle und regionale Kolonialgeschichte und ihre Folgen ein Thema darstellt, das die Besucher*innen sehr beschäftigt.

Viele Kommentare befassten sich mit dem Thema (Bild-)Sprache bzw. dem Umgang damit in der Ausstellung. Einerseits wurde Kritik geübt an der konsequenten Infragestellung, Einordnung und zum Teil Verfremdung oder sogar Unkenntlichmachung rassistischer oder auch aus anderen Gründen problematischer Begriffe und Fotos. Dies wurde dann als Bevormundung oder Zensur dargestellt und eine Art ‚Recht am Original‘ eingefordert, unabhängig davon, ob dies etwa heute von Rassismus betroffene andere Museumsbesucher*innen beeinträchtigen könnte. Zum Teil diene diese Kritik dazu, die Befassung mit der deutschen und regionalen Kolonialgeschichte insgesamt als irrelevant und modisch abzulehnen.

Allerdings wurde diese Kritik zum Teil auch – in weit weniger drastischer Form – von Besucher*innen geäußert, die die historische Aufarbeitung sehr wohl begrüßten. Aus der Argumentation wurde unseres Erachtens oftmals klar, dass der Perspektivwechsel oder das Blicken über die eigene eingeübte Perspektive hinaus (noch) nicht vollzogen wurde. Demgegenüber standen aber andererseits zahlreiche Rückmeldungen, aus denen hervorgeht, dass die Ausstellung in vielen Bereichen Besucher*innen die Augen geöffnet und für andere Perspektiven, Sichtweisen und insbesondere die bis heute vorherrschenden Kontinuitäten sensibilisiert hat.

Auch in den – meist positiven – Besprechungen der Ausstellung in Zeitungen und Zeitschriften wurde die unterschiedliche Rezeption dieses Teils des Ausstellungsansatzes deutlich. Der Tübinger Professor für Empirische Kulturwissenschaft Thomas Thiemeyer würdigte die in die Ausstellung eingegangene Grundlagenforschung, die (selbst-)kritische Darstellung und den Umgang mit Sprache und Bildern. Bei „Triggerwarnungen vor Archivalien, die Gefühle verletzen könnten“, balanciere die Schau jedoch auf „einem schmalen Grat zwischen Rücksichtnahme und Tabuisierung“.¹

Dem Ansatz einer ‚Werkstatt‘ entsprechend wurde die Ausstellung während ihrer Laufzeit weiterentwickelt. Im Sommer 2021 wurde eine Begleitgruppe eingerichtet, die die Konzeption der Ausstellung als solche nicht mehr beeinflussen konnte, sie aber kritisch untersuchte, auf Leerstellen hinwies und selbst ergänzte. Mitglieder waren Karimael Buledi, Farina Görmar, Anna Lampert, Djenneba Aniema Obot, Dr. Antony Pattathu und Nadine Seidu. Sie diskutierten über ein halbes Jahr regelmäßig mit den Kuratoren und Museumsmitarbeiter*innen.



Abb. 1: Die Begleitgruppe bei der Präsentation ihrer Intervention im Raum „Lehrstelle“, 30. Januar 2022.

¹ Thomas Thiemeyer: Museale Selbstkritik. Der Kolonialismus auf dem Kaminsims, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.3.2021.



Abb. 2: Ergänzter Stellwand mit „Privilegien-Test“ der Begleitgruppe.

Besonders wichtig war ihnen, dass postkoloniale und antirasistische Perspektiven nicht nur innerhalb der Sonderausstellung, sondern dauerhaft und in Bezug auf das ganze Museum debattiert werden. Damit kamen die Struktur des Museums, die Konzeptionen der Dauerausstellungen und die Frage, wie divers das Zielpublikum ist und sein sollte, auf den Tisch. Im Zentrum standen also weniger die in der Ausstellung präsentierten historischen Zusammenhänge, sondern mehr Fragen der Gegenwart und Zukunft.

Im Januar 2022 wurde die Ausstellung dann um einen ca. 150 Quadratmeter großen, leeren Raum erweitert, der deshalb zunächst „Leerstelle“ genannt wurde. Hier konnten einerseits noch einmal Fragen der Ausstellung frei aufgegriffen und Workshops durchgeführt werden. Gleichzeitig diente er dazu, dass Externe ihn im Laufe der Zeit ergänzen und dadurch zur „Lehrstelle“ machen konnten. Maßgeblich beteiligt war daran die Begleitgruppe, die ihre eigenen Objekte und Themen einbrachte. Gezeigte Ergebnisse waren z.B. ein interaktiver „Privilegien-Test“ zur Sensibilisierung und Selbstverortung für die Museumsbesucher*innen und eine kreative und kritische Auseinandersetzung mit den Besucher*innen-Kommentaren.

Angeregt von der Gruppe wurde auch ein Audioguide durch die Ausstellung erstellt. Erarbeitet wurde dieser von Linda Adae unter dem Titel „Schwieriges Erbe mit kritischem Perspektivwechsel“. Er erzählt von den Hinterlassenschaften des Museums aus Sicht Schwarzer Deutscher. Der Audioguide macht darauf aufmerksam, wie Kolonialismus und seine Kontinuitäten die Lebensrealitäten von BIPOC (Black, Indigenous & People of Color) immer noch maßgeblich beeinflussen. Die Wahrnehmung von BIPOC ruft andere Interpretationen der Ausstellungsthematik hervor und verweist damit auf die gegenwärtigen Auswirkungen einer nur vermeintlich abgeschlossenen Geschichte. Die Aufnahmen sind Gedankenspaziergänge, die sich interpretativ mit Stationen der Ausstellung beschäftigen und bestimmte Aspekte aus affektiv-betroffener Sicht beschreiben.

Zum Teil parallel zur, zum Teil durch die Ausstellung und ihr Begleitprogramm angeregt, hat sich die konkrete Aufarbeitung der Kolonialgeschichte und ihrer Folgen in Stuttgart und darüber hinaus verbreitert und verstetigt. So wurde unter anderem vom Stadtarchiv Stuttgart eine (frei erhältliche) „Vorstudie“ herausgegeben und eine Doktorand*innen-Stelle zur „Rolle Stuttgarts als Ort kolonialen Denkens und kolonialer Kontinuitäten“ ausgeschrieben. In das offizielle online-Stadtlexikon werden Beiträge zum Thema eingestellt. Außerdem werden von der „Koordinierungsstelle Erinnerungskultur“ des Kulturamtes der Landeshauptstadt Vernetzungstreffen veranstaltet, bei denen Vertreter*innen von Institutionen und der Zivilgesellschaft zusammenkommen.

Publikation zur Ausstellung

Linden-Museum Stuttgart, Inés de Castro (Hg.): Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus. Eine Werkstattausstellung, Stuttgart 2021. (erhältlich im Museumsshop)



Abb. 3: Cover der Begleitpublikation.

Weiterführendes zum Thema der Ausstellung

Heiko Wegmann: Die Stuttgarter Südsee-Gedenktafel und die „Traditionskompanie“. Württembergische Polizei, Kolonialbewegung und ein wandernder Erinnerungsort, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 81 (2022), S. 309-349.

Beiträge von Heiko Wegmann im online-Lexikon des Stadtarchiv Stuttgart unter www.stadtlexikon-stuttgart.de, veröffentlicht im September 2022

- Die „Hunnenbrief“-Prozesse am Stuttgarter Landgericht im November 1901
- Verabschiedung württembergischer Truppen für den kolonialen Kriegseinsatz in China 1900,
- Charlotte Sprandel (1864-1941), wichtige Funktionärin der deutschen Kolonialbewegung nach 1900

Stadtarchiv Stuttgart (Hg.): Vorstudie „Kolonialistisches Denken und Kolonialkultur in Stuttgart“, Stuttgart 2021, Download unter www.stuttgart.de/medien/ibs/stadtarchiv-stuttgart-kolonialistisches-denken-stuttgart.pdf

„Freiburg und Kolonialismus: Gestern? Heute!“

Beatrix Hoffmann-Ihde

Was soll und kann eine Ausstellung zum Thema Kolonialismus in der Bevölkerung einer Stadt wie Freiburg leisten, die weder in ökonomischer noch politischer Hinsicht zu den *key players* des deutschen Kolonialismus zählte? Und wie gelingt die Motivation einer Stadtgesellschaft, sich kritisch mit dem Kolonialismus als Phase der deutschen Geschichte auseinanderzusetzen, wenn das Grundlagenwissen darüber fehlt oder sogar die Bereitschaft, dieses zu erwerben? Diese Fragen leiteten die Erarbeitung der Ausstellung „Freiburg und Kolonialismus: Gestern? Heute!“, welche die Städtischen Museen Freiburg im Juni 2022 eröffneten.

Ausgehend von Konzepten, die Museen als Dritte Orte¹ sowie als Kontaktzone² begreifen und verknüpft mit einem dekolonialen kuratorischen Ansatz ist die Ausstellung als Plattform konzipiert, von der aus Diskurse über die Geschichte und Gegenwart kolonialer Verflechtungen Freiburgs angestoßen und in die Stadtgesellschaft getragen werden sollen. Die Einbeziehung von Positionen museumsexterner Wissensträger_innen in die Ausarbeitung der Ausstellung war daher essentiell und kam damit zugleich der Forderung postkolonialer Aktivist_innen „not about us without us“ nach. Dadurch gelang es, mehr als 20 Positionen von kolonialkritischen Akteur_innen in Freiburg und Namibia sicht- und hörbar zu machen. Das unterscheidet diese Ausstellung von früheren, die seit Anfang der 1990er Jahre Freiburgs koloniale Verflechtungen und das damit verknüpfte Erbe kritisch in den Blick nahmen. Dazu zählen die Ausstellungen der Vereine „Aktion Dritte Welt e.V.“ (1992) und „freiburg. postkolonial e.V.“ (2012)³ und die des einstigen Museums für Natur- und Völkerkunde (1995).

Die Einbeziehung so zahlreicher museumsexterner Positionen erforderte den Einsatz unterschiedlicher methodischer Bausteine: 1) die inhaltliche Gestaltung sogenannter Blank Spaces, die in Eigenverantwortung der jeweiligen Autor_innen erarbeitet wurden (insgesamt sieben; Themen: Dekolonisierung der Süd-Nord-Beziehungen, antirassistische Bildungsarbeit, außer-

europäische Schädel in der anthropologischen Sammlung der Universität Freiburg, Kulturwandel durch deutschen Kolonialismus in Namibia und Postkarten als Medien der Kolonialpropaganda); 2) Leihgaben, welche nach einem öffentlichen Aufruf der Museen von Bürger_innen angeboten wurden (Bücher und Alltagsgegenstände, vor allem mit rassistischen Inhalten); 3) eine Serie von Interviews mit Freiburger_innen, in denen sie von ihren persönlichen Bezügen zum Thema des Kolonialismus erzählen, sowie 4) künstlerische Arbeiten: eine fotografische Erzählung und das Werk „Body of Evidence“ des in Freiburg ansässigen, nigerianischen Künstlers Emeka Udemba. Es handelt sich dabei um eine kritische Auseinandersetzung mit den sogenannten Missionsspardosen, die auch in Freiburger Kirchen zur Weihnachtszeit aufgestellt waren, um Geld für die christliche Mission zu sammeln.

Um ein Bewusstsein für die Notwendigkeit zu schaffen, sich mit dem Thema des Kolonialismus und den kolonialen Verflechtungen Freiburgs kritisch auseinanderzusetzen, knüpft die Ausstellung an die Alltagserfahrungen der Besucher_innen an. Emblematisch stehen dafür im Eingangsbereich als Störer platzierte Usambaraveilchen. Als beliebte Zimmerpflanze etablierten sie sich im 20. Jahrhundert in den Wohnzimmern des Globalen Nordens, während die rund zwanzig verschiedenen Wildformen, die in den Usambara Mountains im Norden Tansanias endemisch beheimatet waren, heute nahezu ausgestorben sind. Ihr natürliches Habitat wurde durch die Anlage von Plantagen für den Kaffeeanbau zerstört, der dort während der deutschen Kolonialzeit eingeführt wurde. Der deutsche Kolonialbeamte A. von Saint Paul-Illaire (1860-1940) sandte Anfang des 20. Jahrhunderts Samen der Wildformen nach Deutschland, wo sie dann als Zimmerpflanze gezüchtet wurden.

Diese Verflechtungen zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden werden in allen sieben Kapiteln der Ausstellung offengelegt. Ein Einleitungskapitel nimmt mit acht Weltkarten zur Geschichte des europäischen und deutschen

1 Ray Oldenburg: *The great good place. Cafés, coffee shops, bookstores, bars, hair salons and other hangouts at the heart of a community*, New York 1999; Katharina Hoins: *Das Museum als Dritter Ort. Schlagwort oder Leitbegriff? Von Ray Oldenburg bis Homi K. Bhabha*, in: Henning Mohr/Diana Modarressi-Tehrani (Hg.): *Museen der Zukunft. Trends und Herausforderungen eines innovationsorientierten Kulturmanagements*, Bielefeld 2022, S. 275-294.

2 James Clifford: *Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge/MA u.a. 1997.

3 Vgl. den Beitrag von Heiko Wegmann im vorliegenden Band.



Abb. 1: Blick in die Ausstellung mit den Kapiteln „Popularisierung & Propaganda“ auf den Tischen, „Wissenschaft & Aneignung“ in der großen Vitrine und dem Zeitstrahl an der Wand dahinter.

Kolonialismus eine zeit-räumliche Verortung des Themas vor. Sie wird anschließend in einem Zeitstrahl an ausgewählten Beispielen entfaltet, der immer wieder Bezüge zu Freiburg herstellt. Dadurch wird herausgearbeitet, dass die Region um Freiburg bereits lange vor 1884/85, dem politischen Beginn des deutschen Kolonialismus, in die kolonialen Aktivitäten europäischer Akteure eingebunden war und davon profitierte. Die daraus resultierenden Verflechtungen mit dem Globalen Süden bestehen bis in die Gegenwart und die Gesellschaften des Globalen Nordens profitieren noch heute davon. Dies wird in fünf inhaltlich fokussierten Kapiteln entfaltet, in denen Konsum, christliche Mission, Expansion, Wissenschaft und Popularisierung als Themenfelder kolonialen Handelns beleuchtet werden. In diesen Kapiteln wird zugleich nach den Auswirkungen kolonialer Unterdrückung gefragt und zu reflektiven Perspektiven verknüpft, die bereits in den Titeln der Kapitel anklingen: „Konsum & Ausbeutung“, „Expansion & Krieg“, „Wissenschaft & Aneignung“ und „Popularisierung & Propaganda“. Das siebte Kapitel, das die Besucher_innen wieder in ihren Alltag zurückgeleitet, steht unter dem Motto „Let’s decolonize our world“. Es zeigt Handlungsfelder auf, in denen sich Freiburger_innen für gerechtere Süd-Nord-Beziehungen engagieren können. Der Inhalt dieses Kapitels wurde ausschließlich von museums-externen Wissensträger_innen gestaltet: von Schüler_innen des Robert Bosch United World College und von Mitgliedern der Vereine Vamos!/Color Esperanza e.V. sowie RAPRED Girubuntu e.V.

Das Kapitel „Konsum & Ausbeutung“ ist in Bezug auf die Alltagserfahrungen der Besucher_innen am anschlussfähigsten. Am Beispiel von Baumwollkleidung sowie Genuss- und Nahrungsmitteln, darunter Kaffee, Tee, Kakao, aber auch Tomatenprodukte, Reis oder Fleisch erläutert ein Scannerspiel die kolonialen Verflechtungen, in die sich jede_r Konsument_in zwangsläufig immer wieder begibt. Die jeweiligen Rohstoffe wurden nicht nur historisch, sondern werden vielfach auch heute noch unter ausbeuterischen Bedingungen produziert. Wie stark der Konsum sogenannter Kolonialwaren während der Zeit des deutschen Kolonialismus in Freiburg zunahm, zeigt der Zuwachs von Kolonialwarengeschäften: Er stieg zwischen 1870 und 1914 von weniger als zehn auf weit mehr als hundert. Am Beispiel von Vogelfedern und Elfenbein wird zudem die koloniale Ausbeutung der Natur thematisiert. Solche kolonialen Zugriffe auf Naturressourcen finden auch heute noch statt und werden anhand von Asservaten der Zollstation Lörrach (Taschen, Schuhe, Uhrenarmbänder aus Schlangen- oder Krokodilleder, Mantel aus Raubkatzenfell) thematisiert.

Die koloniale Verflechtung Freiburgs auf der institutionellen Ebene wird im Kapitel „Wissenschaft & Aneignung“ herausgearbeitet. Die Universität verwahrt eine anthropologische Sammlung mit zahlreichen außereuropäischen Schädeln, die unter anderem aus deutschen Kolonialgebieten stammen. Der Rassenhygieniker Eugen Fischer (1874-1967) nutzte diese Sammlung, um seine menschenverachtende Ideologie zu formulieren. Durch die Erwerbungspraxis des 1895 gegründeten



Abb. 2: Blick das Kapitel „Expansion & Krieg“ mit dem Namibia-Fokus.

Museums für Natur- und Völkerkunde, heute als Museum Natur und Mensch weitergeführt, haben sich komplexe koloniale Verflechtungen in die Institution eingeschrieben. Dies wird anhand von Exponaten erläutert, die das Museum Anfang des 20. Jahrhunderts in einer Großvitrine zeigte. Auf die koloniale Verflechtung dieser Objekte verweisen die Angaben zu deren Provenienz, die biographische Informationen zu mehr als zwanzig Sammler_innen erweitern. Sie werden dreisprachig auf kleinen Karten zur Lektüre in der Ausstellung angeboten.

Am Beispiel von prokolonialen und/oder rassistischen Großveranstaltungen (Kolonialausstellungen, Kolonialtagung 1935, Völkerschauen) zeigt das Kapitel „Popularisierung & Propaganda“, dass und wie koloniales und rassistisches Gedankengut alle Lebensbereiche der Freiburger Bevölkerung durchdrang (Abb. 1). Die Reaktionen auf einen 2021 veröffentlichten Zeitungsartikel über rassistische Stereotype des Europa Parks Rust (nahe Freiburg gelegen) machen deutlich, wie tief rassistische Vorstellungen auch heute noch im Denken vieler Menschen verankert sind. Fastnachtsspraxen, wie Black Facing, unterstreichen dies zusätzlich. Das Kapitel „Mission & Widerstand“ problematisiert die christliche Mission und verweist zugleich auf widerständige Praxen im Kontext von Religion. So wurden im nördlichen Bismarckarchipel während der Zeit des deutschen Kolonialismus Mallanghane nicht nur für die lokalen Totenrituale hergestellt, sondern auch für den Verkauf an europäische Sammler_innen. Von dem Erlös bezahlten die lokalen Künstler_innen zuweilen auch die von der Kolonialverwaltung eingeführte Kopfsteuer.

Sie umgingen damit die Lohnarbeit auf den Plantagen, zu der sie die Steuerabgabe zwingen sollte.

Das Kapitel „Expansion & Krieg“ ist das einzige in der Ausstellung, das mit einem regionalen Fokus, und zwar auf das damalige Deutsch-Südwestafrika (das heutige Namibia) verknüpft ist (Abb. 2). In dieses Kapitel konnten Beiträge von drei verschiedenen namibischen Kooperationspartner_innen einbezogen werden. In zwanzig gleich großen Vitrinen, deren säulenartige Anordnung an das Berliner Holocaustdenkmal erinnert, präsentieren nama-, otjherero- und oshivambosprachige Kulturerbe-Aktivist_innen (Lovisa T. Nampala, Emily Mutota, Immanuel Banda Vesevete, Welfriedtine Naobes, Golda Ha-Eiros und Steven H. Isaak) Objekte der Ethnologischen Sammlung des Museum Natur und Mensch. Deren Auswahl war von der Frage nach dem kulturellen Wandel geleitet, den der deutsche Kolonialismus bei den jeweiligen Herkunftsgesellschaften in Gang setzte. Entlang der Wände in diesem Ausstellungsbereich befinden sich zwei Fotostrecken, die zum einen Akteure des Nama- und Herero-Krieges gegen die deutsche Kolonialmacht präsentieren und zum anderen den Spuren des deutschen Kolonialismus im heutigen Namibia nachgehen. Hierbei handelt es sich um eine fotografische Erzählung, welche die namibische Kuratorin Aino Moongo im Auftrag der Städtischen Museen zusammenstellte. Sie wählte dafür Arbeiten von Isabel T. Katjavivi, Namafu Amutse, Shomwatala Shivute und Nicola Brandt aus und verlieh damit der Erzählung eine doppelt namibische Perspektive. Der dritte namibische Beitrag für dieses Kapitel ist

der Dokumentarfilm „Herero Genocide Survivor Narratives“, der unter der Leitung von Sarala Krishnamurthy (NUST) entstanden ist und aus dem mehrere Ausschnitte gezeigt werden.

Fazit

Die Ausstellung wird überwiegend positiv angenommen und ist sehr gut besucht. Rückmeldungen zeigen, dass angesichts der Themenvielfalt und Textmenge viele Besucher_innen mehrfach in die Ausstellung gehen wollen oder bereits gingen. Die einjährige Laufzeit der Ausstellung bietet darüber hinaus die Chance auf eine breite Rezeption durch die Stadtgesellschaft. Die große Vielfalt an Themen, die in der Ausstellung manchmal nur mit einem Exponat angesprochen werden, kritisierten manche Besucher_innen als oberflächlich. Das Ausstellungsteam will jedoch ein breites und über das Thema vermutlich eher defizitär informiertes Publikum ansprechen, um die Aufarbeitung des Kolonialismus und der bis in die Gegenwart reichenden Folgen im städtischen Diskurs zu platzieren. Daher war es eine bewusste Entscheidung, viele Themen anzureißen, die zumeist auch eine eigene Ausstellung füllen können.

Das Kapitel „Expansion & Krieg“ besuchten bereits in den ersten Monaten der Laufzeit mehrere namibische Delegationen. Neben dem auch von ihnen formulierten Wunsch nach einer noch differenzierteren und ausführlicheren Präsentation der namibisch-deutschen Verflechtungen erbrachten diese Besuche auch Detailinformationen über einzelne Exponate, hier vor allem zu Fotografien und dort abgebildeten Personen. Ein weiterer Kritikpunkt von Besucher_innen ohne Deutschkenntnisse ist die Einsprachigkeit auf der Ebene der Objekttexte. Aus Kosten- und Platzgründen wurde hier von den Städtischen Museen auf die Dreisprachigkeit verzichtet, was jedoch mit Blick auf das Ausstellungsthema und internationale Besucher_innen noch einmal überdacht werden sollte.

Weiterführende Literatur:

- Eva Gerhards (Hg.): Als Freiburg die Welt entdeckte. 100 Jahre Museum für Völkerkunde. Für die Stadt Freiburg und das Museum für Völkerkunde herausgegeben, Freiburg 2022.
- Bernd-Stefan Grewe/Markus Himmelsbach/Johannes Theisen/Heiko Wegmann: Freiburg und der Kolonialismus. Vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus, Freiburg im Breisgau 2018.
- Beatrix Hoffmann-Ihde (Hg.): Freiburg und Kolonialismus: Gestern? Heute! Für die Städtischen Museen Freiburg herausgegeben, Dresden 2022.

Bildnachweise

Titelblatt (Entwurf: Mike Glüsing)

Theater Hagen

<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Theaterhagen.JPG?uselang=de>. Lizenznennung erforderlich: GNU-Lizenz für freie Dokumentation. Fotograf: Bärwinkel, Klaus

Hagen Rathausplatz

https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Hagen_Rathausplatz_2018.jpg. Lizenznennung erforderlich: GNU-Lizenz für freie Dokumentation. Fotograf: Ehlers, Klaus

Hagen Hauptbahnhof

https://commons.wikimedia.org/wiki/File: Bahnhof_Hagen_Hbf_02_Empfangsgeb%C3%A4ude.jpg. Lizenznennung erforderlich: GNU-Lizenz für freie Dokumentation. Fotograf: Ehlers, Klaus

Rathaus an der Volme

https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Rathaus_an_der_Volme_2.JPG. Lizenznennung erforderlich: GNU-Lizenz für freie Dokumentation. Fotograf: Bärwinkel, Klaus

SIHK Hagen

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:SIHK_Hagen.jpg. Lizenznennung erforderlich: Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 International. Fotograf: Bärwinkel, Klaus

Hintergrund

Schulwandbild, Lüderitzbucht von der Haifisch-Insel gesehen (1910), Maler: Ernst Vollbehr. Künstlerische Kolonial-Bilder für Schule und Haus, Kommissionsverlag: Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe G. m. b. H., Vorlage aus dem Bestand der Ev. Volksschule Haspe-Heubing (heute im Christian-Rohlf's-Gymnasium), Signatur IV 22.1. Fotograf: Müller, Bernd

Fernes Hagen? Möglichkeiten einer kritischen Kolonialgeschichte „vor Ort“ (Fabian Fechner/Barbara Schneider)

Abb. 1: Schulwandbild, „Lüderitzbucht von der Haifisch-Insel gesehen“, Maler: Ernst Vollbehr. © Bernd Müller

Abb. 2: Das „Genocide Memorial“ vor der Alten Feste in Windhoek, Foto von Pemba.mpimaji,

https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/69/Genozid-Denkmal_vor_der_Alten_Feste_in_Windhoek4.jpg

Teil 1: Fernes Hagen. Kolonialismus und wir

Ästhetische Zerrbilder? „Exotik“ und Hagener Firmen (Barbara Schneider)

Abb. 1: Erwin Bindewald/ Karl Kasper: Bunter Traum auf gewebtem Grund, 2. Auflage, Braunschweig 1950, S. 152.

Abb. 2: Erwin Bindewald/ Karl Kasper: Bunter Traum auf gewebtem Grund, 2. Auflage, Braunschweig 1950, S. 153.

Abb. 3: Foto © Stefan Fuhrmann, vgl. auch Motiv auf S. 11 mit demselben Copyright.

Abb. 4: Foto © Stefan Fuhrmann

Abb. 5: Foto Barbara Schneider

Abb. 6: Foto Barbara Schneider

Kultur, Kommerz und Kolonialpoesie in der Hagerer Moderne (Nina Lawryniuk)

Abb. 1: Folkwang, Erstes Heft Frühjahr 1921, Folkwang-Verlag Hagen i. W., S. 4, Osthaus-Archiv Hagen (FOV 21/3), courtesy Osthaus Museum Hagen.

Abb. 2: Postkarte um 1918, Hagerer Heimatbund, Slg.-Clever-0763.

Abb. 3: Rainer Stamm: Exoten und Expressionisten – Das Folkwang Museum als „Mikrokosmos des Geistes der Erde“, in: Westfalen – Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 71 (1993), S. 251–258, Vorlage im Osthaus-Archiv Hagen, courtesy Osthaus Museum Hagen.

Abb. 4: Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen, F 2/244, Schreiben von Wiesner an Osthaus, 6.11.1916, Dok. 1, courtesy Osthaus Museum Hagen.

Abb. 5: Karl Ernst Osthaus-Archiv Hagen, F 2/244, Durchschlag von Osthaus' Antwort an Wiesner, 17.11.1916, Dok. 3, courtesy Osthaus Museum Hagen.

Abb. 6: Carl Horst Andreas: Auf großer Pirsch in Eis und Tropen, Gütersloh 1965, Ausschnitt der Tafel vor S. 249.

Abb. 7: Bildarchiv des Hagerer Heimatbundes, Digitalisat, HHB-Neg. Reinecke-Haspe-Andreas-003.

Abb. 8: Sammlung Ulrich Günnemann, Foto © Ulrich Günnemann

Abb. 9: Westfälische Rundschau vom 15.8.1962, Sammlung Ulrich Günnemann

Abb. 10: Sammlung des Hagerer Heimatbundes

Deutschlands Platz an der Sonne im Unterricht. Koloniale Schulwandbilder aus Haspe (Dennis Schmidt)

Abb. 1: Schulwandbild, Die deutschen Diamantfelder, Maler: Ernst Vollbehr. © Bernd Müller

Abb. 2: Tuschezeichnung aus: Ernst Vollbehr: Im Land der deutschen Diamanten.

Tagebuch von einer Reise in Südwest (Schaffsteins Grüne Bändchen, Bd. 19), 3. und 4. Auflage, Köln o. J., S. 5.

Abb. 3: Schulwandbild, Swakopmund vom Brückenkopf gesehen, Maler: Ernst Vollbehr. © Bernd Müller

Abb. 4: Tuschezeichnung aus: Ernst Vollbehr: Im Land der deutschen Diamanten. Tagebuch von einer Reise in Südwest (Schaffsteins Grüne Bändchen, Bd. 19), 3. und 4. Auflage, Köln o. J., S. 60.

Abb. 5: Schulwandbild, Blick vom Kilimandscharo auf die Massaissteppe, Maler: Wilhelm Kuhnert. © Bernd Müller

Abb. 6: Schulwandbild, Viktoria und die beiden Kamerunberge, Maler: Rudolf Hellgrewe. © Bernd Müller

Abb. 7: Tuschezeichnung aus: Ernst Vollbehr: Im Land der deutschen Diamanten.

Tagebuch von einer Reise in Südwest (Schaffsteins Grüne Bändchen, Bd. 19), 3. und 4. Auflage, Köln o. J., S. 39.

Abb. 8: Schulwandbild, Kreuzer und Kanonenboot hissen auf Ponape die deutsche Flagge, Maler: Carl Saltzmann. © Bernd Müller

„...den Seegedanken zu pflegen“?

Hagerer Krieger- und Marinevereine – Krieg und Gewalt in China und im kolonialen Afrika (Michael Rösser)

Abb. 1: Adreßbuch für den Stadt- und Landkreis Hagen i. W. nebst Adreßbuch für die Stadt Hohenlimburg. Nach amtlichen Quellen und Original-Aufnahmen zusammengestellt, 19. Aufl., Hagen 1910, Bildarchiv des Hagerer Heimatbundes.

Abb. 2: Postkarte von 1908, Bildarchiv des Hagerer Heimatbundes.

Abb. 3: Winfried Törnig: „Sommer 1900“. Hohenlimburger im Reich der Mitte, in: Hohenlimburger Heimatblätter für den Raum Hagen und Iserlohn 64, Heft 8 (2003), S. 292.

Zwischen Entkolonialisierung und kirchlicher Entwicklungsarbeit.

Ein Konvolut aus dem Nachlass A. Kunigk (Christoph Schwab)

Abb. 1: Die beiden Schulen in Magamba in der Trägerschaft der Usambara-Digo-Kirche, © Hauptarchiv v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel, Foto: K.H. Klubescheidt.

Abb. 2: Zwei Tanzschellen aus geschmiedetem Eisen, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan KI 187/188), Foto: © Bernd Müller

Abb. 3: Zwei Stolen aus Textilfaser, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan KI 185/186), Foto: © Bernd Müller

Abb. 4: Ein hölzerner Stab mit Eisenblechschuh als Würdezeichen, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan KI 184 a), Foto: © Bernd Müller

Abb. 5: Porträtfoto von Elisa, Koch der Familie Kunigk, © Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan KI 184 b).

Abb. 6: Eine gesockelte Trommel aus Holz und Rindsleder, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan M 80), Foto: © Bernd Müller

Abb. 7: Eine bedruckte Matte aus Rindenbast, Archiv- und Museumsstiftung der VEM (Afr./Tan H 321), Foto: © Bernd Müller

Ethnologie als Politik und Wissenschaft –

Afrika in den Biographien von Heinrich Wieschhoff und Burkhart Waldecker (Fabian Fechner)

Abb. 1: Das Eselsohr. Schülerzeitschrift der Pestalozzi-Gymnasien Unna, Ostern 1962, Heft 5, S. 5.

Abb. 2: © Frobenius-Institut, Frankfurt

Abb. 3: Frobenius-Institut, Frankfurt, FoA-vi VP150917. Zur Identifizierung der Personen vgl. Frobenius. Die Kunst des Forschens, S. 56 und Björn Schipper: Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Frobenius-Instituts, in: Karl-Heinz Kohl/Editha Plate (Hg.): Gestalter und Gestalten. 100 Jahre Ethnologie in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main/Basel 2006, S. 242.

Abb. 4: Frobenius-Institut, Frankfurt, FoA 09-10006. Zur Identifizierung der Personen vgl. Frobenius. Die Kunst des Forschens, S. 64.

Abb. 5: Privatarchiv Nettmann.

Abb. 6: Gaston Derkinderen (Hg.): Atlas du Congo belge et du Ruanda-Urundi, Paris u. a. 1955, S. 38, dort als Ill. 7. Die originale Bildunterschrift lautet: „Pyramide près de Rutana (Urundi) marquant l’endroit de la source la plus méridionale du Nil.“

Abb. 7: Vorlage im Bestand des Lehrgebiets Geschichte Europas in der Welt, FernUniversität in Hagen

Abb. 8: © Foto Werner Schaub

Teil 2: Das koloniale Erbe im Fokus einer Stadt – Versuch einer Bestandsaufnahme bisheriger Ausstellungen

„Aachen und der deutsche Kolonialismus – ein lokalhistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“

(Marianne Bechhaus-Gerst)

Abb. 1: Pädagogisches Zentrum Aachen e.V.

Abb. 2: Pädagogisches Zentrum Aachen e.V.

„freedom roads! koloniale straßennamen | postkoloniale erinnerungskultur“.

Geschichte, Kunst und Beteiligung (Wanderausstellung, 2010–2014) (Christian Kopp)

Abb. 1: Foto: afrika-hamburg.de

„zurückGESCHAUT. Die Erste Deutsche Kolonialausstellung in Treptow 1896“.

Zur Dauerausstellung im Museum Treptow (Berlin) (Christian Kopp)

Abb. 1: Theodor Leutwein: Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, Berlin 1906, S. 515.

„Kauft deutsche Bananen! Kolonialwaren und ihr Handel in Bielefeld“ (Barbara Frey)

Abb. 1: Foto: Jörg Schaaber

Abb. 2: Bielefelder Adreßbuch 1900 (Stadtarchiv Bielefeld)

Ausstellung(en) „Koloniale Verbindungen. Rheinland/Grasland – Deutschland/Kamerun“ 2017 im Stadtmuseum Düsseldorf und 2018 im Musée des Civilisations in Dschang (Yagmur Karakis)

Abb. 1: Foto: grosch+rausch gbr – valiguity creative studio, 2017.

Abb. 2: Foto: Martin Doll, 2018.

„Kolonialismus in Erfurt, 1503 bis heute“ (Urs Lindner)

Abb. 1: Foto: Privat.

Abb. 2: Foto: Privat.

„Rum, Schweiß und Tränen“.

Die regionale Aufarbeitung eines binationalen Kolonialerbes (Marco L. Petersen)

Abb. 1: Schiffahrtsmuseum Flensburg.

Abb. 2: Foto: Marco L. Petersen.

Abb. 3: Foto: Impuls Design, vgl. auch S. 73.

Abb. 4: Foto: Mikkel Leth Jespersen.

Abb. 5: Foto: Marco L. Petersen.

„Freiburg und die deutsche Kolonialgeschichte in Afrika“.

Eine folgenreiche Ausstellung von freiburg-postkolonial. Ein Erfahrungsbericht (Heiko Wegmann)

Abb. 1: Foto Heiko Wegmann (2012).

Abb. 2: Foto Rosaly Magg/iz3w (2015).

„Köln Postkolonial – ein lokalthistorisches Projekt der Erinnerungsarbeit“ (Marianne Bechhaus-Gerst)

Abb. 1: KopfWelten e.V./Köln Postkolonial

Köln Postkolonial – „Die Geschichte des Afrika-Viertels in Nippes“ (Marianne Bechhaus-Gerst)

Abb. 1: KopfWelten e.V./Köln Postkolonial

„DECOLONIZE MÜNCHEN“ (Eva Bahl, Zara Jakob Pfeiffer, Martin W. Rühlemann)

Abb. 1: Foto: Zara Jakob Pfeiffer

Abb. 2: Foto: Zara Jakob Pfeiffer

Die Stuttgarter Werkstattausstellung „Schwieriges Erbe. Linden-Museum und Württemberg im Kolonialismus“ (Heiko Wegmann, Markus Himmelsbach)

Abb. 1: Foto: Dominik Drasdown, Linden-Museum Stuttgart.

Abb. 2: Foto: Dominik Drasdown, Linden-Museum Stuttgart.

Von der „Leerstelle“ zur „Lehrstelle“ – Nachtrag zur Stuttgarter Ausstellung „Schwieriges Erbe“ (Markus Himmelsbach, Heiko Wegmann)

Abb. 1: Foto: Harald Völkl, Linden-Museum Stuttgart.

Abb. 2: Foto: Harald Völkl, Linden-Museum Stuttgart.

Abb. 3: © Linden-Museum Stuttgart.

„Freiburg und Kolonialismus: Gestern? Heute!“ (Beatrix Hoffmann-Ihde)

Abb. 1: Foto: Axel Killian (2022), Copyright: Städtische Museen Freiburg.

Abb. 2: Foto: Axel Killian (2022), Copyright: Städtische Museen Freiburg.

Hinterer Umschlag (Entwurf: Mike Glüsing)

Abb. 1: Tuschezeichnung aus: Ernst Vollbeh: Im Land der deutschen Diamanten. Tagebuch von einer Reise in Südwest (Schaffsteins Grüne Bändchen, Bd. 19), 3. und 4. Auflage, Köln o. J., S. 5.

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Eva Bahl ist Ethnologin und Soziologin und seit 2014 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Methodenzentrum Sozialwissenschaften der Universität Göttingen. Sie war in der politischen Bildungsarbeit tätig. Mitglied der Gruppe [muc] münchen postkolonial, Mitherausgeberin des Ausstellungskatalogs „Decolonize München“, beteiligt am Projekt mapping.postkolonial.net.

Prof. Dr. Marianne Bechhaus-Gerst ist Afrikanistin, Historikerin und Kulturwissenschaftlerin. Sie forscht und schreibt u.a. zur Geschichte von Menschen afrikanischer Herkunft in Deutschland, zur deutschen Kolonialgeschichte und zum Kolonialismus im Rheinland. Als Kuratorin hat sie verschiedene Ausstellungen zu diesen Themen eingerichtet. Seit vielen Jahren ist sie außerdem im Bereich Interkulturelle Kommunikation und Bildung, als Anti-Rassismus-Trainerin und Critical Whiteness-Coach tätig.

Dr. Fabian Fechner, Arbeitskreis Hagen postkolonial, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrgebiet Geschichte Europas in der Welt an der FernUniversität in Hagen. In seiner Doktorarbeit an der Universität Tübingen hat er lokale Prozesse der Entscheidungsfindung am Beispiel des Jesuitenordens in Paraguay untersucht. Derzeit forscht er zu geographischem Wissen in Afrikakarten des 18. und 19. Jahrhunderts.

Dr. Barbara Frey, Arbeitskreis Bielefeld postkolonial, arbeitet freiberuflich als Historikerin sowie als Kultur- und Theaterpädagogin. Sie lehrt an der Fachhochschule Bielefeld, Fachbereich Sozialwesen, und der Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft. Veröffentlichungen und Ausstellungen zu Regional-, Kolonial- und Industriegeschichte, Mitherausgeberin des Tagungsbandes „Koloniale Welten in Westfalen“ (Paderborn: Ferdinand Schöningh 2021).

Markus Himmelsbach ist Provenienzforscher am Linden-Museum Stuttgart. Er kuratierte neben der Ausstellung „Schwieriges Erbe“ dort auch die Ausstellung „Objekte & Sammler“, die im Rahmen eines Bundeskulturstiftungsprojektes nach neuen Wegen sucht, wie Provenienzforschung vermittelt werden kann.

Beatrix Hoffmann-Ihde, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Städtischen Museen Freiburg und Kuratorin der Ausstellung „Freiburg und Kolonialismus: Gestern? Heute!“. Zuvor wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Bonn, Potsdam und der FU Berlin sowie am Ibero-Amerikanischen Institut Berlin. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte sind Museumsethnologie und hier besonders die Erprobung dekolonialer Forschungs- und Ausstellungspraxen durch die kollaborative Zusammenarbeit mit museumsexternen Wissensträger_innen.

Yagmur Karakis ist Forschungsvolontärin im Bereich Provenienzforschung des Rautenstrauch-Joest-Museums Köln. Gleichzeitig promoviert sie zum Thema Akteursnetzwerke und Infrastrukturen einer Forschungsexpedition in Kamerun 1911–13. Sie ist Mitglied des Historikerinnenkollektivs RheinlandGlobal und der Arbeitskreise düsseldorf postkolonial sowie wuppertal postkolonial und bietet in beiden Städten kolonialgeschichtliche Stadtrundgänge an. Sie arbeitete beim Projekt „koloniale Verbindungen Rheinland/Grasland – Deutschland/Kamerun“ mit und lehrte u.a. an der Universität Passau „Passaus koloniale Vergangenheit in Gegenwart und Geschichte“.

Evelyn Kloos, M.A., Krankenschwester. Nach dem Abitur Studium der Völkerkunde und Europäischen Ethnologie an der Philipps-Universität Marburg. Die beschriebene Ausstellung entstand im Rahmen einer SAM (Strukturanpassungsmaßnahme) der Arbeitsagentur Oldenburg. Sie war Co-Kuratorin von verschiedenen Sonderausstellungen mit Veröffentlichungen am Landesmuseum Natur und Mensch, zur Zeit arbeitet sie dort als Honorarkraft im Bereich Vermittlung.

Christian Kopp ist Historiker, Ausstellungsmacher und seit 2007 Aktivist bei Berlin Postkolonial. Er leitet die Bereiche „Geschichte[n]“ und „[Re]präsentationen“ im Verbundprojekt Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt, das seinen Raum am Platz der historischen Berliner Afrika-Konferenz in der Wilhelmstraße 92 hat.

Nina Lawryniuk ist Bachelorstudentin im Studiengang Kulturwissenschaften an der FernUniversität in Hagen mit dem Schwerpunkt Geschichte. Sie hat sich bereits im Seminar „Hagen postkolonial“ 2018 mit der Sammeltätigkeit von Karl Ernst Osthaus auseinandergesetzt und darüber 2019 in der Publikation „Koloniale Vergangenheiten der Stadt Hagen“ einen Artikel verfasst.

Dr. Urs Lindner ist Philosoph am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt und engagiert sich in der Initiative Decolonize Erfurt. Derzeit arbeitet er an einem Habilitationsprojekt zu Gleichstellungspolitik („The Egalitarian Justification of Affirmative Action“). Publikationen und Lehre auf den Gebieten der politischen Philosophie, der Sozialtheorie und der Philosophie der Sozialwissenschaften.

Marco Lindenberg Petersen arbeitet als Historiker in der Schleswigschen Sammlung der Dänischen Zentralbibliothek für Südschleswig in Flensburg. Er ist u.a. Herausgeber und Mitautor des Sammelbandes „Sønderjylland-Schleswig Kolonial. Das kulturelle Erbe des Kolonialismus in der Region zwischen Eider und Königsau“ (Odense: Syddansk Universitetsforlag 2018).

Zara Jakob Pfeiffer ist Politikwissenschaftler_in, wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in der Gleichstellungsstelle für Frauen der Landeshauptstadt München, lehrbeauftragt an der Kunstuniversität Linz, freiberufliche Tätigkeit als Autor* und Referent*in. Mitglied der Gruppe [muc] münchen postkolonial, Mitherausgeber* des Ausstellungskatalogs „Decolonize München“, beteiligt am Projekt mapping.postkolonial.net, Kurator*in des Ausstellungsteils „Spuren Blicke Stören“ / DECOLONIZE MÜNCHEN.

Michael Rösser ist Projektmitarbeiter im Rahmen des „Masters Geschichte Europas“ der FernUniversität in Hagen. In seiner Dissertation an der Universität Erfurt untersucht er die ‚Globalgeschichte der Arbeit‘ anhand dreier Fallstudien im kolonialen Ostafrika. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und der Universität Regensburg. Universitäre Lehre, Veröffentlichungen und Vorträge zu verschiedenen Themen der Global- und der (post-)kolonialen Geschichte.

Dr. Martin W. Rühlemann arbeitet freiberuflich als Historiker sowie als Referent für interkulturelle Öffnung bei der Münchensstift GmbH. Veröffentlichungen und Mitarbeit bei Ausstellungen zu Themen der Stadt-, Vergnügungs- und Kolonialgeschichte. Mitglied der Gruppe [muc] münchen postkolonial, Mitherausgeber des Ausstellungskatalogs „Decolonize München“, Kurator des Ausstellungsteils „Spuren Blicke Stören“ / DECOLONIZE MÜNCHEN.

Dr. Dennis Schmidt ist Lehrbeauftragter für besondere Aufgaben an der FernUniversität in Hagen. In seiner Dissertation an der Eberhard Karls Universität Tübingen hat er sich mit josephinischen Reformen in der Habsburgermonarchie beschäftigt. Er co-kuratierte die virtuelle Ausstellung „bedrohte-Ordnungen.de“. Gegenwärtig arbeitet er an einem Projekt zur Rückkehr von Kolonialsoldaten.

Barbara Schneider, M. A., Arbeitskreis Hagen postkolonial, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrgebiet Geschichte Europas in der Welt an der FernUniversität in Hagen. In ihrer Dissertation an der FernUniversität untersucht sie den Globalisierungsprozess der okzidentalen Kunstmusik vor dem Hintergrund des europäisch-asiatischen Kulturtransfers, der mit der Öffnung Japans in der Mitte des 19. Jahrhunderts vervielfacht und beschleunigt wurde.

Christoph Schwab arbeitet als Kurator in der Archiv- und Museumsstiftung der VEM in Wuppertal. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Sammlungsbetreuung, Konzeption und Umsetzung von Ausstellungen zu den Themenfeldern Missionsgeschichte, Zeitgeschichte und Gegenwartskunst in internationalen kirchlichen Kontexten sowie Bildungs- und Vermittlungsarbeit im Rahmen der Stiftung als außeruniversitären und außerschulischen Lernort.

Dr. Heiko Wegmann ist freiberuflicher Sozialwissenschaftler und Historiker, Kurator der Ausstellung „Schwieriges Erbe“ des Linden-Museums Stuttgart und seit 2005 Betreiber des Forschungs- und Bildungsprojektes freiburg-postkolonial.de. 2019 publizierte er die Biografie „Vom Kolonialkrieg in Deutsch-Ostafrika zur Kolonialbewegung in Freiburg. Der Offizier und badische Veteranenführer Max Knecht (1874–1954)“ (Freiburg i. Br.: Rombach 2019). Neben dem Kolonialismus forscht er zur Geschichte der SS in Südbaden.

